

Schwäbische Heimat

Juli-September DM 12.00



1996/3

Die Villa rustica
von Bochingen

Pfiffiges Stadtmuseum
in Weil der Stadt

Gaggstatt: Jugendstilkirche
in einem hohenlohischen Dorf

Kunst aus dem Katalog:
Galvanoplastisches der WMF

Schwäbische Heimat

47. Jahrgang
Heft 3
Juli–September 1996

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

**Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle
des Schwäbischen Heimatbundes:**

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (0711) 23942-0, Telefax (0711) 2394244
Durchwahlen:

Geschäftsführer: Dieter Dziellak (0711) 2394222
Studienreisen: Sabine Langguth (0711) 2394211
Verwaltung: Hans-Joachim Knapfer (0711) 2394212
Geschäftszeiten:
Montag bis Freitag: 9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Inhalt

RAIMUND WEIBLE Zur Sache: Eine konzertierte Aktion gegen den Naturschutz	225
HARALD BUCHMANN/REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Landschaft und «Landschaftsverbrauch» im Zabergäu	226
DIETER KAPFF Die Villa rustica von Bochingen – Ein Fall für die Wissenschaft	228
WILFRIED SETZLER Das Tübinger Schloßportal – Ein Meisterwerk der Renaissancezeit	238
FRIEDEMANN SCHMOLL Kunst als Katalogartikel – Die Galvanoplastische Kunstanstalt der Württembergischen Metall- warenfabrik	242
HEINRICH FISCHER Adolph und Karl Krabbe, zwei Stuttgarter Verleger	249
BERNHARD HÜMMELCHEN Die Benediktsvita im ehemaligen Kloster Ochsenhausen – Eine Rarität in Oberschwaben	254
HANS ROTH Ein Kleinod in Hohenlohe: Die Dorfkirche in Gagstatt	265
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Stadtmuseum Weil der Stadt	270
Buchbesprechungen	285
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	297
sh intern	298
Reiseprogramm	317
sh aktuell	318
Persönliches	340

Das Titelbild zeigt einen sensationellen Grabungsfund: Steinreihe um Steinreihe liegen die West- und die Südmauer des Wirtschaftsgebäudes einer Villa rustica in Bochingen flach auf dem Boden. Rechts oben ein Stück der Hofmauer. Im Steingewirr zeichnen sich, vom Steiger aus betrachtet, die Grundmauern ab. Näheres auf den Seiten 228 ff.

Raimund Weible Zur Sache: Eine konzertierte Aktion gegen den Naturschutz

Es sollte Folgen haben, dieses Gutachten. 1994 legte der Tübinger Professor und Lehrstuhlinhaber für öffentliches Recht, Ferdinand Kirchhof, dem damaligen baden-württembergischen Wirtschaftsminister Dieter Spöri eine Bestandsaufnahme bürokratischer Widrigkeiten vor. Auf 124 Seiten benannte er Ursachen für die Verzögerung der Bauleitplanung. Als «besonders störende Behörden» zählte er darin, in dieser Reihenfolge, die Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz sowie die Naturschutzbehörden und -beauftragten auf. Kirchhof im Originalton: «Die Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz stehen an der Spitze kompetenzwidriger Einflußnahme. Eine weitere, ernstzunehmende Fehlerquelle bilden ausgedehnte Einwendungen der Naturschutzbehörden sowie der Naturschutzbeauftragten der Kreise.»

Die professorale Kritik ist schon während der Zeit der CDU/SPD-Koalition dankbar aufgenommen worden. Bestätigte sie doch, was viele Bürgermeister und Landräte schon lange gedacht und immer wieder vorgebracht hatten. Endlich waren die Hauptschurken namhaft gemacht worden, jene lästigen Funktionsträger, die angeblich den wirtschaftlichen Fortschritt blockieren und boykottieren. Es ist bekannt, was mit den Ämtern für Wasserwirtschaft und Bodenschutz geschehen ist. Sie wurden aufgelöst, ein kleiner Teil der Bediensteten den Wasserdirektionen, der Hauptteil der Beschäftigten den Landratsämtern zugeschlagen. Dort arbeiten sie inzwischen unter der Fuchtel der Landräte.

Die neue CDU/FDP-Koalition fährt fort mit der Demontage der Naturschutzstellen. Teufel und Döring machen die Tür auf: Der nächste bitte. Auf Kirchhofs ultimativer Hitliste der Störer stehen an zweiter Position die Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege. Und, auf gleichem Niveau, die ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten der Landkreise. Was folgte nun? Die Koalitionspartner vereinbarten, von den Bezirksstellen 44 Bedienstete ab-zuziehen und sie den Landratsämtern zuzuwenden. Um somit, wie es schönfärberisch in dem Papier heißt, die Voraussetzung für «integrierte Entscheidungen» zu schaffen. Das nennt man die Stärkung des Naturschutzes vor Ort.

Eine scheinheilige Argumentation. Tatsächlich geht es darum, bisher weitgehend unabhängige Spezialisten in die Disziplin zu nehmen, ihnen die Zähne zu ziehen. Gleichzeitig schwächt die Koalition die Bezirksstellen, läßt sie ausbluten. Außerdem sollen

die Bezirksstellen eines ihrer wichtigsten Rechte beraubt werden. Bisher konnten sie, wenn sie in Anhörungsverfahren mit der Genehmigungsbehörde keine Einigung erzielten, die Angelegenheit eine Stufe höher an den Minister zur Entscheidung weiterreichen. Diese Kompetenz, die nächsthöhere Instanz anrufen zu können, sollen auch die Naturschutzbeauftragten verlieren. Was die Koalition beabsichtigt, zeichnet sich ab als konzertierte Aktion gegen den Naturschutz.

Dieses Devolutivrecht, basierend auf dem Paragraphen 61 des Landesnaturschutzgesetzes, ist in der Vergangenheit sehr selten in Anspruch genommen worden; denn es war auch selten nötig, diese Karte zu ziehen. Schon die Möglichkeit, daß eine Angelegenheit des Naturschutzes zur Entscheidung eine Etage höher an eine ortsferne, fernab von den lokalen Zwisten residierende und mit qualifizierten Beamten ausgestattete Behörde weitergereicht werden könnte, drängte die Entscheidungsträger auf Landkreisebene dazu, den Naturschutzbeauftragten und seine Argumente ernst zu nehmen.

Künftig werden die Kreisnaturschutzbeauftragten, wenn der Landtag das Gesetz ändert, nur noch beratend tätig sein. Im Koalitionspapier heißt es dazu: «Zwischen den Naturschutzbehörden und den Kreisbeauftragten ist im Einzelfall das Benehmen herzustellen.» Ihr Einfluß wird sinken. Dafür dürfen es gern ein paar mehr sein. Zitat Koalitionspapier: «Im übrigen bleibt es bei dem bewährten System der ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten, die erforderlichenfalls zahlenmäßig ausgeweitet werden.»

Das Vorhaben der Koalition ist ein schöner Dank für das, was die Naturschutzbeauftragten der Land- und Stadtkreise über Jahrzehnte hinweg ehrenamtlich geleistet haben: Wichtigtuer, Bremser der wirtschaftlichen Entwicklung. Die Regierung weiß offensichtlich nicht, was sie an den Naturschutzbeauftragten hat. Diese Advokaten der Natur sind überlegt handelnde Leute, die ihre Entscheidungen nie übers Knie brechen. Leute, die etwas vom Naturschutz verstehen und die für lausige 350 Mark im Monat ihre Freizeit opfern.

Erst kamen die Wasserwirtschaftsämter, nun sind die Bezirksstellen und die Naturschutzbeauftragten an der Reihe. Wer wird der nächste sein? Es lohnt sich, in der Kirchhof-Schrift nachzuschauen. Wenn's weiter danach geht, stehen bald die Landesdenkmal- und die Landwirtschaftsbehörden auf der Abschußliste.

Harald Buchmann/ Reinhard Wolf Aus der Luft betrachtet: Landschaft und «Landschaftsverbrauch» im Zabergäu

Eine Landschaft wird geprägt von markanten, landschaftstypischen und unverwechselbaren Landschaftselementen. Zu diesen gehören – oder muß man sagen: gehörten? – die Ortschaften mit ihren charakteristischen Ortsbildern. Ein Bauerndorf unterscheidet sich bis vor fünf Jahrzehnten deutlich von einem Wengerterdorf; das Kalenderbild von einem Dorf der Alb war mit dem Bild von einem Dorf im Neckarland oder in Oberschwaben nicht zu verwechseln. Dies gilt heute nur noch in Grenzen: Asphalt, Porphyrplatten, Granit-Randsteine, Betonmauern und genormte Straßenbreiten findet man von Schleswig-Holstein bis in die Alpen, Einheitsziegel, Aluminium-Glas-Haustüren und Hausverputze ebenso. Schwere Holzbalkone, im Alpenraum althergebracht, sind in den Neubaugebieten hinauf bis an die Nordsee gang und gäbe. Auch die Vorgärten mit Rasen und Ziersträuchern aus dem Katalog, die Zäune, die Straßenlampen usw. bieten kaum mehr Unterscheidungsmerkmale.

Unser Luftbild aus dem Zabergäu zwischen Strom- und Heuchelberg zeigt in eindrucksvoller Weise ein weiteres Problem unserer Zeit: Neubaugebiete wachsen «unorganisch» wie Krebsgeschwüre in die freie Flur hinaus. Auch Landschaften werden durch das Wachstum der «Häuseransammlungen» allmählich uniform und verwechselbar, insbesondere dort, wo die Zusammenhänge zum Ortskern verlorengehen und Landschaftsgrenzen wie Talauen oder Hangkanten übersprungen werden, so daß sich das Häusermeer über Berg und Tal ergießt. In Gegenden ohne markante Oberflächenformen wirkt sich dieser Prozeß zunehmender Ausdruckslosigkeit der Ortschaften besonders aus. Beispiele in unserem Land gibt es genügend. In bewegteren Landschaften, insbesondere in Flußtälern, bestimmt allerdings die Umgebung den Siedlungscharakter weit stärker als die Architektur. Wenn aber Ortschaften zusammenwachsen und ganze Siedlungsbänder bilden, dann ist es mit der Gliederung und der Schönheit der Landschaft schnell vorbei.

Unser Luftbild ist 1991 über Zaberfeld, Landkreis Heilbronn, aufgenommen worden und zeigt die geschilderten Probleme überdeutlich: Baugebiet grenzt an Baugebiet; dem jüngsten sieht man an, daß es in kürzester Zeit entstanden ist. Man kann sich leicht ausmalen, wo die nächste Erweiterung stattfinden wird. Die Einwohnerzahlen von Zaberfeld sprechen für sich: 1934 unter 500, 1950 1023

Einwohner. Über drei Jahrzehnte hielt sich diese Größenordnung, dann 1984 1178 Einwohner, 1994 1678 und heute, 1996, 1820 Einwohner.

Aber nicht allein die Einwohnerzahl, auch die Art des Wohnens bringt «Flächenverbrauch» mit sich: In den Baulandausweisungen der vergangenen Jahre drücken sich die Ansprüche der Bewohner aus. Während in Verdichtungsräumen aufgrund der kaum mehr bezahlbaren Baulandpreise «verdichtetes Wohnen» Brauch wird und der Garten auf eine begrünte Sitzgruppe zusammenschmilzt, wird auf dem «flachen Land» nach wie vor in die Fläche und immer großzügiger gebaut. Statistisch nimmt die Wohnraumfläche pro Einwohner weiterhin zu, und die Bauplatzgrößen sind ausschließlich vom Quadratmeterpreis abhängig.

Für die größer werdenden Orte müssen Regen- oder Hochwasserrückhaltebecken gebaut werden, weil von Hausdächern und Straßen den Bächen und Flüssen sprunghaft immer größere Niederschlagsmengen zugeführt werden. Sicher kann ein Hochwasser in Köln nicht auf einen Starkregen im Zabergäu zurückgeführt werden, aber letztlich trägt jeder Quadratmeter versiegelter Boden im gesamten Einzugsgebiet des Rheins zu einer Verschärfung der Hochwassergefahr bei.

Aber lassen wir das Lamentieren über die offensichtlich nicht zu ändernden Entwicklungen unserer Dörfer und wenden wir uns lieber der verbleibenden «freien Landschaft» auf unserem Bild zu: Der freistehende Spitzenberg ist das Wahrzeichen von Zaberfeld; er überragt die Niederung der Zaber um 50 Meter. Bis 1800 wurde die Bergkuppe landwirtschaftlich genutzt, der heutige Wald auf der aus Schilfsandstein bestehenden Bergkappe ist also nicht ursprünglich. Der Spitzenberg hat dieselbe Höhenlage wie der Heuchelberg, zu dem er geologisch auch gehört und von dem er durch die Erosionskraft der Zaber und ihrer Seitenbäche abgelöst wurde. Der im Bereich des Gipskeupers liegende Süd- und der Westhang des Spitzbergs wird von Rebstöcken eingenommen; dabei handelt es sich um eine der wenigen nicht rebflurbereinigten Flächen im Zabergäu. Etliche Grundstücke werden nicht mehr genutzt; sie sind im Besitz eines Naturschutzvereins und werden als «Ökozellen» gepflegt und vor völliger Verwachsung gesichert. Auch die alten Weinbergmauern werden hier von ehrenamtlichen Naturschützern erhalten und dort wieder auf-



gebaut, wo sie eingefallen sind. Die alte Weinberglandschaft des Zabergräus mit ihrer Verflechtung von Nutz- und Naturlandschaft und mit ihrer Fülle an Naturschönheiten und Idyllen einer traditionellen Kulturlandschaft, wie sie Otto Linck in seinem Buch *Der Weinberg als Lebensraum* umfassend und unnachahmlich beschrieben hat, dies alles kann am Spitzenberg auf wenigen Hektarn noch besichtigt werden. Der Weinberghang bei Weiler im Hintergrund wird hingegen neuzeitlich bewirtschaftet. Der «See» im Hintergrund ist das Michelbacher Regen-Rückhaltebecken, eines von dreien im oberen Zabergräu und das ruhigste, denn es wurde beim Bau 1975 auf die Bedürfnisse des Naturschutzes ausgerichtet, während an den beiden anderen Becken der sommerliche Badebetrieb überwiegt und mit Liegewiesen, Asphaltwegen, Parkplätzen, Wochenendhäusern und Campingplatz der Natur wenig Ansatzpunkte bietet. Am Michelbacher See hin-

gegen gibt es interessante Flachwasserbereiche mit Schwimmpflanzengesellschaften, die über breite Ufersäume, sumpfige Mulden und Feuchtwiesen in die Feldflur überleiten; eine dichte Feldhecke schirmt gegen unerwünschte Besucher ab. Bewußt wurde hier auf eine Wegeerschließung verzichtet. Der Wald am steilen Hang erschwert die Zugänglichkeit von der Westseite her; oberhalb des Waldhanges erkennt man die Feldlagen des bereits dem Heuchelberg zugehörigen Schilfsandstein-Plateaus. Noch halten sich Bebauung und freie Landschaft im Zabergräu einigermaßen die Waage, noch trägt diese Gegend die individuellen und charakteristischen Züge des Unterländer Weinbaugesbietes. In einer Zeit, in der die Ausweitung von Bauland allüberall forciert betrieben wird und weiter beschleunigt werden soll, heißt es aber aufgepaßt, damit die Reize, derer sich diese Gegend rühmt, nicht im Häusermeer untergehen!

Dieter Kapff Die Villa rustica von Bochingen – Ein Fall für die Wissenschaft

Römische Gutshöfe (*villae rusticae*) gibt es viele. In Baden-Württemberg sind es zwischen eintausend und zweitausend. Rund 1400 davon sind genau lokalisierbar. Die große Zahl nimmt nicht wunder, war doch diese Siedlungsart im ländlichen Raum die übliche zur Römerzeit. Daneben gab es im 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. die (Lager-)Dörfer (*vici*) und die Städte (*municipia*) oder stadthähnliche Ansiedlungen, die in aller Regel ihre Existenz einem Kastell der römischen (Hilfs-)Truppen verdankten. Ob es in dem damals dünn besiedelten Gebiet auch einheimische (keltische) Weiler oder Einzelhöfe gegeben hat, ist noch nicht ganz geklärt. Man vermutet es, auch wenn dem entgegenzustehen scheint, daß die keltischen Helvetier im 1. Jahrhundert v. Chr. unter dem Druck der Germanen das Gebiet zwischen Donau und Rhein in Richtung Schweiz verlassen haben.

In der *Helvetiereinöde*, wie Klaudios Ptolemaios um 150 n. Chr. in seiner *Geographie* diese Region in Süddeutschland beschrieb, mögen einzelne keltische Bewohner vom Stamme der Helvetier oder der Verbigener und wohl auch die Vindeliker, die südlich der Donau siedelten, zurückgeblieben sein. Viel-

leicht ist, folgt man der *Germania* des Tacitus, vor der römischen Besetzung im 1. Jahrhundert von Gallien her *allerlei zweifelhaftes Volk*, (dann wohl am ehesten keltische) Abenteurer und Flüchtlinge, *die die Not verwegem gemacht hat*, in das Dekumatland (*agri decumates*) eingedrungen, ein *Gebiet, dessen Besitzverhältnisse ungeklärt* waren.

Irgendwoher müssen jedenfalls die zahlreichen Erntehelfer, die Knechte und Mägde gekommen sein, die für den Betrieb der römischen Gutshöfe erforderlich waren. Denn eine *Villa rustica* war kein Bauernhof, wie wir ihn aus dem Mittelalter und der Neuzeit kennen. Er glich eher einer Farm oder einem ostelbischen Landgut. Lebensmittel wurden hier nicht nur für eine Bauernfamilie und ihr Gesinde erzeugt, sondern bewußt im großen Stil produziert. Die Überschußproduktion wanderte dann in die Dörfer und Kastelle. Die *Villae* sicherten die Versorgung der am Limes stationierten Truppen und ihres Trosses an zivilen Dorfbewohnern, die im Handel, Handwerk und Dienstleistungsgewerbe tätig waren, kaum aber im Gartenbau oder in der Landwirtschaft.



Die Bodensee-Autobahn (am rechten Bildrand) und die Straße nach Oberndorf (die in der Mitte waagrecht durchs Bild führt) bilden den Rahmen für das Areal der Villa rustica von Bochingen. Die ersten Häuser dieses Oberndorfer Teilorts sind links oben zu sehen. Der römische Gutshof setzt sich links der Straße fort, die senkrecht durchs Bild läuft. Hauptgebäude und Badhaus liegen rechts neben dieser Straße.

Die nördliche Raumzeile des Badegebäudes wird freigelegt.



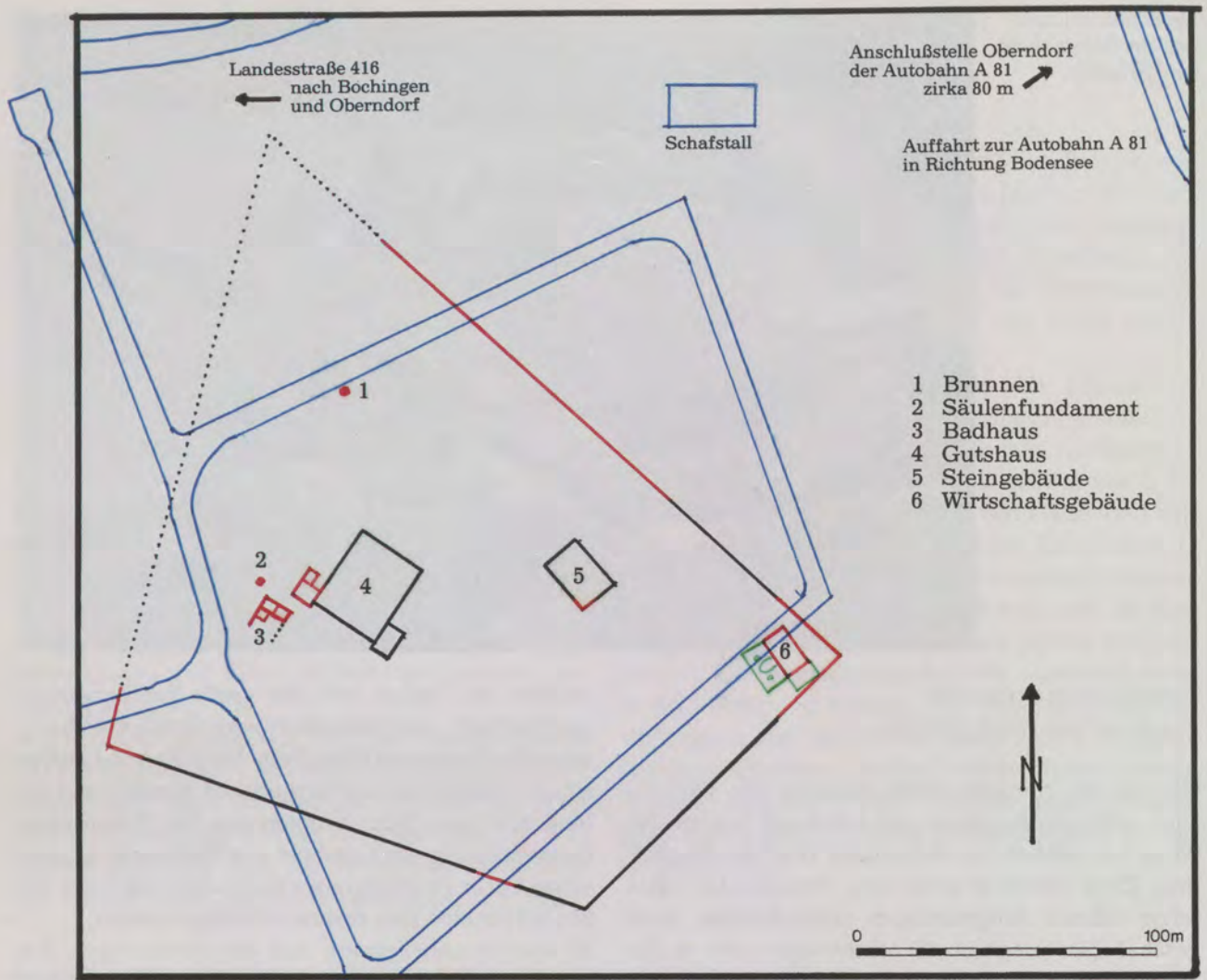
Tausend römische Gutshöfe und keiner vollständig erforscht

Obwohl die römische Siedlungsform der Villa rustica nicht gerade selten und schon seit langem bekannt ist, blieben die Kenntnisse über sie bescheiden. Zwar haben in etwa zehn Prozent der villae schon einmal Ausgrabungen stattgefunden, doch geschah dies meist im 19. Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dementsprechend unzureichend sind die Grabungsmethoden und daher unbefriedigend die Grabungsergebnisse gewesen. Die Nachforschungen galten damals vor allem den Mauerzügen des Zentralgebäudes, in dem der Gutsherr oder Pächter gewohnt hatte. Selten nur erstreckten sie sich auch auf das Bad, einzelne Nebengebäude und Teile der Hofmauer. Darüber hinausgehende Untersuchungen scheiterten oft auch am Geld, denn Flächengrabungen sind teurer und zeitraubender als die Untersuchung nur einzelner Objekte. Aufwand und Nutzen werden heute anders in Relation gesetzt. Wer Forschung betreiben und mehr erfahren will, als bereits bekannt ist, muß eine ganze Villa rustica und ihr Umfeld freilegen.

Vollständig erforscht ist bisher noch keine einzige der weit über tausend villae rusticae im Land. Sehr weitgehend ausgegraben sind fünf römische Gutshöfe: Der in Sontheim/Brenz und jener bei Bondorf im Kreis Böblingen, wo für die Bodensee-Autobahn die kleeblattförmige Anschlußstelle Rottenburg geschaffen wurde, die genau auf dem Gelände einer Gutsanlage geplant war, die villa von Ludwigsburg-Hoheneck, wo ein Neubaugebiet entstand, und die von

Lauffen am Neckar, wo eine große Rebflurbereinigung erfolgte, und schließlich jener Gutshof im badischen Büßlingen am Hochrhein. Die villa von Lauffen ist als Freilichtmuseum hergerichtet worden und erfreut sich regen Besucherinteresses. Die Rekonstruktionszeichnung des Gutshofs von Hoheneck, in dem schon Oscar Paret gegraben hatte, dient bis heute als Modell für eine Villa rustica in Obergermanien.

So war es naheliegend, daß die Archäologen des Landesdenkmalamts den Entschluß faßten, die seit langem bekannte villa von Oberndorf-Bochingen zur Gänze auszugraben. Den Startschuß hatte jedoch die Stadt Oberndorf gegeben, die darauf bestand, genau hier, im Grabungsschutzgebiet, ein großes Gewerbegebiet anzulegen und neue Arbeitsplätze zu schaffen. An den Kosten dieser Grabung darf sie sich nun in erheblichem Umfang beteiligen. Seit zwei Jahren untersucht Grabungsleiter Dr. C. Sebastian Sommer mit Grabungstechniker Thomas Schlipf und einer großen Mannschaft von Grabungshelfern, vielfach Arbeitslosen, die Überreste dieser Villa rustica, die in verschiedener Hinsicht neue Erkenntnisse zu liefern verspricht. Der Gutshof liegt neben der Autobahntrasse und zählt mit seiner mauerumgebenen Hoffläche von 3,2 Hektar zu den großen Anlagen im Lande. Fünf Grabungskampagnen dürften deshalb für die komplette Ausgrabung im Bereich des ersten Abschnitts des Baugebiets erforderlich sein. Der überregionalen Bedeutung angemessen wird die Ausgrabung sehr sorgfältig gemacht. Neben der Luftbildarchäologie kommen zur Prospektion auch geophysikalische Untersuchungen auf sieben Hektar Fläche und



Der römische Gutshof von Bochingen mit dem Herrenhaus nach dem Umbau um 200. Rot ausgezogen sind die bisher ausgegrabenen Mauerzüge, schwarz der sicher erschlossene und gepunktet der vermutete Mauerverlauf. Grün markiert sind die als Ganzes umgekippten Wände eines Wirtschaftsgebäudes. Straßen, Wege und moderne Bebauung ist blau wiedergegeben.

Phosphatuntersuchungen zur Anwendung. Das Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamts ist für die exakte Dokumentation eingeschaltet worden. Die Villa rustica von Bochingen ist zum Fall für die Wissenschaft geworden.

Bei der Auswahl und der Reihenfolge der zu untersuchenden Teilflächen richten sich die Archäologen nach den Erfordernissen der Flächenerschließung für das Gewerbegebiet. Erst am Ende der Ausgrabung werden sich deshalb die Teilflächen zu einem Ganzen zusammensetzen lassen, können dann umfassende und neue Erkenntnisse gewonnen werden. Vorerst sind die Ergebnisse noch lückenhaft und lassen nur bedingt weiterführende Schlüsse zu.

*Hofmauer unterm Feldweg versteckt
Hauptgebäude eine Eckrisalit-Villa*

Der an einem sanften Südosthang in der Flur Breite

über einer feuchten Niederung liegende Gutshof war von einer Hofmauer umgeben. An der Nordostseite, also zur Autobahn hin, verbarg sich die Umfassungsmauer zunächst unter einem Feldweg. Der Steinschutt der eingestürzten Mauer ist im Mittelalter oder in der Neuzeit als willkommenes Steinbett für einen allwettertauglichen Weg verwendet worden. Suchschnitte lösten dann das Rätsel. Die Hofmauer ist auf dieser Seite auf eine Länge von 240 Metern untersucht, einschließlich der Ostecke und eines kurzen Stücks Fortsetzung nach Südwesten. Merkwürdigerweise weitet sich das Fundament der Hofmauer auf den letzten 40 Metern bis zur Ostecke immer weiter zur Hofinnenseite hin aus, wobei die Dicke der aufgehenden, noch drei Steinlagen hoch erhaltenen Mauer aber gleich bleibt. Ob sich hier statische Probleme der mit gut zwei Meter Höhe anzunehmenden Hofmauer erkennen lassen oder eine zweite Bauphase der Mauer, ist den Ar-

chäologen noch nicht klar. Untersucht ist auch die Fläche, wo die Mauer im Westen umbiegt, so daß das gesamte Areal berechnet werden kann.

Nur mit einer Ecke ist bisher das Hauptgebäude des Gutshofes erfaßt. Die Grabungsbefunde lassen auf eine Eckrisalit-Villa mit Porticus schließen, den gängigen Bautyp im Lande. An der Schaufrent gen Südwesten flankierten zwei vorspringende turmartige Bauelemente (Risalite) eine offene lange Wandelhalle (die Porticus) mit einem von Säulen getragenen Dach. Der Eingang führte in der Regel über eine Treppe oder Rampe in die loggiaähnliche Porticus. In den turmartigen 6 mal 6 Meter großen Risaliten waren die Wohnräume untergebracht, die zum Teil heizbar waren. Nach hinten schlossen sich, um einen Atrium-artigen Hof gelegen, die Schlaf- und sonstigen Räume an. Ein Keller befand sich unter einem Risaliten. Der Bochinger Eckrisalit-Villa ging ein älteres Gebäude voraus. Dieses scheint eine zehn Meter lange Halle besessen zu haben. Das Vorgängergebäude war in seiner Orientierung um 90 Grad nach Südosten gedreht.

Neben dem Herrenhaus fand sich das Badegebäude, das stets zu einer Villa rustica gehörte. Von dem Bad sind bisher vier Räume untersucht, von denen einer heizbar war und ein weiterer das Kaltwasserbecken enthielt. Die Funktion der beiden anderen Räume ist noch nicht gesichert. Der südliche Bereich des Badegebäudes ist noch gar nicht ausgegraben. So kann vorerst nur die West-Ost-Ausdehnung gemessen werden. Sie beträgt zehn Meter. Die nördliche Raumzeile scheint später angebaut worden zu sein. Frischwasser erhielt das Bad aus einer Quelle im Norden durch eine hölzerne Deichelleitung zugeführt. Das Abwasser floß durch einen steinernen Kanal ab. Es diente dabei zugleich als Wasserspülung für eine an der Nordseite des Bades gelegene Toilette. Dort fanden die Archäologen die Hälfte eines ausgeschnittenen Sitzsteins.

In einem quadratischen Steinfundament von 1,5 Metern Seitenlänge, das westlich vor den beiden Gebäuden zum Vorschein kam, vermuten die Ausgräber die Standfläche für eine Jupitergigantensäule. Solche Säulen, ihren Namen haben sie von der krönenden Statue eines Jupiters, der über einen am Boden liegenden Giganten hinwegreitet, sind typische Kultsäulen der romanisierten, einheimisch-keltischen Bevölkerung, die häufig in villae, aber auch in anderen Siedlungen im Obergermanien aufgestellt wurden. Verehrt wird damit der oberste Himmelsgott, Jupiter, der manchmal auch Attribute des Kaisers trägt. Die Anbetung der Kapitolinischen Trias mit Jupiter an der Spitze und die Verehrung des vergöttlichten Kaisers gehörten zu den religiö-

sen Pflichten der Reichsbewohner, denen ansonsten Kulte um ihre eigenen keltischen Götter durchaus erlaubt waren.

Westlich der Villa rustica von Bochingen verläuft die alte Römerstraße von Rottweil nach Sulz am Neckar. Auf Luftbildern ist zu erkennen, daß sie hier einen leichten Bogen macht. Bei der Nachschau konnten die Archäologen im Boden jedoch kaum noch Spuren der Straße finden; sie war in den vergangenen Jahren schon weitgehend dem Ackerbau zum Opfer gefallen. Ein Stichsträßchen schloß die Villa ans überörtliche Verkehrsnetz an. Gute Verbindungen waren für römische Gutshöfe wichtig, denn schließlich mußten die hier erzeugten landwirtschaftlichen Überschüsse mit Ochsen gespannen zu den staatlichen Lagerhäusern und auf die Märkte in Dörfern und Städten gekarrt werden. Der Staat zog Naturalsteuern ein, und die Soldaten benötigten Fourage, – ganz zu schweigen von den Dörflern und Stadtwohnern, die sich nicht selbst ernähren konnten.



Abwasserkanal und Estrichboden einer Kaltwasserwanne (Bildmitte, rechts) im Badhaus.

*Senkrecht flach gelegt –
ein merkwürdiger Mauerfall*

Eine Überraschung erlebten die Ausgräber, als sie sich einem 10 mal 15 Meter großen Steingebäude in der Ostecke der Gutsanlage zuwandten. Nachdem ein Meer von Steinen freigelegt war, zeigte es sich, daß sie von den Wänden des Gebäudes stammten. Drei der vier Mauern des Hauses waren als Ganzes umgekippt. Was einst senkrecht stand, war flach gelegt, Stein um Stein, dicht an dicht. Die umgeklappte West- und Südwand lagen nun außerhalb des Gebäudes, die Nordwand war in das Bauwerk hineingekippt. Erstaunlich ist, daß die Steine dieser zweischalig konstruierten Mauern beim Fallen im Verband geblieben sind. Dieser merkwürdige Mauerfall gibt nun den Wissenschaftlern die Möglichkeit, einmal ganz genau zu sehen, wie ein römisches Gebäude tatsächlich gebaut war. Gewöhnlich sind nämlich die Mauerreste in nur noch geringer Höhe erhalten und müssen dann mit viel Phantasie und nach anderswo vollständiger überkommenen Vorbildern zu haushohen Wänden ergänzt und rekonstruiert werden. Dank besonderer Umstände ist hier römische Architektur am Stück überliefert – zwar nicht in der Vertikalen, aber in der Horizontalen. Am eindrucksvollsten erhalten ist die Längswand auf der Westseite, die einst, das kann man nun mit Sicherheit sagen, 7,5 Meter hoch gewesen war. Mitten drin hatte sie ein drei Meter breites und mehr als 5,5 Meter hohes Tor mit halbrundem Torbogen. Rechts und links des Tores waren zwei rundbogige Fenster

von zwei Metern Höhe und 80 Zentimetern Breite. Alle Bögen sind mit Schilfsandsteinplatten gebildet, während das Mauerwerk aus Muschelkalkstein besteht. Vom Giebeldach stammen rund 4,5 Tonnen Ziegelschutt. Leider ist der Giebel des Hauses weder an der Nord- noch an der Südseite erhalten, weil hier die Steine ins Hausinnere beziehungsweise auf die benachbarte Hofmauer fielen und sich dabei aus dem Verband lösten. So ist die genaue Form nicht mehr abzulesen. Ein Walmdach kann das Gebäude jedoch nicht gehabt haben, und aus technischen Gründen muß das Satteldach flach gewesen sein, mit einer Neigung von weniger als 35 Grad. Nur dann nämlich bleiben die großen römischen Flach- oder Leistenziegel (*tegulae*) durch ihr Gewicht auf der Dachschräge liegen und rutschen nicht herab. Bei deutlich steilerer Neigung hätten die Ziegel festgenagelt werden müssen. Damit kein Regenwasser ins Dach eindringen konnte, überdeckten halbrunde Hohlziegel (*imbices*) die nach oben stehenden Randleisten der nebeneinander verlegten *tegulae*.

Erstaunliche Architektur auf dem Lande

Das Wirtschaftsgebäude der *Villa rustica* war vermutlich zweigeschossig – die 0,9 Meter breiten und 0,5 Meter tiefen Fundamente der Mauern lassen darauf schließen. Die Hausecken waren sehr sorgfältig gemauert. Im Innenraum gab es keine Tragstützen, das Bauwerk war auch nicht in Räume untergliedert. In der nördlichen Hälfte lag eine Feuerstelle. Von West nach Ost querte eine Deichellei-



Mit Erde verstopft ist der Mauerdurchlaß für die Wasserleitung ins Bad.

tung für Frischwasser das Gebäude und endete außerhalb der Hofmauer. Welchem Zweck das Haus gedient hat, ist unklar. *Ein Getreidespeicher war es nicht*, schließt Dr. C. Sebastian Sommer eine Deutungsmöglichkeit aus. *Vielleicht ein Stall mit Viehtränke?* Die Auswertung von Phosphatuntersuchungen, die eine Phosphatanreicherung durch Mist nachweisen und damit eine Nutzung als Stall erhärten könnten, liegt noch nicht vor.

Das Wirtschaftsgebäude in der östlichen Hofecke führt den Wissenschaftlern vor Augen, daß bei den Römern selbst Zweckgebäude auf dem Lande massiv aus Stein gebaut sein konnten und nicht nur, wie im Mittelalter, als Fachwerkkonstruktionen errichtet wurden. Auch die kunstvolle Einrahmung von Tür und Fenstern und, an anderer Stelle, die Verwendung von profilierten Konsolsteinen, wie man sie bisher nur bei städtischer Architektur oder allenfalls am Herrenhaus einer Villa rustica erwartet hätte, führt zu ganz neuen Erkenntnissen über den Bau von Nebengebäuden.

Nordwestlich zur Mitte des Hofareals hin ist ein weiteres Steingebäude an seiner südlichen Ecke angegraben worden: Es mißt 15 mal 25 Meter. Auch hier deutet sich an, daß alle vier Wände, wie bei einem Kartenhaus, en bloc nach außen gekippt sind. Es ist vermutlich ebenfalls ein Wirtschaftsgebäude und wird im nächsten Jahr ausgegraben. Bei einem fünften Steingebäude waren die Mauern ausgebrochen. Welchem Zweck es diene, muß offen bleiben. Gebäude mit geschlossen in die Horizontale gelegten Hauswänden sind selten. Man kennt sie

bisher nur aus Lebach im Kreis Saarlouis und aus Bietigheim-Bissingen. In Lebach war 1989 ein 23 mal 12 Meter messendes Wirtschaftsgebäude freigelegt worden, dessen Wände ebenfalls umgekippt waren. Freilich liegt dort nur die Steinfassade, die einer Fachwerkwand außen vorgeblendet war, am Boden. In Bochingen handelt es sich dagegen um eine zweischalige Steinmauer. Auch in Lebach waren die Längswände durch rundbogige 6,5 Meter hohe und 2,5 Meter breite Tore sowie durch Fenster im Format 0,9 mal 2 Meter gegliedert.

Bereits vor zehn Jahren hatte Dr. Ingo Stork vom Landesdenkmalamt in Bietigheim-Bissingen ein römisches Heeresproviantamt weitgehend ausgegraben, eine 250 mal 200 Meter große Anlage über dem Enztal, die zunächst als Villa rustica angesehen worden war. Hier war ein 40 mal 14 Meter messendes Lagerhaus in einem Großbrand untergegangen. Unter dem Gewicht des Daches und durch die hitzebedingte Ausdehnung der inneren Mauerschale war die 40 Meter lange Nordwand nach außen umgekippt. Die untersten 44 Steinreihen der äußeren Mauerschale, also nicht die ganze Wand des einst zweistöckigen Gebäudes, trafen die Archäologen noch im Verband erhalten an. Da jedoch der oberste Teil der Wand fehlte, konnte die Gebäudehöhe nur geschätzt werden.

Gutshöfe erschließen das Hinterland

Die Ausgrabung der Villa rustica von Oberndorf-Bochingen steht noch am Anfang. Es ist noch nicht



Der mit Holz verschaltete, viereckige Brunnenschacht, in dessen Ecken noch die dunklen Abdrücke kräftiger Pfosten zu sehen sind.



Die Südostecke des römischen Gutshofs mit dem nicht parallel zur Hofmauer ausgegerichteten Wirtschaftsgebäude – vom Flugzeug aus gesehen.

möglich, sich ein abschließendes Urteil zu bilden und ein gültiges Bild von der römischen Gutsanlage zu zeichnen. Unter dem Vorbehalt, daß nur der aktuelle Erkenntnisstand wiedergegeben werden kann, soll dennoch versucht werden, die Geschichte der Villa rustica nachzuzeichnen.

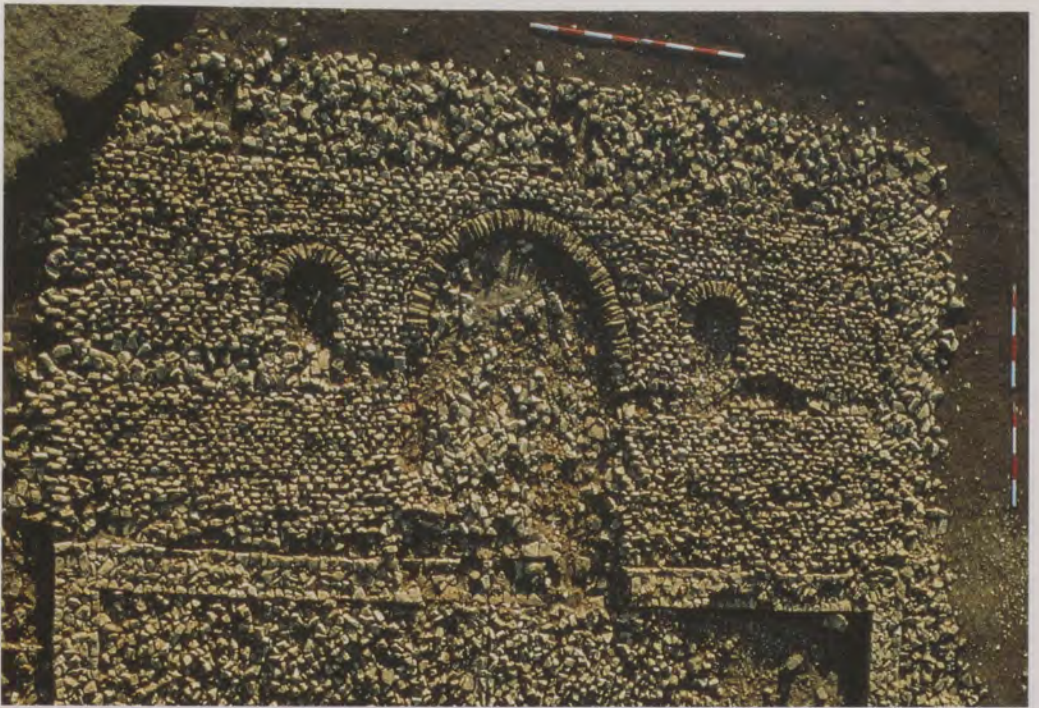
Nachdem die römischen Truppen vom Hochrhein nach Norden und weiter ins Dekumatland vorgezogen waren, ist das Gebiet um Rottweil zur Etappe geworden. Mit der Schaffung der Provinz Obergermanien im Jahre 86 n. Chr. sind auch die zivilen Verwaltungsstrukturen entstanden, die es erlaubten, auf dem durch die Eroberung zum kaiserlichen Besitz gewordenen Land Zivilpersonen anzusiedeln. Dies konnte durch Erwerb oder vor allem durch Vergabe in Erbpacht an Kolonisten aus Italien und Gallien oder an Veteranen erfolgen, also an aus dem Militärdienst ehrenhaft entlassene Legionäre. Die breitgefächerte und landschaftsprägende Erschließung des besetzten Landes mit villae rusticae war auch für das wirtschaftliche Wachstum der Provinz wichtig. Die Aufsiedelung mit Landgütern unterschiedlicher Größe, sie konnten bis zu hundert Hektar umfassen, folgte meist den Römerstraßen, die das Militär zum raschen Vorrücken angelegt hatte. So reihen sich in wenigen Kilometern Abstand die römischen Gutshöfe auf. In dichtbesiedelten Gebieten liegen sie in Sichtnähe. Der nächste Nachbar der Bochinger Villa rustica ist nur 1,5 Kilometer entfernt. Zum vicus in Sulz sind es rund sieben, zum municipium Arae Flaviae (Rottweil) etwa sechzehn Kilometer. Dort lagen die Hauptabsatz-

märkte, dort konnte man sich mit Waren eindecken, die man auf dem Hof nicht selbst herstellen konnte. Die Entfernungen zwischen den ländlichen Niederlassungen richteten sich auch nach der für den Gutshof benötigten Wirtschaftsfläche und nach den topographischen Gegebenheiten. Für die villa in Bochingen rechnet man mit ein bis zwei Quadratkilometer Wirtschaftsareal, also hundert oder zweihundert Hektar.

Die hölzerne Verschalung am Grunde eines Brunnenschachtes auf dem villa-Areal in Bochingen hat es den Dendrochronologen erlaubt, die Bauzeit des Römerbrunnens auf die Zeit ums Jahr 97 n. Chr. festzulegen. Damals wird wohl der erste Gutshof an dieser Stelle gebaut worden sein. Sicher umfaßte er nur Holz- oder Fachwerkhäuser. Spätestens um die Mitte des 2. Jahrhunderts ist ein Herrenhaus aus Stein samt einem kleinen Badegebäude errichtet worden. Zur ersten Hofanlage dürften die römischen Brandgräber gehört haben, die später beim Bau der erweiterten Hofmauer im Osten zerstört worden sind.

Man kann annehmen, daß das erste steinerne Gutshaus mit einem angebauten Keller noch nicht dem Typ der repräsentativen Porticus-Villa mit Eckkrisaliten entsprochen hat, sondern schlichter gebaut war. Ein Umbau im letzten Drittel des 2. Jahrhunderts oder vielleicht erst zu Beginn des 3. Jahrhunderts trug dem wachsenden Wohlstand des Hofeigentümers oder Pächters Rechnung. Der Mann könnte durchaus ein Einheimischer, ein Kelte, gewesen sein, der es zu etwas gebracht hatte oder der das Ei-

Die am Stück um-
gekippte Westmauer
des Wirtschaftsgebäu-
des mit den Tür- und
Fensterbögen.



gentum eines Römers – Grundbesitz war schon damals eine beliebte Vermögensanlage – verwaltete. Auch das Badegebäude ist durch einen Anbau erweitert worden.

Die geringe Zahl der Gebäude – bisher sind nur vier Steinhäuser bekannt, die im übrigen nicht alle gleichzeitig existiert haben müssen – und der schwere, teilweise nasse Boden lassen die Archäologen vermuten, daß man sich in der Villa rustica mit Weidewirtschaft und Viehzucht abgegeben hat und nicht – jedenfalls nicht überwiegend – mit dem Ackerbau, wie in der Mehrzahl der villae sonst. Mit der Aufzucht von Zugtieren und mit der Fleisch- und Milchproduktion war damals durchaus Fortüne zu machen. Ob in diesem Zusammenhang das Wirtschaftsgebäude in der Ostecke der Gutsanlage als Stall gedeutet werden kann – eventuell mit Unterkunft für die Hirten – oder als Remise, ist noch nicht entschieden. Die große Nähe zur Hofmauer und die mit dem Mauerverlauf nicht parallelen Fluchten des Gebäudes könnten darauf hindeuten, daß das Gebäude älter ist als die Hofmauer. Allerdings zeigten die Ausgrabungen, daß der Bauhorizont bei beiden der gleiche ist.

Niedergang im 3. Jahrhundert

Noch interessanter als die Geschichte des Baus ist die Geschichte vom Zerfall der Gutsanlage, – auch wenn erst einzelne Details davon erkennbar sind. Die villa von Bochingen blieb nicht unberührt von der Rezession, die sich im ganzen Römerreich im

zweiten Viertel des 3. Jahrhunderts ausbreitete. Überall zeichnete sich damals der wirtschaftliche Niedergang ab. Mehrere Ursachen haben dazu beigetragen. Ein steigender Militärhaushalt und fallende Erzeugerpreise gehören dazu; weiterhin eine deutliche Bevölkerungsvermehrung, deren Folgen im landwirtschaftlichen Bereich durch einen wachsenden Arbeitskräftemangel verschärft wurden, sowie Landflucht und Höfesterben.

Vor den Alamannen, die erstmals um 233 n. Chr. den Limes überrannten und raubend, mordend und brandschatzend durch das bis dahin ruhige Hinterland streiften, flüchteten viele Gallorömer in sichere, grenzferne Regionen oder hinter die Mauern der Städte. Ein Wiederaufbau der zerstörten Gebäude war kostspielig und nur schwer zu bewerkstelligen. Der Staat forderte immer höhere Steuern, um seine ausufernden Aufgaben im Riesen-Imperium zwischen Nordsee und Rotem Meer finanzieren zu können. Dazu kam die schleichende Geldentwertung. So ist der Silbergehalt der Denare verringert worden, um aus der gleichen Edelmetallmenge mehr Münzen und damit höheren Gewinn schlagen zu können.

Nun rächten sich auch die Sünden wider die Natur, die mit der intensiven Bewirtschaftung, ja Ausbeutung der Landschaft durch die Römer verbunden sind. Der Raubbau in den Wäldern, wo in großen Mengen Holz geschlagen wurde für Bauten, Verhüttung und Energiegewinnung, vor allem aber für die effektiven, jedoch brennstoffintensiven Heizungen in Wohnräumen, Bädern und Schreibstuben,



Eine Schicht zerbrochener Dachziegel kam zutage, als die Archäologen die Steine der umgekippten Mauern des Wirtschaftsgebäudes entfernt hatten. Noch mit Steinen bedeckt sind die rechtwinkligen Vermessungsstege. Deutlich treten nun der Grundriß des Wirtschaftsgebäudes und der der Hofmauer in der Südostecke der Villa rustica hervor.

dieser Raubbau führte zu Erosionserscheinungen, zu Überschwemmungen und zur Klimaverschlechterung. Schlimme Mißernten waren die Folge. Auch in guten Jahren gaben die ausgelaugten Böden nicht mehr soviel her wie einst. Schädlingsbefall und Viehseuchen kamen hinzu. Kaum ein Gutsherr, der damals nicht den Gürtel enger schnallen mußte; manch einen trieben diese Schicksalsschläge an den Rand der Existenz. Arbeitskräfte konnten nicht mehr entlohnt und mußten entlassen werden, ganze Gebäude wurden aufgegeben, weil man sie für die geringer gewordene Produktion nicht mehr benötigte oder auch nur, weil man sie nicht mehr weiter unterhalten konnte. Der Gutsherr zog sich mit seiner Familie in kleinere, weniger komfortable Gemächer zurück. Das Badegebäude blieb leer und kalt, mindestens wurde die Nutzung eingeschränkt. In der Bochinger villa läßt sich diese neue Sparsamkeit in Ansätzen nachweisen. Den Archäologen fiel auf, daß aus dem Badegebäude die Heizanlage ausgebaut worden war. Die «ausgeschlachteten» Hypokaustpfeiler der Unterbodenheizung wurden offenbar an anderer Stelle dringender benötigt.

Die Erde bebte und verursachte den «Bochinger Fall»

Das Wirtschaftsgebäude im Osten des Areals ist ebenfalls nach langer Nutzungszeit aufgegeben worden. Hierzu hat man sogar das Dach abgedeckt, um die noch guten Ziegel an anderer Stelle wiederver-

wenden zu können. Nur ein Drittel der römischen Leistenziegel, die für die Dachdeckung nötig gewesen waren, sind übriggeblieben, als das Dach schließlich herunterbrach. Wissenschaftler haben dies aus der Menge des Ziegelschutts errechnet. Dann verging noch einige Zeit, bis die Ostmauer des nun für Wind und Wetter offenen Gebäudes einstürzte. Auch die Hofmauer, die nun ein viel zu großes Areal einfriedete, bröckelte altersschwach ab und wurde nicht mehr repariert. Als Ruine hat das Wirtschaftsgebäude noch einige Jahrzehnte weiterexistiert. Im Südwesten schemmte der Regen eine zehn Zentimeter dicke Erdschicht auf den Ziegelschutt.

Danach erst, viel später, kippten die übrigen Wände des Bochinger Wirtschaftsgebäudes am Stück um. Dr. C. Sebastian Sommer hat für diesen Fall keine andere Erklärung, als daß die Wände bei einem Erdbeben ins Wanken geraten und schließlich umgekippt sind. Das ist gut möglich, denn am östlichen Schwarzwaldrand gibt es einige kleine Erdbebenherde, die auch in der späten Römerzeit aktiv gewesen sein konnten. Man wird von einem lokalen Herd ausgehen müssen, der keine weitreichenden Folgen gehabt hat, das heißt, der nicht über hundert und mehr Kilometer hinweg die Erde beben ließ und Gebäude zum Einsturz brachte. Professor Götz Schneider vom Institut für Geophysik der Universität Stuttgart hält deshalb ein Beben im bekannten Hohenzollerngraben als Ursache des Bochinger Falls für unwahrscheinlich. Ganz ausgeschlossen sei auch eine Schadenswirkung durch das

Erdbeben, das im nordschweizerischen Augst am Hochrhein, dem römischen Augusta Raurica, von Archäologen nachgewiesen und in den Zeitraum um 260 n. Chr. datiert wurde.

Ein Blick auf die geologische Karte des Landes läßt Störungen im Aufbau des Untergrundes erkennen, die ganz in der Nähe der Villa rustica von Bochingen verlaufen. Die bedeutendste Störung im Schichtaufbau ist der Harthausener Graben, der bis auf zwei Kilometer an Bochingen heranreicht. Auch «kleine Ereignisse», wie sie die Erdbebenforscher nennen, können Auslöser für Effekte sein, wie etwa Hangbewegungen, die dann zum Einsturz der Wände führen konnten. Gerade an leichten Hängen und in Talauen, die wie Vergrößerer wirken, das ist unter Forschern seit langem bekannt, sind die Schäden viel größer als auf den Höhen. Diese Lagebeschreibung trifft auf den römischen Gutshof genau zu. Daß das Gebiet um Rottweil heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist, zeigte ein kleines Beben im Januar 1995. Damals war ein lokaler Bebenherd wieder aktiv geworden. Das Epizentrum, von dem die Stoßwellen ausgingen, lag sechzehn Kilometer südöstlich von Bochingen.

Wann das Beben stattfand, das die Wände des Wirtschaftsgebäudes direkt oder indirekt umgelegt hat, ist nicht festzustellen. Berichte über Erdbeben aus dieser Zeit existieren nicht. Wer hätte auch solche, ohnehin wohl nur lokal spürbaren Ereignisse aufzeichnen sollen, in einer Zeit des Niedergangs und der allgemeinen Unruhen? Die Erdbebenverzeichnisse des Geologischen Landesamts beginnen erst um die Jahrtausendwende.

So bleibt manches an dem Fall im Dunkeln. Sicher ist hingegen, daß das Wirtschaftsgebäude im Gutshof von Bochingen nicht einem Brand und nicht dem Wüten der Alamannen zum Opfer gefallen ist, sondern von den Römern längst aufgegeben war, als es in Teilen zusammenbrach und später ganze Wände der Ruine umkippten.

Die Ausgrabungen in dem römischen Gutshof werden noch manches Rätsel für die Archäologen bereithalten, aber wohl auch viele bisher offene Fragen beantworten. Römische Architektur und das Siedlungswesen, wirtschaftliche und soziale Aspekte der Zeit können hier studiert werden. Das Wissen über das Phänomen Villa rustica in Obergermanien wird am Ende deutlich größer sein.



Schicht um Schicht arbeiten sich die Ausgräber in der Südostecke des römischen Gutshofs tiefer. Alle Befunde werden sorgfältig zeichnerisch dokumentiert. Vorne im Bild der Ziegelschutt vom Dach des Wirtschaftsgebäudes.

Wilfried Setzler Das Tübinger Schloßportal – Ein Meisterwerk der Renaissancezeit

Ende des letzten Jahres konnte nach über fünfzehnjähriger Bauzeit die Sanierung des Tübinger Schlosses, die Sicherung des über vierhundertjährigen Bauwerks abgeschlossen werden. Damit war eines der wertvollsten Kulturdenkmale des Landes mit großer geschichtlicher Vergangenheit und kunsthistorisch wertvoller Bausubstanz vom Verfall gerettet. 43 Millionen Mark hat sich diese «Jahrhundertrenovation» das Land Baden-Württemberg kosten lassen.

Seine äußere Gestalt hat das Schloß im wesentlichen der Regierungszeit der württembergischen Herzöge Ulrich (1498–1550) und Friedrich (1593–1608) zu verdanken. Ulrich baute die Burg Hohentübingen, in der 1496 Graf Eberhard im Bart gestorben war, zur vierflügeligen Festung um und aus; Herzog Friedrich setzte dem Bau, der im 16. Jahrhundert als einer der *stattlichsten und festesten Plätze Deutschlands* galt, eine gewaltige Bastei vor und versuchte die Nüchternheit der Festung durch plastischen Schmuck und eine *prunkvolle Toranlage* zu mildern, ihr ein einem Schloß entsprechendes Aussehen zu geben.

Doch bald nach dem Ende des 30jährigen Kriegs 1648 verlor Hohentübingen seine Funktion als Festung und Residenzschloß, wurde zum nur noch notdürftig reparierten, gelegentlichen Absteigequartier der herzoglichen Familie, ihrer Gäste und Beamten. Nach dem Einbau eines Observatoriums 1752 kam es schließlich nach und nach fast gänzlich in den Besitz der Universität, die hier Institute, Sammlungen und sonstige Einrichtungen installierte. Der einst glanzvolle große «Rittersaal» beispielsweise diente von 1819 bis 1912 zur Unterbringung der Universitätsbibliothek. All diese wechselnden Nutzungen waren mit Um- und Einbauten, vor allem aber auch mit einem hohen Verschleiß verbunden, so daß schließlich in unserer Zeit eben eine Generalsanierung unumgänglich wurde.

Auch nach der Sanierung dient Schloß Hohentübingen nun der Universität, ist Sitz von Instituten und Ort universitärer Schausammlungen: So sind die Ägyptologie, die Ur- und Frühgeschichte, die Klassische Archäologie, die Altorientalistik, die Völkerkunde und die Empirischen Kulturwissenschaften samt ihren Bibliotheken dort untergebracht, vor allem aber wird derzeit im Schloß aus den reichen Sammlungen dieser kulturwissenschaftlichen «Denkmalsfächer» ein neues interessantes Museum

– man denke an die Antikensammlung, an ägyptische Grabkammern oder an Goldschätze aus Troia – eingerichtet, das in einigen Monaten eröffnet werden soll.

«Wehrbau und prunkvolle Toranlage»

Natürlich haben die Baumaßnahmen auch manches Neue zutage gefördert, haben Baubefunde das Wissen über den Bau und seine Geschichte vertieft, eine weitere Beschäftigung mit dem Schloß und seiner Teile angeregt, der historischen und kunsthistorischen Forschung neue Impulse vermittelt. Deutlich wurde und ist, daß auch scheinbar längst Bekanntes, ins Auge fallend, von vielen benannt und bewundert, des genauen Blickes, der detaillierten Beschäftigung, der nachdenklichen Interpretation bedarf und sich erst dann in seiner Bedeutung, in seiner inhaltlichen Aussage und in seiner künstlerischen Absicht erschließt. Dazu gehört das von vielen gepriesene untere, große Renaissance-Portal, das Werner Fleischhauer als *Wehrbau und prunkvolle Toranlage* zugleich charakterisiert. Obwohl es den Besuchern als erstes entgegentritt und vielen als der schönste Teil der ganzen Schloßanlage gilt, eindeutig auch als eines der schönsten Kunstwerke der Renaissancezeit in Baden-Württemberg angesprochen werden kann, gibt es bisher so gut wie keine Literatur über sein bildliches Programm. Meist wird das Portal in Reiseführern oder kunsthistorischen Betrachtungen lapidar mit einem römischen Triumphbogen verglichen, der *reich verziert ist*. Die ausführlichste, wenngleich nicht vollständige und nicht in allen Einzelheiten richtige Beschreibung der Toranlage liegt über 150 Jahre zurück und ist in den Württembergischen Jahrbüchern von 1842 nachzulesen. Unbeachtet bleiben auch hier die Details, deren Auflösung erst eine Gesamtaussage ermöglichen.

In seiner Gesamtheit ist der untere Torbau des Tübinger Schlosses ein gewaltiges Bollwerk, dessen vordere Ecken mit je einem quadratischen, auf profilierten, auskragenden Konsolen stehenden und von einem Pyramidendach bekrönten Türmchen (Schilderhäuschen) versehen sind, die einerseits den Wehrcharakter des Baus unterstreichen, andererseits aber auch dessen strenge Gliederung mildern. In der zur Stadt gerichteten Schaufront ist der Eingang mit einem Haupt- und einem Nebenportal



Das Tübinger Schloßportal von 1606/07, «Wehrbau und prunkvolle Toranlage» zugleich, gilt als eines der schönsten Kunstwerke der Renaissancezeit in Baden-Württemberg.

durch bildhauerischen, triumphbogenartigen Schmuck aus Sandstein hervorgehoben.

Der Fries des «Triumphbogens» wird von vier toskanischen Säulen – je zwei rechts und links des Hauptdurchgangs – getragen, die ihrerseits auf Postamenten stehen. Diese sind mit kleinen Reliefs – Löwenköpfen, Nike und Athene – dekoriert. Die im oberen Teil kannelierten Säulen haben Beschlagwerkmanchetten, sind mit Roll- und Schweifwerk, in denen sich kleine Figuren verbergen, geschmückt. Der niedrige Fries selbst, aus dessen Mitte ein Gorgoneion hervorspringt, zeigt in flachen Reliefs Waffen, insbesondere Geschütze. In den Zwickeln des Mittelportals unter dem Fries sind zwei Liegefiguren – Poseidon und Artemis – eingefügt.

Am stärksten ins Auge fallen die Bildhauerarbeiten über dem kräftigen Hauptgesims. Dort baut sich über einem Diamantenband in der Mitte das württembergische Herzogswappen auf, umgürtet mit der Ordenskette des französischen St. Michaelsordens und der des englischen Hosenbandordens mit der Devise *Hon(y) soit qui mal y pense*. Auf dem Gesims stehen außen zwei einander zugekehrte lebensgroße vollplastische Landsknechte in «modi-

scher Montur» der Zeit. Der rechte schwingt mit beiden Händen ein großes Schwert, einen sogenannten Biedenhänder, der linke hält eine Musketete im Anschlag; ein beinahe barock anmutender Effekt des Renaissanceportals. Die Felder zwischen dem Wappen und den Soldaten sind ausgefüllt mit überaus üppigem Beschlag- und Schweifwerk, Fruchtbündeln und Fratzensgesichtern. Bekrönt werden sie von zwei liegenden Figuren: Herakles mit Keule und umhängendem Löwenfell, Aphrodite mit einem Eros.

Daß all die Reliefs, Figuren, Szenarien ein Gesamtprogramm, gewissermaßen ein Bild bieten und einem engen Beziehungsgeflecht angehören, scheint unwahrscheinlich. Zu zufällig, meint man, ist die Auswahl der griechischen Götter, die weder einer Familie angehören, noch durch einen Erzählstrang der antiken Mythologie miteinander verbunden sind. Und dennoch fügen sich alle in ein zentrales Thema. Vordergründig ist dies die Demonstration von Stärke, kriegerischer Macht und Gewalt. Angst und Schrecken sollen die Fratzen auslösen; Gefahr, Wachsamkeit und Schutz sollen die Landsknechte den Entgegenkommenden signalisieren; gewappnet – mit den herzoglichen Insignien Württembergs

und mit vielerlei Waffen – präsentiert sich der Eingang und macht so auch auf die Funktion des Schlosses als Festung aufmerksam. Selbst die Auswahl und die Darstellung der griechischen Götter kann dieser Idee untergeordnet werden, sind sie doch mit Ausnahme von Aphrodite alle bewaffnet, symbolisieren göttliche Kraft, kampfbereiten Eifer. Ja auch die Liebesgöttin zeigt, so kann man meinen, ihre Waffen.

*Am Eingang der Festung Hohentübingen:
Die Waffe des Verstands ist am wirkungsvollsten*

Doch bei genauerem Hinschauen wird deutlich, daß aus dem ganzen Verwirrspiel nicht nur die beiden Soldaten herausragen und direkten Kontakt mit dem Betrachter suchen, sondern – zurückhaltender, kleiner, dafür aber viel näher und unmittelbarer, fast auf Kopfhöhe – auch die das Haupttor rahmenden – am Scheitel und am Fuß des Durchgangs angebrachten – vier griechischen Gottheiten. Sie sind bzw. das, was sie zeigen, ist der Schlüssel zur Interpretation des Bildprogramms am Portal, ihre Konstellation deckt auf, was sich die Erbauer erdacht haben, was sie dem Betrachter sagen wollen. Die vier sind recht eindeutig zu identifizieren: In den Zwickeln über den Torbogen liegen der Meeresgott Poseidon mit seinem Dreizack und die Jagdgöttin Artemis mit ihren unfehlbaren Pfeilen. Die Postamente zeigen links die mit vielen Waffen aus-

gerüstete Siegesgöttin Nike und rechts die Göttin Athene. Wichtig ist der Bezug der vier zueinander: Poseidon, Artemis und Nike halten Siegeskränze in der Hand, die auf Athene zeigen und die für diese, die ohne Siegeskranz ist, bestimmt sind. Was Athene also verkörpert, symbolisiert und bedeutet, wofür sie steht, das erhält den Vorzug, den ersten Preis, den Siegeskranz. Sie gilt als nachahmenswertes Beispiel. Ihr Rang und ihr Vorbildcharakter werden noch durch ihre Stellung am Tor unterstrichen und hervorgehoben, steht sie doch auf der rechten Seite, der Schwert- und der Schauseite, und zieht so auch den Blick eines jeden Besuchers auf sich.

Nun könnte das eine Huldigung für die Stadt Tübingen sein, gilt Athene doch – zumindest im Württemberg des 16. und 17. Jahrhunderts – als Sinnbild der Universitätsstadt. «Neckar-Athen» wird die Stadt noch im 19. Jahrhundert genannt. Und als Göttin der Künste, der Handwerker und des Krieges spiegelt sie ja auch tatsächlich die drei Seiten Tübingens wider, verkörpert die Universität ebenso wie die Stadtbürger und die Schloßfestung mit ihrer Besatzung. Doch ohne die allegorische Rolle Athenes zu schmälern, deuten die ihr beigegebenen Attribute auf etwas Zweites, auf eine tiefere Aussage. Zwar ist sie kriegerisch in voller Rüstung mit Helm und Helmbusch dargestellt, so wie sie nach der griechischen Mythologie dem Haupt ihres Vaters Zeus entsprungen ist, doch ist ihr kriegerischer Geist – wie viele ihrer Taten beweisen – nicht wie



Die Göttin Athene in Rüstung, gestützt auf ein Schild mit dem Medusenhaupt, begleitet von einer Eule: Symbole für Weisheit, List und Stärke.

Links: Die mit zahlreichen Waffen ausgerüstete Siegesgöttin Nike mit einem Siegeskranz für Athene in der Hand.

In den Zwickeln über dem Torbogen: Der Meeresgott Poseidon mit dem Dreizack und die Jagdgöttin Artemis mit einem ihrer unfehlbaren Pfeile; beide halten für Athene einen Siegeskranz in der Hand.



bei ihrem Bruder, dem Kriegsgott Ares, durch Mordlust und blindwütiges Töten gekennzeichnet, sondern durch Tapferkeit, Bedachtsamkeit, Klugheit, List und Schläue. Diese Eigenschaften werden in dieser Abbildung noch dadurch unterstrichen, daß ihr eine Eule, die als klügster aller Vögel galt, beigegeben ist. Zudem ist der Schild, auf den sich der linke Arm Athenes stützt, mit dem Haupt der Medusa belegt. Auch hierin wird auf die Überlegenheit von kluger und bedachter List gegenüber stürmischer und brachialer Gewalt angespielt. Schließlich war es Athene, die dem Helden Perseus den Rat gab, wie er die Gorgonen überwinden und die Medusa, deren Blick versteinert, enthaupten könne: Durch eine Tarnkappe unsichtbar, benutzte Perseus seinen Schild als Spiegel, um so unbeschadet Medusa das von Schlangen gebildete Lockenhaupt abzuschlagen zu können.

Daraus wird deutlich, was an diesem Portal, dem Eingang zu einer der stärksten Festungen im Herzogtum Württemberg, dem Besucher auch gesagt werden soll, egal ob er in friedlicher oder kriegerischer Absicht kommt: Die Waffen, Geschütze, Musketen, Biegehänder, Keule, Dreizack oder Pfeile sind wichtig, doch weit wirkungsvoller und bedeutsamer ist die Waffe des Verstands, sind das Wissen, der Geist, die Klugheit, die Besonnenheit. Daß im übrigen gerade auch Poseidon ausgewählt wurde, um Athene zu huldigen, ist voll Pikanterie, hatte er doch die einst schöne Medusa im Tempel der Athene verführt, und Athene hatte ob dieses Frevels das Haar der Medusa in Schlangen verwandelt.

Wer sich das Bildprogramm des Portals beim Tübinger Schloß ausgedacht hat, wer der Urheber, der Autor war, wer es zudem in die Tat umgesetzt hat, ist in der einschlägigen Literatur uneinheitlich wiedergegeben. Meist werden Heinrich Schickhardt als geistiger Urheber und Christoph Jelin als ausführender Bildhauer und Künstler genannt. Jürgen Sydow meint, Christoph Jelin habe die Portalanlage nach einem Entwurf von Hans Braun geschaffen; Ehrenfried Kluckert macht Heinrich Schickhardt als den Planer aus, weist aber *die handwerkliche Ausführung* Anton Keller zu. Christoph Jelin hält er nur für den Urheber der *beiden strengen Wachtposten*. Doch die Quellen sind relativ eindeutig und von Fleischhauer in seinem Renaissanceband richtig ausgewertet. Demnach baute den aus Tuffquadern bestehenden Festungsbau der Tübinger Maurermeister, Gerichts- und Ratsverwandte Anton Keller, den aus Sandstein geschaffenen bildhauerischen Schmuck fertigte der aus Schwäbisch Gmünd gebürtige und in Tübingen verheiratete Christoph Jelin, ein damals sehr beschäftigter Bildhauer, der in Württemberg zahlreiche Arbeiten hinterlassen hat und der als einer der befähigsten württembergischen Künstler seiner Zeit gilt. Die Entwürfe dazu, die Planung von Architektur und Schmuck gehen wohl auf den Stuttgarter Werkmeister Hans Braun und auf Heinrich Schickhardt zurück. So sind von Braun Entwurfszeichnungen überliefert, die auch Schickhardts Handschrift tragen und deutlich machen, daß Braun sich von Schickhardt mindestens beraten ließ. Datiert werden kann die Gesamtanlage auf 1606/07.

Friedemann Schmoll Kunst als Katalogartikel – Die Galvanoplastische Kunstanstalt der Württembergischen Metallwarenfabrik Geislingen/Steige

Mit der ins Unübersehbare wachsenden Anzahl von Denkmälern für Fürsten, Feldherren, Künstler, Wissenschaftler und Unternehmer um die Jahrhundertwende stand deren künstlerisches Niveau offenbar bedenklich zur Disposition. Künstler und Kunstkritiker äußerten Sorge und meldeten sich – wie Karl Widmer – entschlossen zu Wort: *Heute vergeht kaum ein Tag, an dem nicht irgendwo ein Sockel mit einer Statue oder einer Büste enthüllt wird. Die Kunst ist damit vor eine Art Massenproduktion gestellt worden. Kein Wunder, daß durch diese Profanisierung ihrer Aufgabe auch die künstlerische Qualität gesunken ist*¹. Johannes Gaulke umriß im Periodikum *Gegenwart* das Problem genauer und lokalisierte die Ursache allen Übels in der Möglichkeit, plastische Kunst industriell zu produzieren: *Seit Einbruch der Denkmal-epidemie ins Deutsche Reich ist der Fabrikant als gleichberechtigter Concurrent auf den Plan getreten. (...) Was kümmern sie die künstlerischen Gesichtspunkte. (...) Und die loyalen Besteller, die seit Jahren schon die Werbetrommel für ein Kaiserdenkmal in jedem Städtchen schlagen, fragen wenig danach, ob sie ein wirkliches Kunstwerk oder einen Massenartikel erwerben. Die Hauptsache bleibt, daß sie für wenig Geld ein Prunkstück für den Marktplatz erhalten, dessen Enthüllung eine herrliche Gelegenheit zu festlichen Gelagen und zum Halten von Bierreden bietet. Schließlich benannte Gaulke Roß und Reiter: *Wenn die Bildhauer-Vereinigung mit Erfolg den Kampf gegen die Schundconcurrenten führen will, dann muß sie in erster Linie darauf hinarbeiten, daß den Galvanobronceuren das Handwerk gelegt werde. (...) Die Württembergische Metalwaarenfabrik überschwemmt seit Jahren den Markt mit diesen zweifelhaften Produkten*².*

*Von München nach Geislingen an der Steige:
1894 zieht die Galvanoplastische Kunstanstalt um*

Der Hintergrund der Künstlerklage auf den drohenden Niedergang des Bildhauereigewerbes war eng mit dem Namen der Württembergischen Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen, genauer mit deren Galvanoplastischen Kunstanstalt, verknüpft³. 1890 hatte die WMF die bis dahin in München ansässige Kunstgewerbefirma aufgekauft und noch im selben Jahr wurde eine Filiale in Berlin eröffnet. Vier Jahre später war die Umsiedlung an den Geis-

linger Firmensitz beendet, Produktion und Vertrieb galvanoplastisch produzierter Kunstgewerbeartikel wurden rasch ausgebaut. Bald kam eine eigene Gipsformerei hinzu, in der Bildhauer beschäftigt wurden. Binnen weniger Jahre mauserte sich die Galvanoplastische Kunstanstalt zu einem führenden Produzenten halbindustriell gefertigter Verkaufsartikel und lieferte weltweit Denkmäler, Grabplastiken, Heiligenfiguren, Portraitbüsten, Nippes und Gartenschmuck nach dem jeweiligen zeitgenössischen Publikumsgeschmack. In Geislingen entstand ein Denkmal für den König von Thailand, von hier aus wurden Standbilder nach Amerika und nach Fernost geliefert und Grabmalplastiken für Friedhöfe in ganz Europa. Die Anzahl der Renommierarbeiten ist immens; eines der größtdimensionierten Werke mit über vier Meter Höhe war die Kopie des Reiterstandbilds des «Großen Kurfürsten» nach dem Original von Andreas Schlüter für das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum.

Der Erfolg der Galvanoplastischen Kunstanstalt basierte nicht nur auf den technischen Möglichkeiten des Galvanisierverfahrens, sondern auch auf der Rationalisierung des Vertriebs. Fast jährlich wurden ungefähr seit 1895 illustrierte Versandkataloge erstellt, die neben Erläuterungen zum Herstellungsverfahren Abbildungen der lieferbaren Arbeiten, Gutachten von Künstlern, nach deren Modellen die Plastiken angefertigt worden waren, und Preislisten enthielten⁴. Hier konnten nun Denkmäler unterschiedlichster Größe – die Bismarckbüste für den Schreibtisch genauso wie dessen Standbild für den Stadtpark, Beethovens Konterfei fürs Klavier genauso wie ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms für den Marktplatz, Kriegsdenkmäler und Friedhofsplastiken jedwelcher Urheberschaft – per Bestellung geordert werden. Sie trugen den Geist wilhelminischen Selbstverständnisses unendlich vervielfältigt in Bildern und Plastiken der politischen, militärischen und kulturellen Repräsentanten jener Zeit auf Marktplätze und Friedhöfe, in die Gärten und Wohnzimmer.

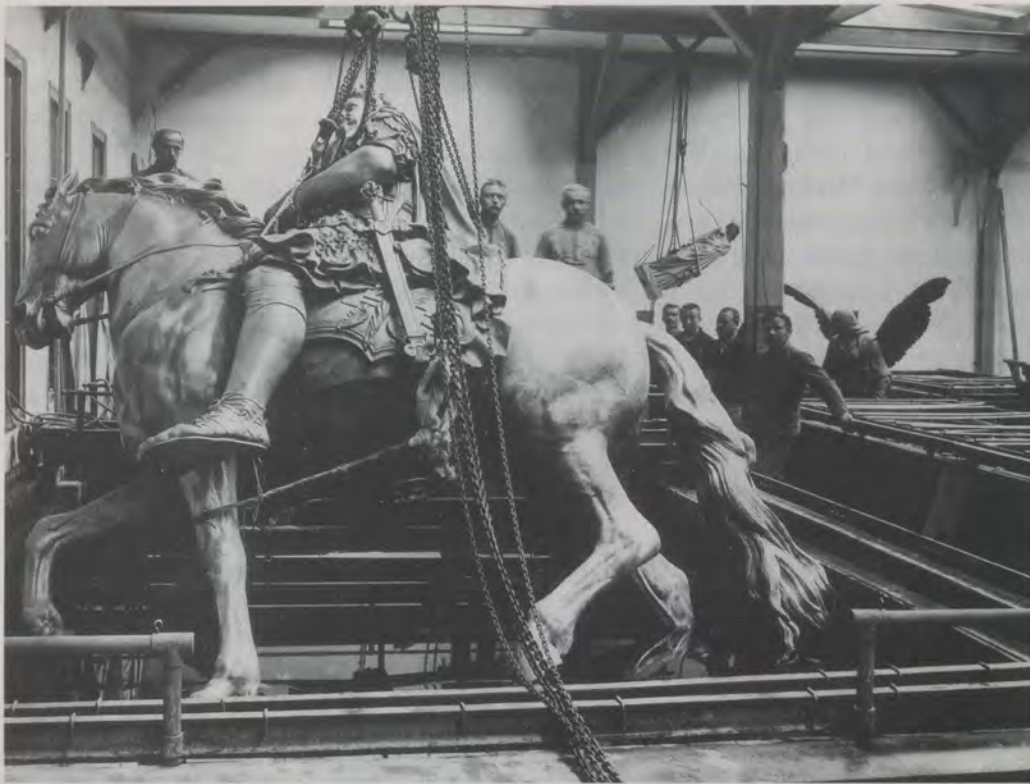
Die Grundlagen zu diesen gravierenden Veränderungen im Bildhauereigewerbe waren bereits gelegt worden, als der italienische Naturforscher Luigi Galvani Ende des 18. Jahrhunderts den Gesetzen der modernen Elektrochemie auf die Spur gekom-

men war. Im 19. Jahrhundert wurde nach und nach die Herstellung metallischer Niederschläge durch Elektrolyseverfahren verfeinert; 1826 formulierte der Physiker Georg Simon Ohm die galvanischen Gesetze. Nach der Erfindung der Galvanoplastik in den 1830er Jahren entwickelte der Frankfurter Chemiker Rudolf Böttger neue Produktionsverfahren. Ende des 19. Jahrhunderts war man dank der Tüftler in der Galvanoplastischen Kunstanstalt München so weit, daß man in galvanischen Bädern seriell Kopien von plastischen Modellen anfertigen konnte. Dabei erhielten die angefertigten Vorlagen für die sogenannten Kerngalvanos – hierfür dienten Gips- oder Holzkerne – in verschiedenen Bädern Metallüberzüge von bis zu fünf Millimetern Stärke. Bei den Hohlgalvanos, einer alternativen Produktionsmethode, fertigten die Galvaniseure als Modell ein Negativ an, an dessen Innenseite sich die Metalle in einer Stärke von zwei bis drei Millimetern anlagerten. Von jeder Vorlage konnten in den Galvanikbädern nun beliebig viele Kopien gezogen werden –, das Industriezeitalter war auch für die Bildhauerei angebrochen.

Der Bedarf an solcherlei Denkmalskunst schien allerdings im Königreich Württemberg selbst, zumindest gemessen an Anzahl und Prestige weltweiter Lieferungen, vergleichsweise gering. Von Geislingen wurden mehr Denkmäler und Plastiken nach Berlin geliefert als an Auftraggeber aus württembergischen Nachbarstädten. Aus Geislingen stammte etwa – hierbei handelt es sich freilich nur um eine Auswahl öffentlicher Aufträge – eine Kaiserbüste für den Ehinger Aussichtsturm auf dem Wolfert (1892, nach Bruno Diamant), das Geislinger Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. (1894, nach Gustav Eberlein), Reliefmedaillons für Bismarck-Gedenksteine in Tübingen (1893), Hohenheim (1902), Heidenheim (1905) und Geislingen (1908), Bismarck- und Moltkebüsten für Backnang (1909), eine Büste für ein Stuttgarter Privathaus am Bismarckplatz oder die Eberhardsstatue für die Tübinger Neckarbrücke von Adolf Fremd (1903), die im Zweiten Weltkrieg als «Metallspende» an die Rüstungsindustrie abgegeben werden mußte. Von den Möglichkeiten des Galvanisierverfahrens profitierten freilich auch andere. Zu dokumentari-



Die Produktionshallen der Galvanoplastischen Kunstanstalt in Geislingen an der Steige mit den galvanischen Bädern.



Wohl das größte Objekt der Galvanoplastischen Kunstanstalt war kurz nach der Jahrhundertwende eine Kopie von Andreas Schlüters Reiterstandbild des «Großen Kurfürsten». In den Produktionsanlagen wird die Statue eben aus den Bädern gehievt. Diese Kopie für das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum war mehr als vier Meter hoch.

schen und wissenschaftlichen Zwecken konnten nun Reproduktionen archäologisch oder kunstgeschichtlich bedeutender Objekte jedwelcher Provenienz angefertigt werden. So legte die Galvanoplastische Kunstanstalt um 1910 eine dreisprachig verfaßte Schrift auf, in der insgesamt 138 «Galvanoplastische Nachbildungen vorrömischer, römischer und merowingischer Altertümer aus der Kgl. Staatssammlung vaterländischer Altertümer Stuttgart» zum Verkauf angeboten wurden. Hier konnten nun Funde aus Württemberg – Waffen und Werkzeuge, Schmuck und Kleinkunsterzeugnisse aus der Zeit von 2000 vor bis ins 7. Jahrhundert nach Christus – erstanden werden. Der WMF besicherte solches Engagement Geschäft; die Konservatoren – wie Peter Goessler von der Königlichen Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart – erhofften sich im Zeitalter wachsenden Geschichtsbewußtseins dadurch natürlich auch eine Popularisierung der Museumsschätze und ihrer musealen Arbeit überhaupt: *Es ist höchste Zeit, dafür zu sorgen, daß jene Schätze nicht totes Inventar bleiben, sondern in den verschiedensten Richtungen auf die Gegenwart wirken und vor allem dazu beitragen, die Gegenwart aus der eigenen Vergangenheit zu verstehen und zu bereichern*⁵.

Preiswerte Massenartikel entziehen den Bildhauern die Lebensgrundlage

Für die WMF war die Galvanotechnik mehrere Jahrzehnte lang eine ökonomische Zauberformel. Die Auswirkungen dieser industriellen Produktionspraxis, die Möglichkeit beliebiger technischer Reproduzierbarkeit, trafen allerdings die plastischen Künstler im Lebensnerv ihrer sozialen Existenz. Es entsprach der Praxis der Geislinger WMF, den Bildhauern Modelle abzukaufen. Damit waren auch die Urheberrechte an die Metallwarenfabrik, die beliebig oft aus der Vorlage Kapital schlagen konnte, übergegangen. Die kooperierenden Bildhauerwerkstätten waren auf diese Weise zu billigen Lieferanten der Industrie degradiert worden. Während das Geschäft mit der massenproduzierten Denkmalskunst in Geislingen die Umsätze in die Höhe trieb, klagte die Zunft der Bildhauer lauthals über den drohenden Verlust ihrer Lebensgrundlage. Johannes Gaulke, der besonders die WMF als Marktführer in öffentlichen Schriften und privaten Korrespondenzen heftig attackierte: *Ist schon die maschinelle Herstellungsart von Denkmälern vom künstlerischen Standpunkt durchaus zu verwerfen, so ist die Massenfabrikation derselben eine noch weniger erbauliche Erscheinung und schädigt den ausführenden Künstler auf das Empfindlichste in seinen wirtschaftlichen Interessen.*

Dagegen entwickelte sich ein neuer Künstlertypus des Industriezeitalters, der geschäftstüchtiges Unternehmertum und Bildhauerexistenz vereinte. Ein solcher war etwa Gustav Eberlein (1847–1926), ein Schüler von Gustav Blaeser und Vertreter des unter Kaiser Wilhelm II. zum offiziellen Stil erhobenen Neubarock. In Geislingen schuf er der WMF mit einem samt Sockel über fünf Meter hohen Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. quasi eine dreidimensionale Visitenkarte, die die Möglichkeiten der Galvanotechnik in direkter Nachbarschaft zum Firmensitz veranschaulichte, – und der Industriestadt am Albrand ein überaus preiswertes Denkmal bescherte. Gingen die Kosten für eine Reiterstatue, die als höchste Form innerhalb der Denkmalshierarchie auch Ende des 19. Jahrhunderts (fast) ausschließlich Monarchen und Fürsten vorbehalten war, in die Zehn- und Hunderttausende – das Stuttgarter Kaiserdenkmal von Wilhelm Rümmermann beim Alten Schloß kam etwa auf 200 000 Mark –, so nahmen sich die veranschlagten 6000 Mark für die Kopie des Eberleinschen Entwurfs in Geislingen vergleichsweise gering aus. Nachdem die WMF der Stadt das Standbild für nur 2000 Mark überlassen hatte, war Geislingen zu einem überaus preiswerten Erinnerungszeichen gekommen, mit dem die Treue zu Reich und Kaiser beschworen werden konnte. Schließlich hatte man in Geislingen zum Ärger der württembergischen Behörden schon an-

läßlich einer Bahnreise des damaligen preußischen Königs im August 1868 Wilhelm auf dem dortigen Bahnhof als künftigen «Schirmherrn Deutschlands» frenetisch gefeiert, und dies *trotz der damals in Süddeutschland noch herrschenden feindseligen Stimmung gegen Preußen*, wie die *Schwäbische Kronik* anlässlich der Denkmalseinweihung am 1. April 1894 in Erinnerung rief.

Originalitätsdenken stand aufgrund dieser neuen, auch von anderen Großgießereien verfolgten Geschäftspraxis nun gegen die Möglichkeit beliebiger Vervielfältigung einzelner Denkmals- und Grabmalmodelle sowie Preisbewußtsein gegen Qualität. So blieben Warnungen, die auf einen drohenden Verlust des künstlerischen Niveaus, auf eine Monotonisierung der Denkmalslandschaft und damit auf eine Trivialisierung des Massengeschmacks zielten, nicht aus. Obwohl eine mittels Galvanotechnik produzierte Plastik weitaus billiger kam als ein nach herkömmlichen Bronzegußverfahren gearbeitetes Modell, zogen deshalb mancherorts Denkmalsvereine trotz höherer Kosten den Kauf eines Originals vor. In Biberach plante etwa ein örtliches Komitee seit dem Tod Kaiser Wilhelms I. im März 1888 die Errichtung eines Erinnerungszeichens für den Reichsgründer. Zur Debatte stand zeitweise auch eine Kopie jenes Reiterstandbilds, das Gustav Eberlein – teils leicht variiert – auch für Geislingen, Mönchengladbach, Waldheim, Gera und Hanno-



Die Produktionspalette der Galvanoplastischen Kunstanstalt in der WMF umfaßte vom Reichsadler über die Heiligenfigur bis zum Reiterstandbild unterschiedlichste Objekte in jedwelchen Größen.



Das Geislinger Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. nach dem Entwurf von Gustav Eberlein von 1894. Im Gegensatz zu anderen Großgießereien, die sich auf galvanoplastische Produkte verlegt hatten, lieferte die WMF die Denkmäler inklusive Sockel.

Rechte Seite: Eine Seite aus der Werbebroschüre der WMF, erschienen 1895: «Die Galvanobronze und ihre Anwendung zu Denkmälern und Prachtbauten».

versch-Minden gestaltet hatte oder noch ausarbeiten sollte. Aufgrund dieser Multiplikation einer Darstellungsform wurde die Entscheidung des Biberacher Komitees für eine einfachere, aber mit 10000 Mark kostspieligere Kaiserstatue von Heinrich Stockmann schließlich doch vom Originalitätsdenken diktiert: *Fernerhin schien es als unerwünscht, so heißt es in einer Vereinsmitteilung, hier in der kurzen Entfernung von Geislingen dasselbe Reiterdenkmal wie dort zu sehen.*

Authentisches Original contra industrielles Massenprodukt: Behörden reagieren auf die Verödung der Denkmalskunst

Die Angst vor Duplikaten rief sogar den Gesetzgeber auf den Plan, der auf die zu befürchtende Beeinträchtigung des Kultcharakters der Denkmäler mit neuen Richtlinien reagierte. Schließlich waren Künstler und Kunstkritiker, wie etwa der Neoklassizist Adolf Hildebrand in seiner Schrift über *Das Problem der Form in der bildenden Kunst*, nun lange genug gegen die drohende Verarmung der Formenvielfalt in der Denkmalskunst zu Felde gezogen: *Welche unsägliche Armuth, welch ewiges Einerlei zeigen deshalb die heutigen Monumente. Welche Masse von Plastik, die sich abmüht, irgendetwas neues zu geben und sich in den Bann der isolierten Rundplastik unglücklich krümmt und windet, weil ihr jeder Anschluß an Architektur, an irgendeine Situation verboten ist. In dieselbe Kerbe schlug 1900 auch Friedrich Pützer*

anlässlich einer Rede in der Technischen Hochschule zu Darmstadt, indem er als Ursache für die ästhetische Verarmung der Denkmalskunst die Praxis der künstlerischen Wettbewerbe ausmachte, bei denen ungeschulte Jurymitglieder über die Errichtung von Denkmälern zu entscheiden hatten und ihr Urteil eben nicht selten statt von Kunstsinn von Kostendenken diktieren ließen: *Es wäre der Untergang unserer Denkmalskunst, wenn nicht bald die Einsicht des kunstliebenden Publikums und ein energischer Vorstoß aller interessierten Künstler unserer schablonenhaften, kunst- und gefühllosen Denkmalswirthschaft Einhalt gebieten würde*⁶.

Zuerst war von solcherlei Warnungen die preussische Bürokratie wachgerüttelt. Kaiser Wilhelm II. veröffentlichte am 17. Juni 1898 einen Erlass, nach dem bei der Errichtung von Denkmälern für Angehörige des preussischen Königshauses nicht nur das Plazet des Landesherrn einzuholen sei, sondern lediglich Originale aufgestellt werden dürften. Sein Kultusminister konkretisierte noch im selben Jahr das Verbot von Denkmälern *aus minderwertigem Material, wie Galvanobronze usw.*, und untersagte die *fabrikationsmäßige Ausnützung vorhandener Modelle*⁷. Die Großgießereien opponierten daraufhin massiv und holten sich wissenschaftlichen Beistand ein, der nachweisen sollte, die Galvanoplastik könnte qualitativ mit herkömmlichen Herstellungsverfahren mühelos mithalten. 1902 wurden die preussischen Restriktionen tatsächlich gelockert. Nun durf-

Das Relief-Medaillon von **Prof. Quenstedt**
nach Modell von G. Rheineck
69 cm. Durchmesser
für dessen Denkmal auf dem Hoßberg
bei Tübingen.
1894.



Das Relief von **Minister Schmid**
für dessen Denkmal in Munderkingen.
1894.

Das Relief-Medaillon von **Fürst Bismarck**
von Weible (58 x 46 cm.)
für den Bismarck-Gedenkturm bei Tübingen.
1894.



Die Büste **Kaiser Wilhelm I.** von Diamant
für das Kaiserdenkmal in Gdingen a. D.
in Hohlgalvano.
1892.



Relief von
Gustav Schwab
von H. Bach



(49 1/2 cm. Durchmesser)
für dessen Denkmal
in Friedrichshafen.
1894.



Quenstedt-Denkmal
auf dem Hoßberg bei Tübingen.

Knollendenkmal in Geislingen
renoviert 1894.

ten Denkmäler für das preußische Königshaus wieder aus Galvanoplastik hergestellt werden, wenn es sich um *künstlerische Neuschöpfungen* (Erlaß vom Januar 1902) handelte.

Der publizistische Feldzug der Ästhetik- und Geschmackswächter gegen die Galvanotechnik und die Reaktionen der Behörden zwangen allerdings die WMF, sukzessive eine bedächtigeren Geschäftspolitik zu verfolgen. Bereits zu Zeiten des Kaiserreichs setzte in Deutschland eine Reformbewegung ein, die die Friedhofskunst heben wollte, und dies traf das zweite Marktstandbein der Geislinger Galvanoplastischen Kunstanstalt: die Grabplastiken. Die Gießereien – allen voran der Marktführer aus Geislingen, der seine Produkte mit mühelos identifizierbaren Plaketten versah – hatten die europäischen Friedhöfe mit den immerselben Pietà-Figu-

ren, süßlichen Engeln und stereotypen Ornamenten überflutet. Dagegen setzte sich die 1905 gegründete «Gesellschaft für Grabmalkunst» heftig zur Wehr und bot sogar im «Bureau zur Vermittlung künstlerischer Grabdenkmäler» ihren Dienst für Geschmacksberatung an. Die Galvanoplastische Kunstanstalt der WMF hatte freilich bereits vorbeugend reagiert: Es wurde nun darauf geachtet, daß für einen Friedhof nur jeweils eine Ausführung einer bestimmten Grabmalsplastik geliefert werden durfte; bei größeren Friedhofsanlagen waren es bis zu drei.

Gutachten von Wissenschaftlern und Künstlern dokumentieren die Möglichkeiten der Galvanotechnik

Zudem begleitete die WMF ihre Angebote in den Versandkatalogen regelmäßig mit beigefügten Gutachten von Künstlern und Wissenschaftlern. Schon im ersten Versandkatalog der Galvanoplastischen Kunstanstalt von 1895 hatte Gustav Eberlein sich zu den Möglichkeiten der neuen Technik hinsichtlich seines Reiterstandbilds Kaiser Wilhelms I. – diese Variante war für Hannoversch-Minden bestimmt – rundum positiv geäußert: *Ich betone ausdrücklich, daß ich das für Minden bestimmte galvanoplastische Reiterstandbild als gleichwertig mit Bronzeuß hielt und noch halte. Ich bin sicher, daß wenn dieses Verfahren künstlerisch gehandhabt wird, es eine bedeutende Zukunft hat.* Diese und andere Beglaubigungen Eberleins wie auch technische Detailinformationen – Reiter und Pferd jeweils aus einem Stück und mit schmiedeeisernem Gerüst gesichert; Kupferstärke von bis zu 5 Millimetern etc. – wurden in den jährlich aufgelegten Katalogen immer wieder zitiert. Gustav Eberlein: *Auf Ihren Wunsch und eigenem Antrieb teile ich Ihnen mit, daß ich das mir jetzt gelieferte Reiterstandbild Kaiser Wilhelm I. für Hann. Münden in Galvano-Niederschlag vortrefflich ausgeführt finde. Es entspricht in jeder Hinsicht der Ausführung und Metallstärke meinen Ansprüchen. Durch die bedeutende Metallstärke und die außerordentlich genaue Wiedergabe meines Modells ist dem Denkmal für mich ein großer Vorzug verliehen. Es wird künftighin möglich sein, für kleinere Städte in dieser Technik mit bescheidenen Mitteln Monumente herzustellen, die allen, auch den bedeutendsten künstlerischen Ansprüchen genügen werden.*

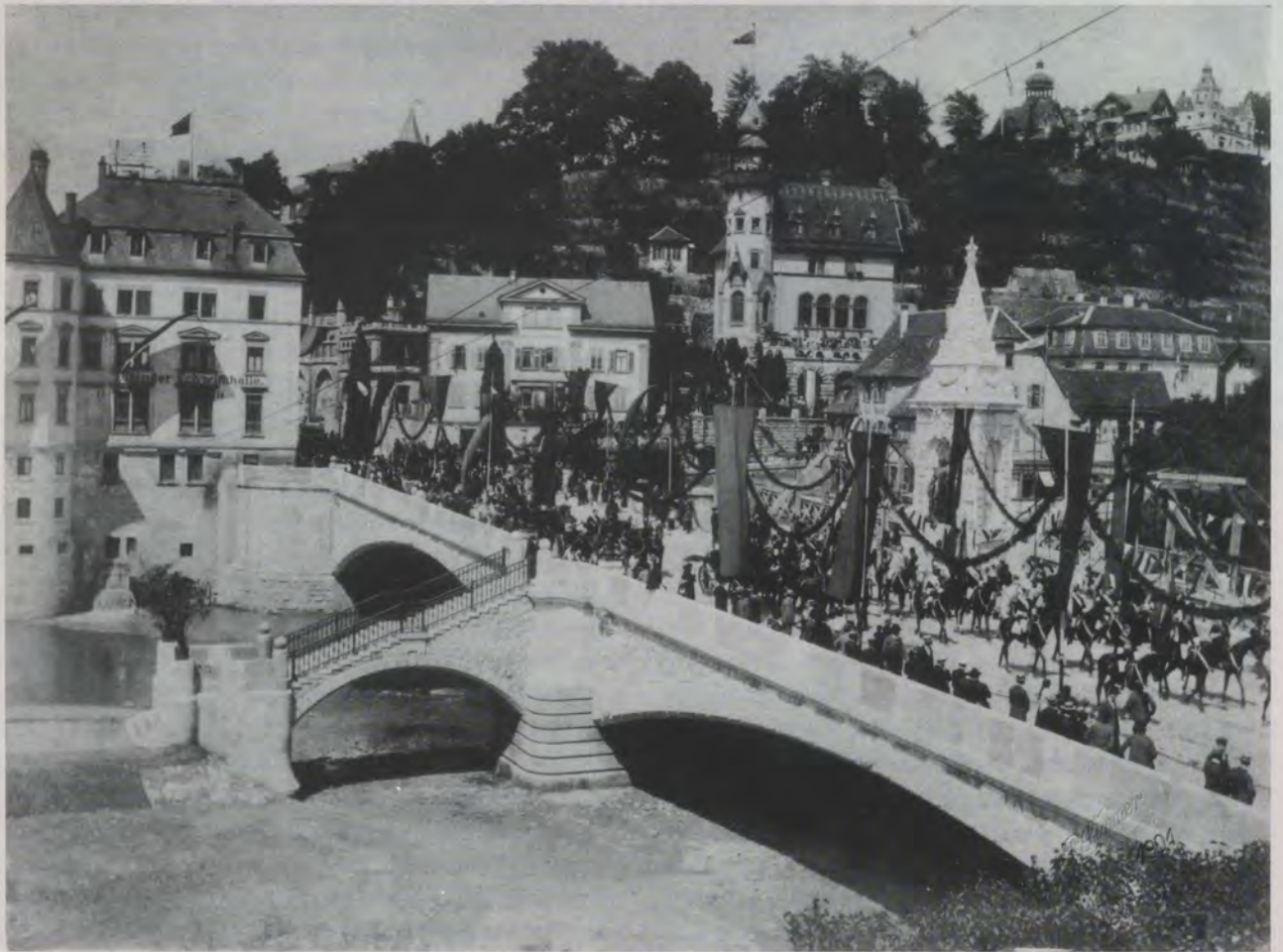
Die Frage der künstlerischen Qualität sei einmal dahingestellt, für Produzent und Abnehmer stand insbesondere die Frage der Dauerhaftigkeit der Objekte im Vordergrund. Auch die Schwäbische Kronik hatte sich hinsichtlich der Einweihung des Geislinger Reiterstandbilds der WMF im April 1894 in puncto Patinierung und Unvergänglichkeit hin-

länglich davon überzeugt gezeigt, daß mit Sicherheit darauf gerechnet werden kann, daß die Dauerhaftigkeit und Schönheit dieses Standbilds den aus Bronze gegossenen Bildwerken in keiner Weise nachstehen wird. Immerhin: Der Eberleinsche Kaiser demonstrierte fast neunzig Jahre lang Widerstandskraft gegen Wind und Wetter. 1980 allerdings war das Denkmal wider alle Ewigkeitsabsichten so marode, daß es vom Sockel geholt werden mußte. An eine Restaurierung war nicht mehr zu denken; auf Kosten der WMF wurde statt dessen eine 1,7 Tonnen schwere Bronzekopie geschaffen, die 1983 leicht verändert wieder Aufstellung fand.

Zu diesem Zeitpunkt freilich hatte sich die WMF schon längst vom Geschäft mit der nationalen Heldenverehrung und Sepulkralkultur verabschiedet. Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs bestand ohnehin kein Bedarf mehr an patriotischen Kriegs- und Kaiserdenkmälern wilhelminischer Machart. Produktion und Vertrieb der galvanoplastischen Grabmalkunst florierten unterdessen weiter. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieser Produktions- und Geschäftszweig ganz geschlossen.

ANMERKUNGEN

- 1 Karl Widmer: Das Problem des Denkmals. In: Deutsche Kunst und Dekoration, Bd. 31 (1912/13), S. 186.
- 2 Johannes Gaulke: Der Bildhauerstreit. In: Die Gegenwart, 28. Jg. (1899), S. 46. Gaulkes Angriff auf die WMF zog ausführliche Korrespondenzen zwischen Künstlern und der WMF nach sich. Die Auseinandersetzung ist dokumentiert im Firmenarchiv der WMF, das sich im Wirtschaftsarchiv Hohenheim (Bestand 00864) befindet.
- 3 Vgl. auch Meinhold Lurz: Erhalt der Aura trotz technischer Reproduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF. In: Peter Bloch (Hg.): Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786–1914. Berlin 1990, S. 325–336.
- 4 Vgl. etwa den ersten Katalog, der ausführliche Erläuterungen zu den technischen Möglichkeiten der Galvanotechnik enthält: Die Galvanobronze und ihre Anwendung zu Denkmälern und Prachtbauten. Herausgegeben von der Galvanoplastischen Kunstanstalt in Geislingen-St., Geislingen 1895. Der Autor dankt der WMF für die Erlaubnis der Benutzung des Firmenarchivs und die freundliche Überlassung von Bildmaterial.
- 5 Galvanoplastische Nachbildungen vorrömischer, römischer und merowingischer Altertümer aus der Kgl. Staatssammlung vaterländischer Altertümer Stuttgart. Ausgeführt und zu beziehen durch die Württembergische Metallwarenfabrik, Geislingen-Steige, ca. 1910, S. 4.
- 6 Hildebrand und Pützer zitiert nach Otto Kuntzemüller: Die Denkmäler Kaiser Wilhelms des Großen. Bremen 1902, S. XIII und IX.
- 7 Vgl. Kuntzemüller 1902, S. XI.



Die WMF produzierte nicht nur Serienfertigungen für den allgemeinen Verkauf, sondern erledigte auch Einzelaufträge wie die von Adolf Fremd modellierte Statue des Grafen Eberhard im Barte, die 1903 auf der zwei Jahre zuvor fertiggestellten Neckarbrücke in Tübingen eingeweiht wurde.

Heinrich Fischer Adolph und Karl Krabbe, zwei Stuttgarter Verleger

Stuttgart war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Leipzig der bedeutendste Buchhandelsplatz in Deutschland. Zahlreiche Verlage und Druckereien stellten einen großen Teil der Arbeitsplätze in der Residenzstadt. Neben einigen Verlagshäusern, deren Namen noch bestehen, waren es aber gerade Unternehmen, die heute nahezu vergessen sind, die Stuttgart damals weit über die Grenzen Württembergs hinaus bekannt machten. Zwei davon, von Vater und Sohn unabhängig voneinander betrieben, seien hier näher betrachtet.

Adolph Krabbe gründet 1839 in Stuttgart seinen Verlag und findet F. W. Hackländer, einen erfolgreichen Autor

Adolph Carl Krabbe wurde am 6. Januar 1813 als Sohn des Bürgers und Kaufmanns Carsten Krabbe und seiner Ehefrau Juliane Catharina, geborene Daunmüller, in Hamburg geboren. Er war schon vor seiner selbständigen Tätigkeit im Verlagswesen beschäftigt: Von 1836 bis 1839 leitete er als Geschäftsführer den «Verlag der Classiker» von Friedrich Gottlob Franckh. Dieser hatte sein Unternehmen während einer Festungshaft auf dem Hohenasperg im Jahre 1835 gegründet. Der Firma mit Sitz in Stuttgart wurde im September 1838 eine xylographische Anstalt angegliedert. Der «Verlag der Classiker» ging im Januar 1839 durch Verkauf an die Pforzheimer Firma Dennig Finck & Comp. über, der Verlagssitz wurde nach Pforzheim verlegt.

Kurz darauf, am 15. Mai 1839, gründete Adolph Krabbe in Stuttgart einen eigenen Verlag, der unter seinem Namen firmierte. Zu Anfang lief das Geschäft nicht besonders gut. Der Schriftsteller Friedrich Wilhelm Ritter von Hackländer (1816–1877) schrieb darüber in seiner Autobiographie: *Adolph Krabbe, der ein tüchtiger Buchhändler und Geschäftsmann war, hatte beinahe ohne alles Vermögen mit einem Associé, Julius Jenisch, einem wohlhabenden jungen Manne, angefangen, aber zuerst so wenig Glück gehabt, daß die Firma schon in der Zeit, als er mich gewann, auf schwachen Füßen stand, (...) sie hatten damals durch ein paar verfehlte Unternehmungen, unter anderem «Spinosa» und «Dichter und Kaufmann» von Berthold Auerbach, Geld verloren und vom zweiten dieser Werke konnte Krabbe mit seiner dünnen Stimme, während er sich wie verzweifelt mit den Fingern in sein spärliches Haar fuhr, ausrufen: «Das Buch ist ein Weltwunder, denn es ist ein Exemplar mehr davon zurückgekommen,*

als ich ausgegeben habe – wollen sie dies merkwürdige Exemplar sehen – da ist es!»¹



Der Hamburger Adolph Krabbe (1813–1875), der 1839 in Stuttgart einen – erfolgreichen – Verlag gründete.

Im Jahr der Verlagsgründung edierte Krabbe eine zweibändige Übersetzung von Swifts *Gullivers Reisen*. Zwei Jahre später gelang es dem Verleger, einen in Stuttgart wohnhaften Schriftsteller zu gewinnen, dessen Name durch die Cottaschen Publikationen *Morgenblatt* und *Allgemeine Zeitung* schon weit über die Grenzen der Residenz hinaus bekannt geworden war: Friedrich Wilhelm Hackländer. Zum Einstand des Dichters bei Adolph Krabbe erschien *Vier Könige/Bilder aus dem Soldatenleben* (1841). Es folgten u. a. *Märchen* (1843), *Der Pilgerzug nach Mekka* (1847), *Namenlose Geschichten* (1850), *Eugen Stillfried* (1852), *Europäisches Slavenleben* (1854) und vieles mehr. Nun bewegte das Zugpferd Hackländer den Verlag aufwärts. Krabbe druckte die Hackländerschen Werke in hohen Auflagen: von den Romanen immer gleich fünftausend Exemplare, von der ersten Serie der «Gesamtausgabe» drei Auflagen von je

zehntausend Exemplaren. Nach Adolf Palm wurden *auch von dem fehlschlagendsten Buche, das er (Hackländer) schrieb, immerhin noch drei- bis viertausend Exemplare abgesetzt*².

Wie sehr Adolph Krabbe den Wert seines wichtigsten Autors einzuschätzen wußte, zeigt eine Lebensversicherung, die er am 6. September 1853 auf Hackländer abschloß. Der Vertrag bei «The Northern Assurance Company London» belief sich auf die Summe von zweihundert Pfund Sterling und hatte eine Laufzeit von fünf Jahren³. Zwei Jahre später begann Krabbe mit der Edition einer «Ersten Gesamt-Ausgabe» der Hackländerschen Werke. Sie erreichte bis 1866 ein Volumen von 48 Bänden; später, im Kröner-Verlag, schloß die Reihe im Jahre 1873 mit dem 60. Band.

Unter den übrigen Autoren Adolph Krabbes finden sich Namen wie Ernst Eckstein, August Friedrich Gförer, Edmund Hoefler, Adolf Holtzmann, Wilhelm Jensen, Wolfgang Menzel, Theodor Mundt, Luise Mühlbach (= Klara Mundt), Karl Seifart und Otilie Wildermuth. Deren Werke waren seit 1858 für den Verlag sehr einträglich. Edmund Hoeflers «Erzählende Schriften» erschienen im Jahre 1865 mit einem Umfang von zwölf Bänden.

Ehe und Familie

Adolph Krabbe war zweimal verheiratet. Am 21. September 1846 schloß er in Blaubeuren den Ehebund mit Euphrosyne Marie *Caroline* Lang, geboren in Reutlingen am 19. September 1822⁴. Der Vater der Braut war der in Blaubeuren lebende Kaufmann Carl Friedrich Lang, die Mutter, Friederike Gottlobin, war eine geborene Knapp. Aus der ersten Ehe gingen vier Kinder hervor, die alle in Stuttgart zur Welt kamen: *Caroline Henriette Marie*, geboren am 16. April 1848, *Emilie Julie Elfriede*, geboren am 1. Dezember 1849, *Otto Carl*, geboren am 21. Mai 1851, *Adolph Hermann*, geboren am 11. Juni 1852.

Krabbes erste Frau starb am 17. August 1861 in Stuttgart. Knapp ein Jahr später vermählte er sich ein zweites Mal. Die bedeutend jüngere Gattin *Julie Emilie*, geboren in Stuttgart am 28. Januar 1839, war eine Tochter von Christian Friedrich Dückert, Professor am Stuttgarter Katharinenstift, und seiner Gattin *Emilie*, geborene Fetzer. Aus der zweiten Ehe Adolph Krabbes ging ein Kind hervor: *Helene Elfriede Clara*, geboren am 12. Mai 1863 in Stuttgart. Neben freundschaftlichen Beziehungen zu seinen beiden Hauptautoren Hackländer und Hoefler verband Adolph Krabbe eine jahrelange Freundschaft mit dem Germanisten Franz Pfeiffer (1815–1868),

Neuestes von Otilie Wildermuth.

Im Verlage von Adolph Krabbe in Stuttgart ist soeben erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Perlen aus dem Sande.

Erzählungen

von

Otilie Wildermuth.

8. Geg. geb. 1 Nthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.
Geg. geb. 1 Nthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

dem Sekretär des «Literarischen Vereins» in Stuttgart, der später als Professor in Wien lehrte.

Die Verlagsaktivitäten Krabbes wurden an höchster Stelle mit Wohlwollen aufgenommen. So berichtete die *Schwäbische Kronik* vom 18. September 1847: *Dem Buchhändler Adolph Krabbe in Stuttgart ist von Seiner Königlichen Majestät (Wilhelm I. von Württemberg) bei Gelegenheit der Einsendung des in seinem Verlage erschienenen, in typographischer Hinsicht schön ausgestatteten Werkes: Geschichte der Stadt Wien von Franz Tschischka, die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ertheilt worden.*

Am 1. Juni 1851 gründete Adolph Krabbe einen weiteren Verlag unter dem Namen «Carl Krabbe». Das Unternehmen wurde allerdings schon im darauffolgenden Jahr eingestellt. Anlaß für die Namensgebung war wohl die Geburt des Sohnes Carl. Vielleicht wählte der Verleger dazu aber auch nur seinen zweiten Vornamen.

Zur «Silberhochzeit» schreibt Hackländer an Krabbe: «Unsere Verbindung ist unbedingt eine Musterehe»

Von 1855 bis 1867 verlegte Adolph Krabbe die Zeitschrift *Hausblätter*, herausgegeben von F. W. Hackländer und Edmund Hoefler. Es erschienen jeweils vier Bände pro Jahr. Neben den beiden Herausgebern schrieben für das Blatt über einhundertdreißig weitere Autoren, darunter Ernst Freiherr von Bibra, Friedrich Bodenstedt, Friedrich Gerstäcker, Ferdinand Gregorovius, Paul Heyse, Theobald Kerner, H. E. Linck, Johannes Müller, Emma Niendorf (= Emma von Suckow), Wilhelm Raabe, Arnold Schloenbach, Levin Schücking, Gustav vom See und Ernst Willkomm.

Friedrich Wilhelm Hackländer, der Starautor des Verlages von Adolph Krabbe, gab seit 1858 – zu-

mindest nominell – bei Eduard Hallberger die illustrierte Wochenzeitung *Über Land und Meer* heraus. Das Blatt machte Krabbes *Hausblättern* schwer zu schaffen. Trotz dieser von ihm begangenen «Untreue» widmete Hackländer 1868 seinem langjährigen Verleger⁵ den dreibändigen Roman *Das Geheimniß der Stadt* mit überschwenglichen Worten: *Als ich im Jahre 1867 die vorliegende Geschichte beendigte und zurückblättern in Erinnerung und Wirklichkeit zu dem Buche gelangte, welches als mein Erstlingswerk in Ihrem Verlage⁶ erschien, sah ich, daß es die Jahreszahl 1842⁷ trug und mithin die hübsche Reihe von 25 Jahren eröffnet, welche unsere Verbindung als Schriftsteller und Verleger jetzt zurückgelegt hat. Wir dürfen also heute die Feier einer silbernen Hochzeit festlich begehen; denn in wie Vielem gleicht nicht die Verbindung zwischen Schriftsteller und Verleger einem Ehebündniß?, wenigstens einer Vernunfttheirat, die doch häufig auch zu beiderseitigem Segen und Gedeihen geschlossen wird. Freilich wohl haben wir arme Schriftsteller bei einem solchen Bündniß das Unglück, daß das Gedeihen gewöhnlich auf Seite des Verlegers ist, welcher alsdann, rund und behaglich geworden, mit Wohlgefallen auf jene ange-*

nehme Zeit zurückblickt, wo er die reiche Ernte eingeheimst hat, während wir als literarische Aehrenleser nebenherliefen. Was nun unsere Verbindung anbelangt, so ist dieselbe vor vielen anderen unbedingt eine Musterehe zu nennen gewesen. Wir haben nicht mehr und nicht öfter in Unfrieden gelebt als nötig war, um das Blut räscher kreisen zu machen und um Versöhnungen wünschenswerth zu finden. Wir haben uns dann mündlich und schriftlich unseren Fehler kräftigst vorgehalten und meistens nach dieser Offenherzigkeit segensreiche Wirkung verspürt.

Kleine gegenseitige Untreuen sind auch wohl mitunter vorgekommen – wir waren eben junge Leute; doch blieben diese Untreuen ohne Folgen und somit auch ohne störenden Einfluß auf unser Zusammenleben. Wohl kam es auch im Laufe der Zeiten zu ernsthaften Zerwürfnissen, die so weit gingen, daß wir begannen an eine Scheidung von Schreibtisch und Comptoir-Pult zu denken und wo wir alsdann das Unklugste thaten, was wir nur hätten thun können, nämlich wohlwollende Freunde um ihren Rath zu fragen. Aber wir thaten das glücklicherweise mit bestem Erfolg. Denn als sie mir durch diese guten, wohlmeinenden Freunde als ein ganz eigennütziges Ungeheuer geschildert wurden, so wie ich Ihnen als ein Charakter, bei dessen Verlust nur zu gewinnen sei, vertrugen wir uns augenblicklich wieder und schloßen neu und fester unsere Verbindung; gewiß zum Heil unserer kleinen Minderjährigen, die damals noch nicht unter dem schützenden Dach gesammelter Werke saßen. Seit aber dieses Dach unseren umherwandernden und weit zerstreuten Geisteskindern eine Heimat gegeben, ist unsere Verbindung eine noch festere geworden, und wir haben uns beide mit Geduld und Ergebung, wie in mancher wirklichen Ehe, darein gefügt, mit einander zu leben und zu arbeiten; ja vielleicht diese Verbindung noch in unseren Nachkommen fort dauern zu lassen, wenn Ihr Sohn ein wohlwollender Verleger zu werden verspricht, und wenn einer der Meinigen den leidigen Drang in sich verspüren sollte, zu schriftstellern.

Und so nehmen Sie die Widmung dieses kleinen Buches freundlich entgegen, mein lieber Krabbe, als einen Beweis, daß ich mit wahren Vergnügen unseres 25jährigen Geschäftsverkehrs gedenke, und lassen Sie uns heute ein neues Conto beginnen für eine weitere lange Reihe von Jahren, und ferner seinen Verleger und Schriftsteller in solch ungetrübtem Frieden und leuchtender Eintracht, wie solche wohl selten oder nie verzeichnet stehen in den Annalen der Weltgeschichte⁸.

Im darauffolgenden Jahr nahm Adolph Krabbe auf diese Widmung Bezug, als er sich in Hackländers Gästebuch mit folgenden Worten eintrug: Autor und Verleger! Es ist bei dieser Ehe noch zweifelhaft – wer Mann – wer Frau ist? Hoffen wir indeßen auch noch unsere goldene Hochzeit zu feiern⁹.

Handel und Wandel.

Von

J. W. Hackländer.

Mit 240 Illustrationen von H. Langhammer.



Stuttgart.

Verlag von Carl Krabbe.

1888.

Doch zu diesem Zeitpunkt war das Schicksal des Verlages bereits besiegelt. Seit 1862 war Krabbe im Verlag von Adolf Kröner ein immer mächtiger werdender Konkurrent herangewachsen. Knapp zwei Jahre, nachdem Carl Kröner Teilhaber seines Bruders Adolf geworden war, kauften die beiden am 1. Juli 1870 Krabbes Verlag auf. Zunächst lief die Verlagsbezeichnung «Adolph Krabbe» weiter, drei Jahre später jedoch erlosch der Name. Einige der ursprünglich bei Krabbe verlegten Werke gingen über Kröner an das spätere Großunternehmen Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Adolph Krabbe starb, nachdem er mehrere Jahre lang über gesundheitliche Probleme zu klagen gehabt hatte, am 5. Juni 1875 zweiundsechzigjährig in Stuttgart.



Carl Krabbe wird 1876 Verleger und engagiert sich später im sozialen Bereich

Der älteste Sohn Adolph Krabbes machte wie der Vater das Verlagswesen zu seinem Broterwerb. Er ging bei dem Buchhändler Meck in Konstanz¹⁰ in die Lehre und arbeitete im Anschluß daran als Gehilfe in der Stillerschen Hofbuchhandlung in Rostock. Carl Krabbe erwarb dann am 1. Juli 1876 den Verlag von Franz Duncker in Berlin und begründete damit gleichzeitig seinen eigenen Verlag in Stuttgart. Das Verlagssignet zeigte in einem Wappen

eine Krabbe unter einem mit Krebscheren geschmückten Helm.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelm Hackländers erwarb Carl Krabbe am 14. November 1877 vom Verlag Gebrüder Kröner sämtliche Schriften Hackländers, die vorher bei Adolph Krabbe verlegt worden waren – ein lohnendes Geschäft, vor allem durch neue, illustrierte Ausgaben. Als Illustratoren arbeiteten für den Verlag H. Albrecht, F. Bergen, R. Haug, E. Horstig, E. Klein, A. Langhammer, F. Lipps, L. Marold, O. Rauth, E. Rumpf, H. Schlittgen, C. Speyer und F. Stahl. Neben den Werken Hackländers verlegte Carl Krabbe wohlfeile Klassiker-Ausgaben sowie Bücher von Max Barack, Johannes von Dewall, W. H. Dixon, Hermann Ferschke, Carl Hecker, Eduard Paulus, Heinrich Rustige, Paul von Schönthan und Hermann Vogt¹¹. Der Schwerpunkt lag auf Militär-Humoresken und Soldatengeschichten.

Wie schon im Verlag des Vaters erschienen auch hier die Schriften Edmund Hoefers. Nach 1880 nahm Carl Krabbe auch Mädchenbücher in sein Programm auf, so Werke von Johanna Spyri. Er verlegte Autorinnen wie Marie Calm, Therese Devrient, Dora Duncker, Clementine Helm, Emmy Paleske, Marie Stein, Julie Werner, Adelheid Wildermuth und Agnes Wilms.

Am 1. Januar 1904 verkaufte Krabbe seinen Verlag an Erich Gußmann in Stuttgart. Dieser führte ihn bis etwa 1937 unter der Bezeichnung «Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann» weiter¹². Unter Gußmann veränderte sich das Verlagsprogramm: 1905 wurde der theologische Teil des Verlages J. F. Steinkopf übernommen, und 1912 gingen die Werke Hackländers an den Globus Verlag in Berlin über.

Carl Krabbe meldete sich im Jahre 1870 bei Kriegsausbruch freiwillig zum Militärdienst und nahm mit seinem jüngeren Bruder Adolph im 7. württembergischen Infanterie-Regiment an den Feldzügen in Frankreich teil. Carl wurde wegen seiner hervorragenden Tapferkeit *in den blutigen Tagen vom 30. November und 2. Dezember 1870* mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Fähnrich befördert¹³. In dieser Schlacht wurde sein Bruder Adolph am 30. November durch eine Kugel in den Unterleib getroffen. Er starb zwei Tage später in Lagny¹⁴. Carl Krabbe diente nach dem Kriege noch als Hauptmann der Landwehr.

Am 24. Oktober 1876 heiratete er in Stuttgart Lina Engelhorn, geboren am 2. März 1856 in Stuttgart, eine Tochter des Stuttgarter Buchhändlers Johann Christof Engelhorn und dessen Ehefrau Emma, geb. Schring. Die Ehe blieb kinderlos. Vermutlich war dies eine Ursache für Carl Krabbes großes soziales

Engagement, dem er sich vor allem nach seinem Ausscheiden aus dem Verlagsgeschäft widmete. Er unterstützte die «Charlottenheilanstalt» für Augenranke, die «Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische» in Stetten i. R., das Stuttgarter Säuglingsheim, den «Verein für das Wohl der arbeitenden Klasse» sowie den «Verein zur Fürsorge für Fabrikarbeiterinnen». Dem Stuttgarter Frauenheim und der «Charlottenheilanstalt» diente er jeweils als Vorstand. Carl Krabbe wirkte auch im Württembergischen Landesverein des Roten Kreuzes und im Württembergischen Landesverein der «Kaiser-Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden von 1870/71» mit. Seine Geselligkeit fand u. a. Ausdruck in der Mitgliedschaft in drei Kriegervereinen. Die vielfältigen Verdienste Krabbes wurden mit dem Olgaorden und, erst wenige Tage vor seinem Tode, von König Wilhelm II. mit dem Ritterkreuz des Ordens der Württembergischen Krone honoriert.

Carl Krabbe starb am 28. Februar 1911 in Stuttgart. Sein Leichnam wurde von Stadtpfarrer Gerok am 3. März auf dem Stuttgarter Pragfriedhof beerdigt; dem Sarg folgten neben anderen namhafte Vertreter aus Militär, Politik, Gesellschaft und Standesorganisationen. Wie die *Schwäbische Kronik* damals schrieb, würdigte der Geistliche den Verstorbenen *als ein Vorbild geistiger Regsamkeit und unermüdlicher Liebesarbeit im Dienste der leidenden Menschheit*¹⁵. Lina Krabbe, geb. Engelhorn, überlebte ihren Gatten um mehr als ein Jahrzehnt und starb am 3. Juli 1929 in Stuttgart.



Memoiren eines Lientenants.

Von

Carl Becker.

Mit 100 Illustrationen von S. Albrecht.

22 Bogen Oktav mit Umschlag in 10 Farben.

Preis geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

—* Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. *

ANMERKUNGEN:

- 1 Friedrich Wilhelm Hackländer, *Der Roman meines Lebens*. Stuttgart 1878. Bd. 2, S. 26.
- 2 Adolf Palm. Aus Hackländers Leben. In: *Die Gegenwart*, XII. Bd., Nr. 46, Berlin, 17. November 1877, S. 314.
- 3 Original im Stadtarchiv Stuttgart: Friedrich Wilhelm Hackländer, Handschriftlicher Nachlaß.
- 4 Alle Lebensdaten der Familien Krabbe nach: Standesamt der Landeshauptstadt Stuttgart.
- 5 Hackländer versah insgesamt neun seiner Werke in der gebundenen Ausgabe mit Widmungen. Die übrigen acht sind adligen Gönnerinnen oder Gönnern gewidmet.
- 6 Friedrich Wilhelm Hackländer, *Daguerrotypen*. Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841. 2 Bde. Stuttgart 1842.
- 7 Hier irrt Hackländer: bereits ein Jahr vorher war bei Adolph Krabbe ein anderes Werk von ihm erschienen. Siehe oben «Vier Könige...».
- 8 Friedrich Wilhelm Hackländer, *Das Geheimniß der Stadt*. 3 Bde. Stuttgart 1868.
- 9 F. W. Hackländers «Fremdenbuch der Villa Haidehaus» (Stuttgart und, ab 1866, auch Leoni). Handschriftlich, unveröffentlicht, S. 62 r. Übertragung: Heinrich Fischer.
- 10 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Handschriftenabteilung: Adolph Krabbe, Briefwechsel mit Franz Pfeiffer.
- 11 Nach: Gesamt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels. Münster i/W 1881.
- 12 Wechsel der Eigentumsverhältnisse nach: Alfred Druckenmüller, *Der Buchhandel in Stuttgart seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1908.
- 13 Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Nr. 20, 25. 1. 1871, Nichtamtlicher Teil, S. 215.
- 14 Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Nr. 298, 28. 12. 1870, Nichtamtlicher Teil, S. 4014.
- 15 *Schwäbische Kronik*, Nr. 99, Mittagsblatt, 1. 3. 1911; Nr. 100, Abendblatt, 1. 3. 1911; Nr. 105, Mittagsblatt, 4. 3. 1911.

Bernhard Hümmelchen Die Benediktsvita im ehemaligen Kloster Ochsenhausen – Eine Rarität in Oberschwaben

Die einstige Benediktinerabtei Ochsenhausen zählt zu den bedeutendsten Baudenkmalen Süddeutschlands. Im Jahr 1993 feierte sie ihr 900jähriges Bestehen. Von dem wenigen, was die Säkularisation nach 1803 an originaler Ausstattung im Kloster zurückließ, birgt der ehemalige Kreuzgang im Erdgeschoß eine ganz außergewöhnliche Rarität: Die umfangreiche Lebensbeschreibung des heiligen Benedikt von Nursia, dargestellt in einer Folge von 26 Deckengemälden.

Einerseits fällt die handwerkliche Maltechnik der Bilder völlig aus dem herkömmlichen Rahmen. Andererseits handelt es sich bei diesem Gemäldezyklus um einen der letzten seiner Art, der diese Heiligenvita darstellt. Immerhin gilt der heilige Benedikt (geboren um 480, gestorben um 550) als der Begründer des abendländischen Mönchtums und zugleich als Urvater des Benediktinerordens. Die von ihm entworfene Mönchsregel wurde bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts als maßgebliche und verbindliche Klosterordnung festgelegt. Sein tugendhaftes Wirken wurde über Jahrhunderte hinweg den Mönchen nicht nur im Wort, sondern eben auch in bildlichen Darstellungen als vorbildlich vorgeführt. Doch nur an ganz wenigen Orten Süddeutschlands – wie im Kloster Ottobeuren, in St. Peter im Schwarzwald – sind solche Gemäldezyklen oder Teile davon bis heute erhalten geblieben. Und hier weist der Ochsenhausener Benediktzyklus durch seine Anbringung im Kreuzgang eine weitere Besonderheit auf.

Allegorien und verschiedene Bedeutungsebenen bei den Deckengemälden im barocken Kreuzgang

Die 36 Deckengemälde verteilen sich auf den barocken Kreuzgang im Erdgeschoß, der auf einer Gesamtlänge von ca. 250 m rund um den großen Innenhof durch alle vier Flügel der ehemaligen Konventgebäude verläuft. Dem klösterlichen Bauschema entsprechend verbindet der Kreuzgang die wichtigsten Räume des mönchischen Tagesablaufs, so den Kapitelsaal im Nordflügel, den Chor der Kirche für das Stundengebet und das Refektorium (Speisesaal) im Südflügel. Mit einer Scheitelhöhe von nur annähernd fünf Metern fällt er recht niedrig aus, so daß die etwa drei auf zwei Meter großen Deckenbilder gut zu sehen sind.

Hier im Zentrum des Klosters setzten die Benediktiner mit barocker Erzählfreude die Lebensgeschichte ihres Ordensgründers ins Bild, deren tugendhafte Episoden ihnen täglich beim Durchschreiten vor Augen traten.

Überliefert ist uns das Leben des im oberitalienischen Nursia geborenen Heiligen einzig durch Papst Gregor den Großen in seinem zweiten Buch der «Dialoge». Er schrieb es um das Jahr 592, nur wenige Jahrzehnte nach dem Tod Benedikts. Dieses Buch liegt auch den Kreuzganggemälden zugrunde, die präzise, beinahe «wörtlich» den Gregortext ins Bild umsetzen. Insgesamt 26 Gemälde im Kreuzgang sind der Benediktsgeschichte gewidmet. Die anderen zehn Bilder stellen völlig von den bekannten Schemen abweichende Allegorien dar. Ihre inhaltliche Deutung ist – wie im Barock üblich – kompliziert verflochten in verschiedenen Bezugsebenen mit den jeweils umgebenden Benediktsepisoden und den realen räumlichen Gegebenheiten. Ein sehr anschauliches Beispiel hierfür bietet gleich das erste Gemälde.

Der Benediktzyklus beginnt in der Südwestecke des Kreuzgangs mit einer Allegorie des klösterlichen Lebens, dargestellt als lesende Gestalt. Sie ist vertieft in die Regel des «heiligen Vaters Benedikt», wie die verlöschenden Buchstaben *R.S.P.B.* (*Regula Sanctissimi Patris Benedicti*) auf dem Buchrücken noch eben erkennen lassen. Ein Sockel unter dem Buch trägt als Aufschrift die Abkürzung der drei Gelübde, die Benedikt im 58. Kapitel seiner Regel fordert (Ergänzungen in Klammer): *PROMITTO STABILITATEM* (loci) & *CONV* (ersatio morum, et oboedentia). Ein Mönch, der endgültig dem Orden beitrifft, gelobt die «Beständigkeit des Ortes», d. h. er bleibt in dem Kloster, in das er eintritt, ferner den «Wandel der Sitten» und den «Gehorsam».

Auf diese Grundlage gestützt – im bildlichen wie übertragenen Sinne! – weist das «klösterliche Leben» mit entschiedener Handbewegung hinter sich, was als «weltliches Leben» im Bild dargestellt ist: eine modische junge Frau, einen Dämon und den kleinen Liebesgott Amor mit Pfeil und Bogen. Seifenblasen als Symbol rascher Vergänglichkeit und zu Boden fallende Münzen als vergänglicher Reichtum charakterisieren diese Gruppe zusätzlich. Sie muß durch eine offene Tür aus dem Bildraum weichen. Interessanterweise befand sich früher genau

unter dem Bild wirklich der eigentliche Eingang zum Konvent, so daß das Deckengemälde für die Mönche sowie alle Neueintretenden eine weitere Bedeutungsebene eröffnete.
Im übertragenen Sinne steht die Darstellung am Anfang des Benediktzyklus schließlich für den jun-

gen Benedikt selbst. Als Student nach Rom geschickt, wurde er von der Verderbtheit der Sitten dort abgestoßen und wies ebenfalls das weltliche Leben von sich. Er verließ daraufhin die Stadt, um in der Einsamkeit ein gottgefälliges Leben zu führen. Alle diese Sinnebenen vereint das erste



Der Kreuzgang der einstigen Benediktinerabtei Ochsenhausen, hier der gut hundert Meter lange Ostflügel. Er wurde zwischen 1741 und 1746 barock umgestaltet. Zahlreiche Deckengemälde schildern das legendäre Leben des Ordensgründers.

Deckenbild und leitet gleichsam programmatisch die Jugendgeschichte Benedikts auf den folgenden Gemälden ein.



Ideenreich und vielschichtig in ihrer Bedeutung ergänzen mehrere allegorische Darstellungen die Benediktsvita. Erstes Gemälde über der früheren Klosterpforte: Die lesende Gestalt des «Klösterlichen Lebens» weist alles Weltliche und Vergängliche von sich.

Süd- und Ostflügel des Konvents: Benedikt als Einsiedler und als Abt auf dem Monte Cassino

Die Benediktsgeschichte beginnt mit dem Verlassen Roms, um – nach einer weiteren Allegorie «Weltflucht und Vita Contemplativa» auf Benedikts Einsiedlerleben in den Bergen einzugehen. Zwei bekannte und häufig dargestellte Episoden illustrieren diesen Lebensabschnitt: Die Selbstzüchtigung in den Dornen und die Versorgung Benedikts mit Nahrung durch einen am Seil zur Höhle herabgelassenen Korb.

Der Ochsenhausener Kreuzgang führt nun am Refektorium vorbei. Über dessen Eingang wurde – sicher nicht ohne mahnende Absicht an die Eintretenden – eine Allegorie der Mäßigung angebracht. Dann wird die Benediktsvita mit zwei Mahlszenen fortgesetzt. Zunächst ergeht durch den auferstandenen Christus die Aufforderung an einen Priester, sein Ostermahl gemeinsam mit Benedikt in dessen Einsiedelei zu sich zu nehmen. Recht anschaulich stehen bereits Osterlamm und bunte Ostereier auf dem Tisch.

Dann folgt die Episode, aus der Benedikts Attribut, das zerbrochene Trinkglas, hervorging. Er war berufen worden, einer Ordensgemeinschaft vorzustehen. Doch bald erschien Benedikt zu streng, und man wollte sich seiner mit einem Glas vergifteten Weins entledigen. Als Benedikt jedoch beim Mahl den Segen über den verfälschten Wein sprach, zersprang das Glas und die Untat wurde offenbar. Genau diesen Moment wählt das Deckengemälde.

Neben zwei weiteren Allegorien zeigt der Südflügel noch die Aufnahme der beiden Adelskinder Maurus und Placidus – beide wurden später selbst zu Heiligen – in die Ordensgemeinschaft durch Benedikt. Das Gemälde fällt auf durch die prachtvolle und gekonnte Darstellung der reichen zeitgenössischen Kleidung beider Adelskinder und ihrer begleitenden Väter.

Dann setzt sich der Bilderzyklus im Ostflügel des Konvents fort mit Episoden aus Benedikts Wirken als Abt der ersten Gemeinschaft unter seiner Ordnung, ehe er auf den Monte Cassino zog. Sie handeln vor allem von seinen außergewöhnlichen Gaben, verdichtet in den «Wunderszenen». Dazu gehört das Quellwunder Benedikts, mit dem er drei auf Bergen gelegene Tochtergründungen vom chronischen Wassermangel befreite, die Vertreibung eines Dämons, der einen Bruder vom Chorgebet wegzuziehen pflegte, die Rettung des ertrinkenden Placidus durch Maurus und ein weiterer Anschlag auf Benedikts Leben durch das vergiftete Brot eines Neiders. Von dieser Episode rührt ein weiteres Attribut Benedikts her, der Rabe. Von Benedikt gezähmt, hieß ihn dieser, das vergiftete Brot in seinem Schnabel fortzutragen.

Es folgt der Wegzug Benedikts und sein Ansiedeln auf dem Monte Cassino, wo er zunächst ein heidnisches Apollo-Heiligtum nebst goldener Kultstatue zerstörte und die Bevölkerung mit christlichen Predigten unterwies. Die nächsten zwei Deckenbilder zeigen die Schwierigkeiten beim Bau des neuen Klosters auf dem Monte Cassino. So ließ sich ein Felsbrocken erst bewegen, als Benedikt den Segen über ihn sprach. Außerdem rief er einen Ordens-

Der junge Benedikt verläßt Rom (rechts im Hintergrund dargestellt) und begibt sich von zwei Engeln geleitet in die Einsamkeit der Berge. Goldene Pokale und Münzen – Symbole weltlichen Reichtums – läßt er unbeachtet am Boden liegen.



Eine häufig in der Kunst dargestellte Szene: Ein in der Nähe lebender Mönch versorgt Benedikt in seiner Einsiedelei mit Lebensmitteln, die er in einem Korb vom Fels abseilt. Die einst duftige Landschaftsdarstellung ist leider stark angegriffen.



bruder wieder ins Leben, der von einer einstürzenden Mauer erschlagen worden war. Gleichsam um die inhaltliche Zusammenfassung bzw. die übergeordnete Aussage der letzten Gemälde ins Bild zu setzen, wurde zwischen die zuletzt genannten Darstellungen die der beiden christlichen Tugenden «Hoffnung» (mit Anker und Zweig) und «Glaube» (mit Kelch, Hostie, Kreuz und Buch) eingefügt. Es dürfte ebenfalls kein Zufall sein, daß die Gemälde, die von den Mühen beim Bau des Klosters erzählen, hier im Ostflügel neben dem großen Treppenhaus angebracht sind. Seine Decke trägt nämlich ein Fresko von der Stiftung und Gründung des Klosters Ochsenhausen, gemalt von Johann Georg Bergmüller, 1743. So können jene

Benediktsepisoden im übertragenen Sinne für die eigenen Mühen und Schicksalsschläge in der jahrhundertealten Klostersgeschichte stehen. Auch die beiden letzten Deckengemälde im Ostflügel des Klosters Ochsenhausen stellen Geschehnisse dar, die Benedikts außerordentliche Geistesgaben zum Inhalt haben. So entlarvt er den Schwertträger des Gotenkönigs Totila. Dieser sollte sich, von seinem Herrn vorausgeschickt, selbst als der König ausgeben, weil Totila Benedikt auf die Probe stellen wollte. Ferner finden die Mitbrüder während einer Hungersnot Mehlsäcke von unbekannter Herkunft vor der Klosterpforte, nachdem Benedikt am Vortag vorhergesagt hat, daß ihr Mangel bald vorüber wäre.



Von diesem Ereignis leitet sich ein Attribut des Heiligen ab: Das Glas mit vergiftetem Wein zerbricht unter Benedikts Segen. Typisch für Barockmalerei: Die starke Untersicht (unter die Sitzfläche des Stuhls!) und die bühnenartige Erhöhung der Szene mittels Stufen.

Im Nordflügel weitere Allegorien und Tadel von Kleinmut und Eigenmächtigkeit

Mit der Darstellung des himmlischen Agnus Dei, des Lamm Gottes, schwenkt der Ochsenhausener Kreuzgang in den Nordflügel um. Das erste Gemälde dort zeigt Benedikts Zurechtweisung eines hochmütigen Mönches. Dann knien die Eltern eines verstorbenen Mönches vor Benedikt. Jener hatte ohne Erlaubnis einen Besuch zu Hause unternommen, wo er plötzlich gestorben war. Man hatte versucht, den Toten zu begraben, doch immer wieder fand man ihn auf dem Grab liegend. Auf dem Gemälde erkennt man ihn am Boden der lieblichen Landschaft. Erst als Benedikt den verzweifelten Eltern eine Hostie für den Toten mitgab, fand der Verstorbene seine Grabesruhe.

Die nachfolgende Episode ereignete sich bei einer anderen Hungersnot. Während Benedikt im Kreis seiner verzweifelten Mitbrüder in andächtiges Gebet versunken war, füllte sich auf wundersame Weise ein leeres Ölfaß von selbst, bis es überlief, – Anlaß genug für Benedikt, die Kleingläubigkeit der anderen zu tadeln. Auf einem weiteren Deckenbild ist außerdem ein des Klosterlebens überdrüssiger Mönch dargestellt. Ihm erschien beim Fortgang aus dem Kloster ein Drache, der ihn so erschreckte, daß er reumütig in Benedikts Gemeinschaft zurückkehrte und fortan dort blieb.

Die vier Gemälde im Nordflügel haben ermahnen- den Charakter: Benedikt tadelt Eigenmächtigkeit und Kleinmut. Das Zusammenziehen dieser Episoden geschah sicher unter dem Gesichtspunkt der Ermahnung der hier Vorüberschreitenden. Schließ-

lich liegen die Gemälde auf dem Weg zum Kapitelsaal, dem Ort täglicher Zusammenkunft des Konvents, und auf dem Weg zum Chorgebet in der Kirche.

Die vorangehenden Darstellungen gipfeln inhaltlich wiederum in der Allegorie der «himmlischen Läuterung» über dem Eingang zum Kapitelsaal. Die lichte Gestalt zeigt auf ihr großes Sieb, das an das Bibelwort des Trennens von Spreu und Weizen gemahnt. Und wie zur Bekräftigung hält ein Putto Ähren empor, während ein zweiter dornige Äste verbrennt. In diesen Kontext gehört auch noch das anschließende Gemälde. Benedikt tadelt einen Mitbruder, der nicht, wie geheißen, die am Boden stehende Ölflasche einem Bittsteller ausgehändigt hatte.

Zwei Gemälde schließen sich noch an bis zum Zugang in die Kirche. Zunächst erreicht Benedikts Autorität die Bekehrung des grausamen Kriegers Zalla und die Freilassung eines von ihm gefangenen Bauern. Anschließend ist Benedikts letzter Besuch bei seiner Schwester Scholastika dargestellt, als ihn ein schweres Unwetter zwingt, länger zu bleiben.

Tod und himmlisches Leben – die letzten Stationen des Gemäldezyklus

Der Gemäldezyklus setzt sich südlich der Kirche, dessen Chor den Kreuzgang unterbricht, mit vier Deckenbildern fort. Hier befinden sich ferner zahlreiche in den Boden eingelassene Mönchsgräber. Dadurch erhalten auch die Deckenbilder mit ihren Themen Tod und ewiges, himmlisches Leben eine Bedeutung, die über die Darstellung hinausreicht

Benedikt nimmt die Edelknaben Maurus und Placidus zur klösterlichen Erziehung auf. Das durch die zeitgenössische Kleidung besonders prachtvolle Gemälde zeugt von der hohen Fertigkeit des Malers. Das Gesicht des kleinen Placidus ist durch schlechte Restaurierung leider stark entstellt.



Dem Bau des neuen Klosters auf dem Monte Cassino geht die Zerstörung des vorchristlichen Heiligtums voraus: Siegreich setzt Benedikt seinen Fuß auf die gestürzte Apollostatue. (18. Gemälde, im Ostflügel).



und inhaltlich mit der Räumlichkeit verflochten ist. Die Gemälde zeigen die Auferweckung eines toten Bauernknaben durch Benedikt und eine Allegorie der «himmlischen Seeligkeit» (unio mystica). Putten mit den Attributen der Tugenden Glaube (= Kreuz) und Hoffnung (= Anker) flankieren die Gestalt. Sie läßt Totenschädel und die aufgeschlagene Benediktsregel mit dem Schlußsatz unter sich zurück und schwebt vor einem morgendlichen Himmel dem Morgenstern, Symbol für Christus, entgegen. Es folgt das Gemälde mit dem Tod Scholastikas und als letztes schließlich der Tod Benedikts im Oratorium im Kreise einiger Mitbrüder.

Es wird deutlich, daß der Benediktszyklus weit mehr ist als bloße Ausschmückung eines Kreuzgangs und/oder naive Heiligenlegende. Er steht –

wie angedeutet – in einem vielschichtigen Bezugssystem zur jeweiligen Räumlichkeit des Klosters und dessen Bedeutung; sie bestimmte offensichtlich ganz wesentlich die Auswahl der Motive und ihre Anordnung.

Daß dieser Benediktszyklus überhaupt erhalten ist – noch dazu in seinem ursprünglichen Umfeld –, das verdankt er vor allem dem Umstand, unmittelbar mit dem Gebäude verbunden zu sein. Denn sicherlich besaßen auch andere Benediktinerklöster «ihren» Heiligenzyklus. Doch werden diese überwiegend aus Tafelbildern bestanden haben – wie z. B. heute noch in St. Peter/Schwarzwald und einzelne Tafeln in Ottobeuren –, die entweder im Laufe der Zeit kaputt gingen oder nach der Säkularisation von 1803 aus den Klöstern entfernt, verschleudert



Bühnenhafte Barockarchitektur und prachtvolle Stoffdraperien geben den Rahmen ab für die Wiederbelebung eines verunglückten Bauarbeiters durch den Heiligen. (Gemälde 21)

und zerstört wurden, wie aus den nur wenige Gemälde umfassenden «Resten» in Ottobeuren hervorgeht.

Doch auch der Ochsenhausener Benediktszyklus hatte seinen Tribut an den Lauf der Zeiten zu entrichten, bedingt durch die außergewöhnliche Maltechnik und deren mangelhafte Haltbarkeit. Mit Absicht wird nämlich von Deckengemälden und nicht von Fresken gesprochen. Die im 18. Jahrhundert für Wand- und Deckengemälde übliche Freskotechnik benötigt für den Farbauftrag stets den zuvor frisch aufgetragenen Putzgrund, in den die nasse Farbe dann tief eindringt und eine dauerhafte Verbindung mit dem Grund eingeht.

Ganz anders dagegen die Kreuzgangbilder: Sie wurden, ähnlich einem Tafelgemälde auf Leinwand, mit Ölfarben auf den trockenen Putz gemalt, der zuvor nur eine rote Bolusgrundierung erhalten hatte. Beides, Bolus und Ölfarbe, bilden eine dünne, wasserundurchlässige «Farbhaut», ohne eine direkte Verbindung mit dem Putzuntergrund einzugehen. Deswegen kommt es einerseits sehr leicht zum Ablösen (Blasenbildung) der Farbschicht, was durch die mechanischen Kräfte, wie sie besonders in den Deckengewölben des Kreuzgangs auftreten (Risse!), noch erheblich verstärkt wird. Bei einigen Gemälden ist bereits ein Verlust von ca. 40 Prozent des Originals zu beklagen. Andererseits verhindert die Undurchlässigkeit der Farbschicht jeden Feuchtigkeitsaustausch, was zu massiver Stockflecken- und Schimmelbildung und zum intensiven Dunkeln der Farben führt. Am deutlichsten wird dieser Prozeß im Nordflügel («Wetterseite»), wo die Gemälde fast schwarz geworden sind. Aber auch

die meisten anderen Bilder wirken eher «schmutzig» braun und die Farben meist blaß und stumpf. Die «farblich angepaßten» Ausbesserungen aller Restaurierungen der letzten 80 Jahre tragen nicht gerade zu einem günstigeren Gesamteindruck bei. Diese Beeinträchtigung läßt beinahe übersehen, von welcher hoher künstlerischer Qualität die originale Malerei ist.

Warum jedoch wählte man für den Kreuzgang in Ochsenhausen diese Öl-auf-Putz-Technik? Seit etwa 1700 wurde von Italien kommend mit den Malern Andrea Pozzo und Johann Michael Rottmayr die Freskomalerei nördlich der Alpen wieder in großem Umfang eingeführt. Spätestens seit den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts kann beobachtet werden, wie die «Secco»-(trocken, wegen des Putzes)Ölmalerei regelrecht von der Freskotechnik verdrängt wird. Beispielhaft sei auf den Konstanzer Maler Jakob Carl Stauder (1694–1756) hingewiesen. Nach prominenten, gut bezahlten Aufträgen zwischen 1710 und 1720 (z. B. Kaisersaal in Salem) verarmte er regelrecht, da er sich im Gegensatz zu seinem langjährigen Konkurrenten Franz Josef Spiegler (1691–1756) nicht die neue Freskotechnik aneignete. Mehrfach unterlag Stauder ihm in Wettbewerben – zuletzt 1744 in St. Blasien/Schwarzwald – und mußte in entlegene Schweizer Gebiete abwandern. Aber auch dort brachte die veraltete Ölmaltechnik schließlich keinen Verdienst mehr. Allenthalben war nur noch die Freskomalerei gefragt.

Wie kam es nun zum Ochsenhausener Auftrag? Als Abt Benedikt Denzel (1737–1767) sein Amt antrat, war die Barockisierung des Klosters in vollem Gange und die Klosterkirche bereits fertiggestellt.

Diese liebliche Landschaftsdarstellung ist wie alle Gemälde im Nordflügel stark gedunkelt und teilweise durch Schimmel zerstört. Sie zeigt die flehenden Eltern, deren verstorbener Sohn zunächst keine Grabesruhe fand, vor Benedikt. (Gemälde 26)



Klare und gradlinige Formen des Klassizismus bei den Architekturelementen kennzeichnen die später entstandenen Gemälde im Nordflügel. Hier die Szene mit dem Gotenkrieger Zalla und dem von Benedikt befreiten Bauern.



1738 begann zunächst die Umgestaltung des Südflügels, drei Jahre später folgte der Ostflügel, der bis Ende 1744 vollendet war. Bei diesen Arbeiten verzichtete man – ebenso wie bei der Kirche – auf einen Neubau und verhalf stattdessen den alten Gebäuden lediglich zu einem «modernem» barocken Erscheinungsbild. Im Kern gehen sie auf die Bautätigkeit von 1615 – mit Unterbrechung durch den 30jährigen Krieg – bis in die 1660er Jahre zurück. Die Arbeiten am Nordflügel erfolgten erst 1783 bis 1786, wobei es sich hier wirklich um einen Neubau handelt. Somit entstand der Kreuzgangzyklus im Kloster Ochsenhausen in zwei Phasen und von zwei Händen.

Rechnungen belegen: die älteren Kreuzgangbilder stammen von Franz Xaver Forchner

Aus den Abtrechnungen des Klosters Ochsenhausen ist seit längerem bekannt, daß der Maler Franz Xaver Forchner im Jahr 1749 sechs Kreuzgangbilder ausführte. Es bleibt zwar seine einzige namentliche Nennung, jedoch aufgrund der stilistischen Geschlossenheit wurden Forchner in der Vergangenheit – sicher zu Recht! - auch die anderen Gemälde zugeschrieben, die des Nordflügels ausgenommen. Eine Signatur vermißte man bisher, doch dürften sich die Reste davon auf der Schriftrolle befinden, die rechts am unteren Rand des letzten Gemäldes im Zyklus zu sehen ist. Dieses Bild, das den Tod Benedikts thematisiert, zählt zu den am stärksten zer-



*Letztes Gemälde des Zyklus:
Benedikt stirbt im Oratorium
im Kreis seiner Mitbrüder.
Einst qualitativ voll gemalt, heute
eines der am stärksten zerstörten
Bilder. Es trägt die schon beinahe
verlöschte Künstlersignatur.*

störten Deckenbildern, und auch die Schriftrolle ist stark angegriffen. Aber noch kann man mit einiger Mühe *Franz XForchner/fec. (it)* in den verlöschenden Buchstaben erkennen, wobei X und F monogramm-artig legiert sind. Diese Art zu signieren entspricht genau der Weise, wie der aus Dietenheim/Iller stammende Forchner auch auf seinen Deckenfresken an anderen Orten der Umgebung – Untermühlhausen, Kreis Landsberg; Höselhurst, Kreis Krumbach – seine Urheberschaft festhielt. Stilistisch und motivisch fügen sich die Ochsenhausener Gemälde ebenfalls in das übrige Werk Forchners ein. Seine Arbeit im Kloster Ochsenhausen dürfte die Jahre 1748 – in diesem Jahr erwähnt die Abteirechnung die Ausführung von zwölf Kreuzgangbildern, leider ohne den Namen eines Malers zu nennen! –, 1749 und 1750 umfaßt haben. Im folgenden Jahr starb Franz Forchner bereits im Alter von nur 34 Jahren, kurz vor Vollendung seines nächsten Auftrags, der Ausmalung der Kirche von Muttensweiler im Kreis Biberach.

Forchner lernte, wie die stilistische Nähe seiner Malerei vermuten läßt, wahrscheinlich in der Werkstatt des Augsburger Akademiedirektors Johann Georg Bergmüller (1688–1762), der mehrfach für Ochsenhausen große Aufträge im Kloster ausführte, u. a. Kirche, Abtzimmer, Refektorium. Aus dem gleichen Grund, der etwa Meinrad von Au 1764 in Zwiefalten veranlaßte, die Arbeit seines Lehrers Franz Josef Spiegler zu vollenden (vgl. Schwäbische Heimat 1992/2), dürfte der junge Maler Forchner für die Kreuzganggemälde in Ochsenhausen herangezogen worden sein, um stilistisch eine möglichst einheitliche Gesamtwirkung im Kloster mit den an-

deren Gemälden seines Lehrers Bergmüller zu erzielen.

Daß man nun von Forchner die Ausführung in der seit gut 20 Jahren völlig außer Mode geratenen Öltechnik verlangte, konnte nichts mit seinen künstlerischen Fähigkeiten zu tun haben, hatte er doch zuvor in Höselhurst (1747) bewiesen, daß er ausgezeichnete Fresken herzustellen wußte! Vielmehr liegt der Grund wahrscheinlich in der geringen Geschosshöhe der Konventsgebäude begründet, die man bei der Barockisierung der Gebäude des 17. Jahrhunderts beibehalten hatte. Ein Fresko könnte bei dieser geringen Distanz zum Betrachter wohl nur schwer seine Wirkung entfalten, während die Ölbilder bei dem kleinen Format noch überreich mit kleinsten Details und feinsten Modellierungen ausfallen, die ein Betrachten selbst aus allernächster Nähe in keiner Weise scheuen müssen. Und Franz Forchner erledigte diese Aufgabe in hervorragender Weise!

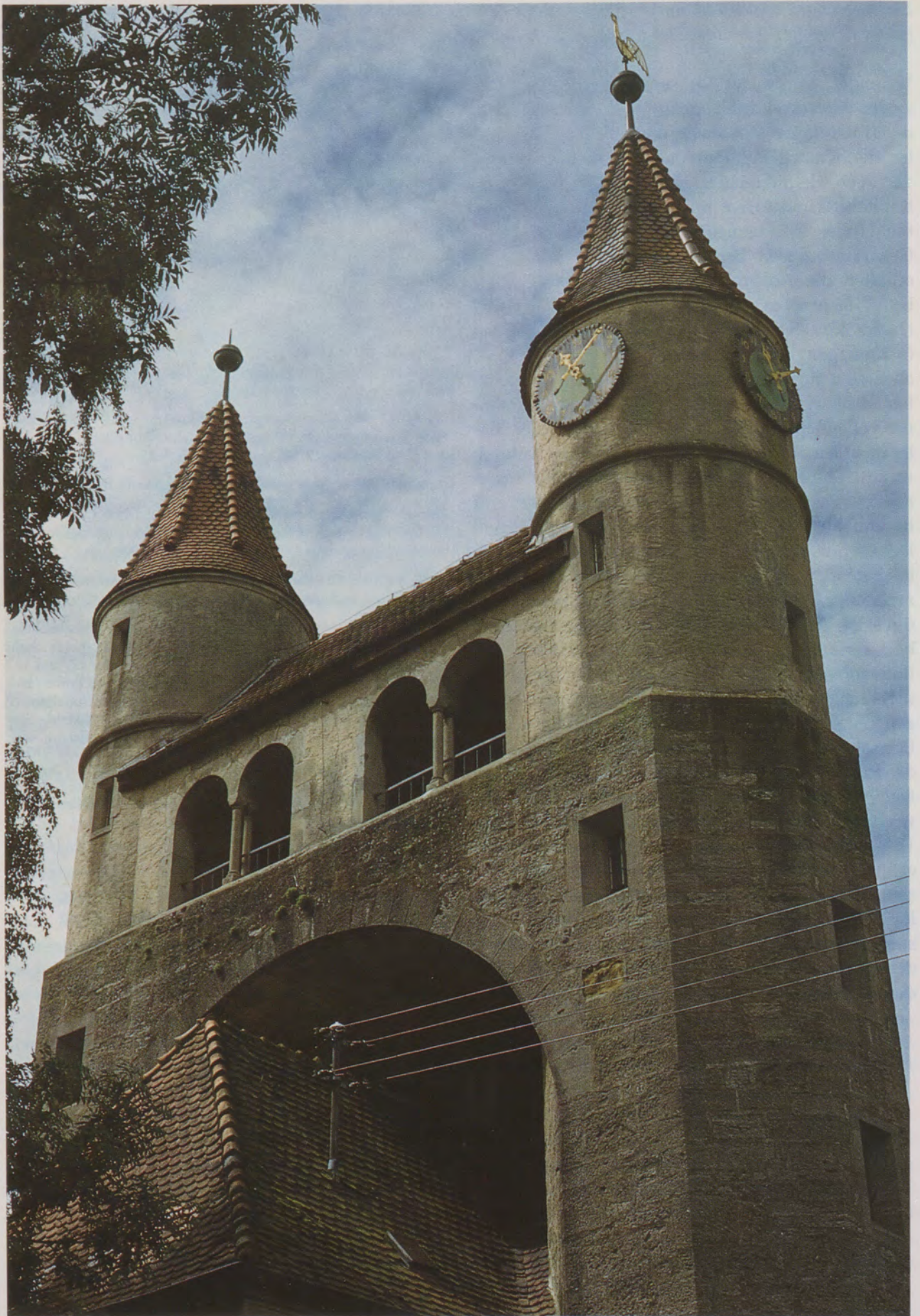
Die Wertschätzung seiner Arbeit spiegelt sich auch in der Bezahlung wider: Anhand der Abteirechnungen kann man einen Stückpreis von zunächst 32 Gulden pro Bild im Jahr 1748 und dann sogar 43 Gulden im nächsten Jahr für Forchner errechnen. Zur gleichen Zeit verdiente etwa der einst hochgefeierte Maler Jakob Carl Stauder nur noch die Hälfte dessen, nämlich etwa 20 bis 25 Gulden für ein entsprechendes Tafelbild. Zum Vergleich: Der Monatsverdienst eines Bauarbeiters lag bei etwa 10 bis 12 Gulden. Die Arbeit des jungen Franz Forchner zeitigte also bereits erste Erfolge, die im allzu frühen Tod ein jähes Ende fanden.

*Der Augsburger Maler Josef Anton Huber
hat die jüngeren Kreuzgangbilder geschaffen*

Vollendet wurde der Ochsenhausener Benediktuszyklus dann erst beim Neubau des Nordflügels Mitte der 1780er Jahre. Bisher vermutete man nur, im Maler der Kreuzgangbilder denselben zu erkennen, der auch die angrenzenden Fresken in Bibliothek, Kapitelsaal und Armarium schuf, nämlich Josef Anton Huber, Akademiedirektor in Augsburg zwei Generationen nach Bergmüller. Doch auch hier verschaffen die Abteirechnungen eindeutige Gewißheit. 1786 heißt es dort unter Punkt 10: *Hat H. Joseph Hueber, Kunstmahler in Augsburg, in dem Capitelgang (= Kreuzgang) einige Stücke oder Blaffons (= Plafons, allgemein für: Deckenbilder) ex vita S.B. (= Sancti Benedicti) gemahlen.* Mehr als 35 Jahre nach Forchner vollendete also wiederum ein Augsburger Maler den Gemäldezyklus. Um die Einheit zu wahren, wandte Huber im Kreuzgang nochmals die Öltechnik an. Ferner versuchte er, Hauptelemente und Bildaufbau der älteren Gemälde weiterzuführen. Dennoch tragen Hubers neun Bilder die Züge des beginnenden Klassizismus. So sind die Szenen zwar noch bühnenartig über Stufen erhöht, doch ist die extreme Untersicht wie in Forchners Gemälden beinahe aufgegeben. Die zarten Pastellfarben des Rokoko weichen reinen, leuchtenden Farben. Auch die Architekturelemente wie Balustraden etwa zeigen klare, beruhigte Formen. Reizvoll und anschaulich vereinen diese 26 Gemälde also die Stilstufen des Rokoko und des frühen Klassizismus. Der Ochsenhausener Benediktuszyklus stellt ein wichtiges Zeugnis oberschwäbischer Malerei des 18. Jahrhunderts dar. Da er in seinem ursprünglichen Zusammenhang erhalten ist, bildet er über die seltene Darstellung der Vita des Ordensheiligen hinaus ein besonderes Anschauungsbeispiel klösterlich-benediktinischen Geisteslebens jener Zeit, dessen Bedeutung weit in den Kulturraum Süddeutschlands ausstrahlt.

LITERATUR:

- Cornelius Kniel:* Leben und Regel des heiligen Vaters Benediktus. 4. Aufl. Beuron 1929.
- 1500 Jahre Sankt Benedikt. Patron Europas. Hrsg. von Johannes Neuhardt. Salzburg 1980.
- Pieter Batselier, Maur Standaert, Jan Carel Steppe u. a.:* Benedictus. Eine Kulturgeschichte des Abendlandes. Genf 1980.
- Reichsabtei Ochsenhausen.* Geschichte und Kunst. Hrsg. von der Stadt Ochsenhausen. Ochsenhausen 1984.
- Hans-Jörg Reiff, Gebhard Spahr und Dieter Hauffe:* Kloster Ochsenhausen. Geschichte, Kunst, Gegenwart. Ochsenhausen 1985.
- Eugen Schobinger:* Der Bilderschmuck des ehemaligen Klosters Ochsenhausen. In: Anzeiger vom Oberland (in 11 Teilen) vom 23. 8. bis 3. 9. 1926.
- Max Flad:* Franz Xaver und Chrysostomus Forchner. Zwei Barockmaler aus Dietenheim. In: Heilige Kunst, 22. Jg., 1984–1985, S. 23–48.
- Gerhard Ohnacker:* Die Deckenfresken im Konventbau der ehemaligen Reichsabtei Ochsenhausen. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach, 9. Jg., Heft 1, 1986, S. 9–26.
- Raimund Kolb:* Franz Joseph Spiegler. Bergatreute 1991.
- Thomas Onken:* Der Konstanzer Barockmaler Jakob Carl Stauder 1694–1756. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockmalerei. Sigmaringen 1972.
- Hans Tintelnot:* Die barocke Freskomalerei in Deutschland. Ihre Entwicklung und europäische Wirkung. München 1951.
- Manfred Koller:* Arbeitsmethoden barocker Freskomalerei in Österreich. In: Barockberichte 2 (Informationsblätter aus dem Salzburger Barockmuseum zur bildenden Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts) = Handwerk und Genie. Die Arbeitstechniken barocker Freskomalerei am Beispiel von Rottmayrs Kuppelfresco in der Salzburger Dreifaltigkeitskirche. Beiheft und Katalog zur Dokumentationsausstellung im Salzburger Barockmuseum von März bis Mai 1990. Salzburg 1990. S. 41 ff.
- Albert Knoepfli, Oskar Emmenegger, Manfred Koller und André Mayer:* Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken. Bd. 2, Stuttgart 1990.



Hans Roth Ein Kleinod in Hohenlohe: Die Dorfkirche in Gagggstatt

Wer von Kirchberg an der Jagst kommend nach Nordosten in Richtung Rothenburg o. d. T. unterwegs ist, der erlebt, sofern sich seine Sinne von architektonischen Erscheinungen reizen lassen, beim Verlassen des Jagsttals eine Überraschung. Gleich nach dem Ortsschild von Gagggstatt ragt zur Rechten zwischen Bäumen ein Turmpaar aus dem Dorf. Eine Rundbogengalerie verbindet die beiden mit Spitzkegeldächern gedeckten Rundtürme. Mit einem großen goldenen Turmhahn weist sich das Bauwerk als Kirche aus.

Doch es erinnert hier nichts an die im Hohenlohischen in jedem Dorf stehenden gedrungenen Wehrkirchen mit spärlichen Merkmalen ihrer romanischen oder gotischen Abkunft. Und schon gar nicht kommt der Gedanke auf, dies könnte einer der Sakralbauten sein, die eine sparsame württembergische Kameralverwaltung, ihre bei der Säkularisation des Kirchenguts eingegangenen Verpflichtungen erfüllend, ins Land stellte. Die evangelische Pfarrkirche in Gagggstatt ist die einzige im Jugendstil erbaute Dorfkirche weit und breit; und sie ist seit ihrer Einweihung im Jahr 1905 unverändert geblieben, während die wenigen, wesentlich größeren Kirchen, die die Architekten der Art nouveau im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bauten, allesamt umgestaltet sind. In dieser kurzen Phase am Beginn der Moderne in der Architektur zu Anfang unseres Jahrhunderts ist Gagggstatt natürlich nur eine Marginale, doch gleichwohl ein eigensinniges Kleinod.

Entwurf und Ausführung: Professor Theodor Fischer

Gegen den Widerstand der Dorfbevölkerung erhielt Professor Theodor Fischer, der von 1901 bis 1907 in Stuttgart Architektur an der Technischen Hochschule lehrte, den Auftrag, der 600-Seelengemeinde Gagggstatt eine Kirche zu bauen. Der 39jährige Baumeister Fischer hatte vor seiner Berufung nach Stuttgart schon bei Wallot am Bau des Berliner Reichstags mitgewirkt, in München neben Regierungsaufträgen auch die Erlöserkirche gebaut; er stand als angesehener Architekt am Beginn seiner Karriere.

Nun ergab es sich, daß die Gagggstatter 1901 vorhatten, ihre alte und baufällige Wehrkirche abzubauen und ein neues, größeres und schöneres Gotteshaus zu bauen. Mit diesem Wunsch wurden sie in Stuttgart vorgestellt und kurzerhand betraute König

Wilhelm II. als Konsistorialpräsident Theodor Fischer mit dem Bau. Er widmete sich seit 1902 der scheinbar kleinen Aufgabe mit seinem ganzen architektonischen und gestalterischen Vermögen. War es doch Anliegen nicht nur der Architekten, sondern aller Künstler, die Art nouveau (Neue Kunst) – wie der Jugendstil außerhalb Deutschlands heißt, ein Terminus, den Fischer, *ich hasse Stilomanen*, nicht schätzte – in alle Lebensbereiche eindringen zu lassen. *Wir wollen für alle das große verlorengegangene Glück wiederfinden*, schrieb Fischer an Hendrik Berlage.

Doch vorerst gaben sich die zu Beglückenden widerwärtig. In der Gemeinde Gagggstatt wurde geschimpft, und die Kritik an Fischers Bauplan muß im Kirchengemeinderat enorm und oft unflätig gewesen sein. Hohenloher können recht hinterhältig sticheln. *Dies ist die härteste Zeit meines Lebens gewesen*, schreibt der damalige Pfarrer im Rückblick auf die Bauzeit vom Frühjahr 1904 bis zum Sommer 1905. *Da bauen sie eine Kirche und vergessen die Fenster, wie die Schildbürger*, habe man sich aufgeregt, als die Mauern ohne Öffnungen immer höher wuchsen. Ärgerlich sei gespottet worden: *Wir verputzen unsre Häuser, und unsre Kirche sieht aus wie ein alter Stall*. Das Übelste sei gar nicht zu Papier zu bringen, notierte der Geistliche. Von Aufklärungsgesprächen und Bürgerversammlungen ist nichts überliefert.

Ein mächtiges Massiv, breiter als das Kirchenschiff, wird im Osten gebildet von flankierenden Achteckturmstümpfen, die durch ein Zwischenwerk verbunden sind, das den Chor überwölbt. Aus diesem gemauerten Gebirge wachsen die glattverputzten, zylindrischen Doppeltürme, zwischen sich die Glockenstube beherbergend, mit spitzen Dächern in den hohenlohischen Himmel. Vor einigen Jahrzehnten noch hob sich ihr ursprüngliches Kalkweiß, behelmt von den roten Ziegeldächern, besonders bei Sonnenschein beeindruckend vom blauen Himmel ab. Willi Mönikheim, Pfarrer in Gagggstatt und sicherlich der beste Kenner seiner Kirche und der Intentionen Theodor Fischers, glaubt, das Weiß der Türme, als symbolische Farbe für Ewigkeit und Gott, bezeichne die himmlische Ebene und durchwurzele die irdische Ebene des grauen Bruchsteinmauerwerks symbolhaft im Geäder der weißen, auffallend breit gehaltenen Mauerfugen hinunter bis zur Friedhofserde; damit die Kirche das sein

könne, was sie sein soll: Verbindung zwischen oben und unten. Doch weil Theodor Fischer postuliert: *Die Phantasie soll nicht festgehalten werden*, darf einer auch auf den immerwährenden Austausch von Grundwasser und der schwebenden Feuchte der Wolken aufmerksam machen. Oder man kann das Netz der weiß betonten Mauerfugen als Hinweis auf den apostolischen Menschen-Fischer(!)-Auftrag verstehen. So viele Besucher, so viele Deutungen.

Keinesfalls gedachte Fischer, ein solitäres Anschauungsobjekt zu schaffen. *Mit Mut zur eigenen Vision* – Fischer über Fischer – und mit der allen Jugendstil-künstlern *gemeinsamen Verschiedenartigkeit* suchte er seinen Kirchenbau in die Gesetzmäßigkeit des Landschaftscharakters einzufügen, ihn aus dem Gaggstatter Boden wachsen zu lassen und mit ihm Bild und Charakter der örtlichen Menschen in ihrer Verschiedenheit auszudrücken, wie Willi Mönikheim, ebenso vertraut mit den Qualitäten seiner Pfarrkinder wie mit der Bonität ihrer Äcker, zu sagen weiß. Alle sichtbaren Außenmauern sind bis zum Turmansatz in Bruchsteinmauerwerk ohne durchgehende Lagerfuge aus dem heimischen Muschelkalk ausgeführt. Der gelbe Sandstein der Tür- und Fensterwände, der Galerie zwischen den Türmen, der Arkaden im Innern und der Skulpturen stammt aus einem benachbarten Sandsteinbruch. Holz wurde im nahen Wald geschlagen.

Als Grundkonzeption für seinen Bau wählte Theodor Fischer die weitverbreitete dörfliche flachgedeckte Saalkirche mit Empore. Der Bau wirkt aus

der Ferne, soweit sichtbar, idyllisch verspielt; nähert man sich ihm auf der Dorfstraße, so wirkt die efeuüberwucherte Brunnenstube und der gewinkelte Treppenaufgang zum Paradies wie ein romantisches Dornröschenschloß. Ein durchaus realistischer Vergleich: Die Gaggstatter Jugendstilkirche war jahrzehntelang als kunsthistorisches Dokument der Vergessenheit anheimgefallen und erlebte erst mit der Rezeption des Jugendstils bzw. der Art nouveau mittels verschiedener Ausstellungen in Europa in den achtziger Jahren eine gewisse Publizität. Derzeit führen Pfarrer Mönikheim und Kirchengemeinderat Alfred Henninger jährlich 600 Besuchergruppen um und durch die Kirche.

Im Kircheninnern Symbole mit Wasser-Blau

Umrundet man den Bau auf dem schmalen Rasenstreifen zwischen Kirchhofs- und Kirchenmauer, so ist von der idyllischen Leichtigkeit nichts mehr zu spüren. Mit der Wucht einer ungegliederten romanischen Langhausmauer steigt das grob behauene graue Bruchsteinmauerwerk mit den hoch angesetzten Fenstern wie eine Festungsmauer bis zum unstrukturierten und simslosen Dachansatz. Tritt man jedoch zurück, findet man eine beispiellos vielfältige Dachlandschaft. Mit den zwölf verschiedenen Dächern sei, glaubt Pfarrer Mönikheim, auf treffende Weise sowohl die Verschiedenartigkeit der Landschaft als auch die der nur scheinbar homogenen Bevölkerung beschrieben und symbolisiert. Ein



Eine Besuchergruppe aus Stuttgart – vorne der Gaggstatter Pfarrer Willi Mönikheim – sitzt im «blauen See» der Kirchenbänke. Oben ist die Emporenbrüstung zu sehen. Die blau-grünen Kirchenbänke haben alle Diskussionen überstanden, weil sie intakt sind und auch farblich in den Jugendstil-Raum passen.

Blick in den Chor der Gaggstatter Kirche. Die Reliefs im Bogenfeld symbolisieren von links: Weihnachten, Pfingsten und Ostern. Im Hintergrund der Orgelprospekt.



neckisch auf einer Konsole und konzentrischen Ringwülsten aufsitzender Runderker an der Ostfassade kann den zwischen Büschen sinnierenden und parlierenden Besuchern Apsis, pfarramtliches Behagen, Hohenloher behäbige Schlitzohrigkeit oder auch «typisch Jugendstil» bedeuten. Mit dem meisterlichen Gebrauch seines architektonischen Vermögens erzielte Fischer duale Wirkung. Gerade an der rauhen, ungegliederten und etwas bedrückenden Außenmauer und unter den glatten einfachen Türmen wird die *nicht festgelegte Phantasie* herausgefordert und verleitet den Betrachter zur freien Assoziation.

Die allerdings wird, betritt man das Kircheninnere, kräftig an die Hand genommen. Der nachdrückliche Gebrauch von Symbolen, mit denen Fischer, hier den Intentionen des Jugendstils folgend, den Raum ausstattet, bedarf eher der Erklärung und der Kenntnis, als daß er zum ungezügelter Schweifen der Gedanken verlockt. Die Bibelkonkordanz verweist unter dem Stichwort «Wasser» auf 77 Textstellen, Meer kommt 52 mal vor. Theodor Fischer und der Frankfurter Professor Melchior von Hugo, dem Fischer die bildhauerische und malerische Innenausstattung übertrug, gestalteten das Kirchenschiff, den für die Versammlung der Gläubigen vorgesehenen Raum, als eine Huldigung an die Gleichnishaftigkeit des Urelements Wasser. Wer vom um eine Stufe erhöhten Altarraum über die blaugrün gestrichenen, ohne Mittelgang durchlaufenden Bankreihen blickt, könnte sich vor einem leicht gewellten

See wähen. Die ungleich langen Bänke schmiegen sich wie ein Seeufer mit kleinen Buchten zwischen die Stützen der Empore und schimmern mit mattglänzendem Lack.

Christlich-mystische Natursymbolik dominiert die figurale Gestaltung, Zahlenmystik die architektonische und besonders die des Holzradleuchters über den Bänken. Die Zwickel der Emporenarkatur zieren blaue, stilisierte Wasserwellen. Die holzverschaltete Emporenbrüstung zeigt auf blauem Grund – dem bekannten Blau der Hohenloher Bauernschränke – in 49 (7×7) auf die Spitze gestellten Quadraten Symbole der naturhaften Elemente Wasser, Erde, Luft in ihrer Beziehung zur christlichen Mythologie. Die ebenfalls in Blau gehaltene Kassetendecke wird durch von Wand zu Wand reichende Balken in drei Felder geteilt. Jedes Feld enthält elf Reihen, jede Reihe sieben Kassetten; also dreimal die heilige Zahl 77. Alle außenliegenden 64 Kassetten sind mit besternten Wasserwellen bemalt. Den Weg der Gläubigen zu ihren Bänken lenkt Fischer, indem er sie durch ein bautechnisch eigentlich nicht notwendiges, umlaufendes Kreuzgratgewölbe leitet. Dieses Gewölbe wird wandseitig ohne störende Lisenen von der Außenmauer und schiffseitig im Stützenwechsel von Säulen und Pfeilern getragen. Auf ihm ruht die Empore, die – für sich genommen – diese geniale Lösung nicht beanspruchte. Um die Kapitelle der Stützen ziehen sich, aufeinander Bezug nehmend, christlich-mystische Symbole mit Verweisen auf byzantinische und griechische To-



Oben: Symbole an der Emporenbrüstung. In den auf die Spitze gestellten Quadraten erkennt man von links: Fisch, Falter und Kleeblätter.

Unten: Reich geschmückter Stützpfeiler.



pois. Nur in Gaggstatt ist der Figureschmuck dabei zwischen den Stützen als Hochrelief und an den Seiten als (ägyptisch) versenktes Relief ausgeführt. Sei's, damit sich keiner den Kopf anschlägt; sei's, damit die Aufmerksamkeit nicht vom Kanzelwort abgelenkt wird.

Den Chor beherrscht Theodor Fischers Markenzeichen, der «Fischerbogen», ein in der Mitte nach

oben aufgeweitetes Kreissegment. Er ist als Mitte einer Arkatur über dem Altar von zwei Rundbögen gesäumt und von einem Blendbogen gerahmt, der von Wand zu Wand und bis zur Decke reicht und den Altarraum nach Osten abgrenzt. In den Zwickeln und im Scheitelpunkt des Blendbogens finden sich auf rotem Grund, der Farbe der Liebe, als Hochreliefs die Darstellungen der neutestamentlichen Ereignisse Weihnachten, Pfingsten und Ostern, darunter und hinter den Pfeilern des Fischerbogens zeigen sich beziehungsreich die Orgelpfeifen. Um den Altar gruppieren sich die Skulpturen des segnenden Jesus und der sitzenden Maria von Bethanien; die also, die seinerzeit das «bessere Teil wählte».

Die Gaggstatter wählten 1904, als ihr schon weit fortgeschrittener Kirchenbau immer teurer wurde und nun auch noch mit Bildhauerarbeiten ausgeschmückt werden sollte, die billigere Ausführung. Höflich fragten sie per Brief beim Bildhauer an, ob der Altar nicht etwas einfacher zu haben sei. Entgegenkommend bot Professor Melchior von Hugo an, statt der vorgesehenen vier Evangelisten nur zwei Figuren, eine stehende und, was die Sache weiter verbilligen würde, eine sitzende Gestalt – besagte Maria – zu liefern, was dann statt 2000 nur 1200 Mark kosten würde. Dem wurde zugestimmt, und der Professor meißelte der sitzenden Maria unter ihren winzigen Hocker ein noch winzigeres Kätzchen mit wachen Augen, an die Pfarrer Mönikheim angesichts seiner schlafenden Gemeindemitglieder beim Predigen manchmal denkt.

Der Chor ist architektonisch etwas aufwendiger, doch farblich und ikonologisch deutlich vom Schiff geschieden. Er zeigt sich insgesamt sehr hell, fast ohne Farbauftrag und ohne verrätselte Mystik. Dies ist das Ergebnis einer geglückten Renovierung, die dem auf alten Fotos etwas dunkel und geheimnisvoll wirkenden Sakralbereich eine offenere, aufgeschlosseneren Aura gibt. Zwischen dem hellen Putz der Wände und des Gewölbes erscheint der heimische Sandstein nicht mehr fremdartig, sondern er kommt in Säulen, Pfeilern, Bögen und Skulpturen mit seiner hellgelben Farbe als «Gaggstatter Marmor» schön zur Wirkung.

Grundlegende Erneuerung nach hundert Jahren nötig

Das nach nur einjähriger Bauzeit vor fast hundert Jahren eingeweihte Bauwerk bedarf jetzt seiner ersten grundlegenden Renovierung. Wegen ungenügender Gründung zeigen die Mauern Risse. Die Marienskulptur im Fischerbogen ist zersprungen. An manchen Stellen schlägt das Regenwasser

Blick auf die Chorwand. Das eindringende Regenwasser hat an der Wand seine sichtbaren Spuren hinterlassen.



durch. Der Architekt der Bauabteilung des Oberkirchenrats, Hans Joachim Wiegand, empfahl Probebohrungen. Wahrscheinlich muß das Fundament mit einem Stahlbetongürtel sichernd um- und unterfangen werden. Architekt und Pfarrer schätzen, daß Baukosten von weit über einer Million Mark entstehen. Die Gaggstatter Kirchengemeinde hat 400 000 Mark angespart und erwirtschaftet mit Festen und Kirchenführungen. Nach alter Übung muß sie die Hälfte der Kosten tragen.

Pfarrer Mönikheim hofft auf Zuschüsse und besonders auf **Spenden**. Bankverbindung: Kirchenpflege Gaggstatt, Raiffeisenbank Kirchberg/Jagst, BLZ 600 694 96, Konto-Nr. 32 381 000. Führungen mit Pfarrer Mönikheim gibt es jeden Sonntag um 11.00 Uhr nach dem Gottesdienst und zusätzlich auf Anfrage.

Der von Theodor Fischer entworfene Radleuchter aus Holz wird von acht Schnüren gehalten, auf denen jeweils elf Kugeln stecken. Diese 88 Kugeln verweisen auf die altorientalische mystische Ordnungszahl des Kosmos. Die acht Schnüre unterhalb des Leuchters mit jeweils neun Kugeln ergeben die Zahl 72, die in der jüdischen Mystik für die untere Hälfte der Welt, für das Irdische steht. Im Jahr 1958 hatten kompetente Vertreter der Evangelischen Landeskirche und des Landesdenkmalamts dem Radleuchter attestiert, er passe nicht zum Gesamteindruck. Dreißig Jahre später fand man ihn, handlich zersägt, unterm Kirchendach hinter einem Verschlag und setzte dieses Kunstwerk wieder zusammen.





Raimund Waibel Museen des Landes:
Das Stadtmuseum Weil der Stadt

Wer die Geschichte von Weil der Stadt, jener bescheidenen Kleinstadt vor den Toren Stuttgarts, auch nur in vagen Umrissen kennt, wird kaum verwundert sein ob der anspruchsvollen Bezeichnung «Stadtmuseum» für das dortige historische Museum. Weil der Stadt war bekanntlich einst eine freie Reichsstadt, wenn auch eine kleine und sowohl in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht eher unbedeutende, die schwer zu kämpfen hatte gegen das Gewicht des expansiven Nachbarn, der

Grafen und später Herzöge von Württemberg, deren Territorium die Stadtmarkung bald ringsum umgab. Ebenso bekannt ist, daß das Selbstbewußtsein der deutschen Reichsstädte – wenigstens der mächtigen Familien dort, aber auch der einfacheren Bürger – nicht eben klein war, bei aller Schläfrigkeit, in die viele dieser Stadtrepubliken vor allem seit der Zurückdrängung des Einflusses der Zünfte im Rat durch Kaiser Karl V. 1548 verfallen waren. Ein Bewußtsein des «Anderssein», der Abgrenzung von

den aristokratischen Nachbarn, das sich auch nach dem Übergang an Württemberg vielerorts gehalten hat und sogar bis in die Gegenwart hinein noch spürbar ist. Es erstaunt eher, daß sich die Weil der Städter bis 1971 mit einem schlichten *Heimatmuseum* begnügten, wo doch die darzustellende Vergangenheit eine stolze städtisch-republikanische war!

*Vom Heimatmuseum zum Stadtmuseum –
Stadt und Heimatverein sinnvoll verbunden*

Nun, der Name sei halt ein historisch gewachsener gewesen, erläutert Wolfgang Schütz, ehrenamtlicher, aber nicht weniger geforderter Leiter und Gestalter des historischen Museums im Schütz'schen Haus am Weil der Städter Marktplatz. Früher habe das Museum, anders als heute, auch viele Komponenten des klassischen Heimatmuseums besessen, etwa handwerkliches Arbeitsgerät und Gebrauchsgegenstände, insbesondere aber auch Möbel (Bauernschränke) und bürgerliche Kleidung des 19. Jahrhunderts, gleichsam aus nach-reichsstädtischer Zeit. Dies änderte sich auch nicht, als das Museum in den frühen 1970er Jahren durch den Vater der württembergischen Heimatmuseen, Albert Walzer, neu geordnet wurde, und zwar, wie sich Wolfgang Schütz erinnert, «nach eher ästhetischen Gesichtspunkten», worunter Schütz die Tatsache meint, daß in der Walzerschen Einrichtung das – mehr oder weniger «schöne» – Exponat im Vordergrund gestanden habe, nicht aber die Erläuterung historisch-politischer Zusammenhänge. Damals habe man den klingenden Namen «Stadtmuseum» angenommen, doch inhaltlich verharrte man noch beim klassischen Heimatmuseum.

Am Anfang freilich hatten eigentlich gerade Zeugen der «großen», der politischen Geschichte gestanden! Der Anlaß einer ersten musealen Einrichtung in Weil der Stadt war nämlich der Fund längst verschollen geglaubter kaiserlicher Urkunden in einer Kassetten im Turm der Stadtkirche – übrigens beim Ausnehmen eines Eulennestes durch den Bürgermeister Hugo Beyerle höchstpersönlich. Diese Urkunden wurden bis in den Zweiten Weltkrieg hinein in einer kleinen «Bürgerstube» auf dem Rathaus ausgestellt. Mit dieser Präsentation hatte es dann aber auch sein Bewenden, museale Arbeit im weiteren Sinne wurde nicht geleistet, vor allem wurde nicht weiter – und schon gar nicht gezielt – gesammelt.

Erst 1947 erfolgte eine Veränderung, als die Ausstellung in den Storchenturm der Stadtmauer verlegt wurde. Die dortigen schlechten konservatorischen Bedingungen riefen Kritiker auf den Plan und führ-

ten schließlich zur geschilderten Neuordnung durch Albert Walzer in dem nun auch zentral am Marktplatz gelegenen Museum im Schütz'schen Haus.

Freilich litt auch diese Ausstellung unter Raumnot, denn nur das Erdgeschoß stand damals für museale Zwecke zur Verfügung. Als daher 1986 unerwarteterweise weitere Stockwerke in dem Haus frei wurden, entschloß sich der Träger des Heimatmuseums, der Weil der Städter Heimatverein, den großen Wurf zu wagen: Der Verein übernahm die Verpflichtung zur Einrichtung des auf wenigstens drei Geschosse zu erweiternden Museums sowohl in materieller wie in ideeller Hinsicht. Die Renovierung des Gebäudes übernahm die Stadt, ebenso die laufenden Kosten. Stadt und Heimatverein sind denn auch bis heute die Träger des Stadtmuseums. War für die «hard ware» somit gesorgt, nämlich die Finanzierung gesichert, die Exponate ohnehin vorhanden, so fand sich bald auch eine Lösung für die «soft ware» in der Person des Gymnasiallehrers Wolfgang Schütz, der die heikle Aufgabe übernahm, eine Neukonzeption für das Museum zu erarbeiten. Ob er geahnt habe, auf was er sich da einließ? Auf diese Frage antwortet Schütz, der bald von seinem Kollegen Rudolf Reiber unterstützt wurde, heute mit einem schlichten «Nein!» «Viel Kopfzerbrechen» habe ihm die Aufgabe anfangs bereitet, doch schließlich entschloß man sich, das klassische «Heimatmuseum-Konzept» über Bord zu werfen und ein ganz anderes, neues Museum einzurichten, nämlich eine der reichsstädtischen politisch-historischen Geschichte verpflichtete Darstellung, die nicht zu trennen ist von den wirtschaftlichen Gegebenheiten.

Im Alamannenraum:

Funde, Zeichnungen und ein wenig Sprachgeschichte

Ein reichsstädtisches Museum also, doch heißt das freilich nicht, daß die historische Schau erst mit der Privilegierung Weil der Stadt als Reichsstadt einsetzt. Auch die ältere Besiedlungsgeschichte des Raumes kommt im Schütz'schen Haus zur Sprache, und zwar die Zeit der Alamannen, hat man doch aus dieser Epoche auf Weil der Städter Gemarkung bedeutende archäologische Funde vorzuweisen, die bemerkenswerterweise in der Gemeinde verblieben und dort auch ausgestellt werden können. Die Stein- und Bronzezeit, Keltisches und Römisches hingegen hat man bewußt weggelassen, obgleich auch hierzu Objekte vorhanden wären, doch sind diese «Allerweltsfunde» ohne besonderen wissenschaftlichen oder pädagogischen Wert.

Die Grabbeigaben der Alamannin



Haarpfeil

Halskette

Armreif

Kamm

Zierscheibe

Riemenzunge

Durch farbige Hervorhebung in einer Zeichnung finden sich am Rand im Original ausgestellte alamannische Tracht- und Schmuckteile eindrucksvoll erläutert.

Niemand kommt um den Auftakt «Alamannen» herum, denn in diesem ersten, dem «Alamannenraum» steht auch die Eintrittskasse: ein kleiner Tisch, wo auch einige Broschüren zum Verkauf ausliegen. Die Eintrittspreise übrigens, sind nachgerade «bürgerfreundlich»: Zwei Mark für Erwachsene, eine Mark für Kinder. «Heimatmuseum-Niveau», wenn man so will, – und herzlich wenig für das Erlebnis, das den Besucher erwartet.

Die alamannischen Funde von Weil der Stadt entstammen im wesentlichen einem Gräberfeld am Ortsrand, in dem im Verlauf verschiedener Bauvorhaben zwischen 1870 und 1970, vor allem aber im Jahr 1956 durch Eugen und Dietrich Mannsperger reich ausgestattete Gräber aufgedeckt wurden. Diese Grabbeigaben sind nicht steril in einer Vitrine aufgereiht, sondern Zeichnungen zugeordnet, die eine alamannische Familie zeigen. Und so wird rasch klar, was etwa eine Fibel, eine Zierscheibe, ein Haarpfeil oder ein Schildbuckel ist und wozu diese dienten. Nicht wenige Betrachter werden wohl zum ersten Mal erfahren, daß eine «Riemenzunge» die

metallene Verstärkung der Lederriemen ist, mit denen die Schuhe gebunden wurden. Das gleiche gilt vielleicht auch für das *sax*, das einschneidige germanische, von östlichen Reitervölkern übernommene Kurzschwert. Für manchen Besucher ist es vielleicht des Guten zuviel, wenn er auch noch erfahren kann, daß der *sax* auch als Schneidewerkzeug benutzt wurde, unser heutiges Wort «Messer», das althochdeutsch noch *mezzirahs* lautete, auf das germanische *mati-sahs* zurückgeht, was sinngemäß «Speiseschwert» bedeutete: gebildet aus dem Wort für Speise (*mati*), auf das auch unsere Wörter *Mett*-(Wurst), *Mus* und *Gemüse* sowie das englische *meat* zurückgehen, und eben *sahs*, der Sax. Den Besucher mit einer Vorliebe für historische Details wird freilich solche Information im Verbund mit den Exponaten und Zeichnungen begeistern; und vielleicht wird er sich später vor allem an diese zusätzlichen Erläuterungen erinnern. Der im Lesen weniger Geübte ist andererseits mit den Zeichnungen und zugeordneten Erklärungen ebenfalls bestens bedient.

Vergegenwärtigt man sich, daß noch weitere und vergleichsweise umfangreiche Texttafeln in weitere grundsätzliche Fragen der germanischen Vorzeit unseres Raumes einführen – etwa die Frühzeit des Stammes und die Überwindung des Limes behandeln, seinen Siedlungsraum bis zur Niederlage gegen die Franken, aber auch die Sprachgeschichte mit dem Hinweis, daß sich alamannischer und schwäbischer Dialekt erst im 13. Jahrhundert trennten –, so wird bereits ein Spezifikum des Weil der Städter Stadtmuseums deutlich: Es verbinden sich dort anspruchsvolle, die Aufmerksamkeit des Besuchers fordernde, und manchen Besucher vielleicht überfordernde, ausführliche und detaillierte Informationen – gleichsam ein «Grundkurs Geschichte» – mit dem Willen, wesentliche Informationen und Aussagen durch gestalterische Mittel, darunter Zeichnungen, Wandmalereien und Inszenierungen, zu unterstreichen, ja die Inhalte im besten Sinne auf solche zu reduzieren. Ein Konzept voller Spannungen, ein spannendes Vorhaben.

Übrigens wird diese «alamannische Abteilung» noch ergänzt durch eine Rekonstruktion eines Grabes, wie es die Archäologen einst aufdeckten; Anlaß für Wolfgang Schütz, in Texttafeln auch noch auf die heidnischen und christlichen Bestattungsformen und damit zusammenhängend auf die Todesvorstellungen der Alamannen einzugehen und Gräber als wichtige historische Quelle vorzustellen. An dieser Stelle sollte man vielleicht einfügen, daß der Museumsleiter weder Archäologe noch Historiker ist, sondern Germanist.

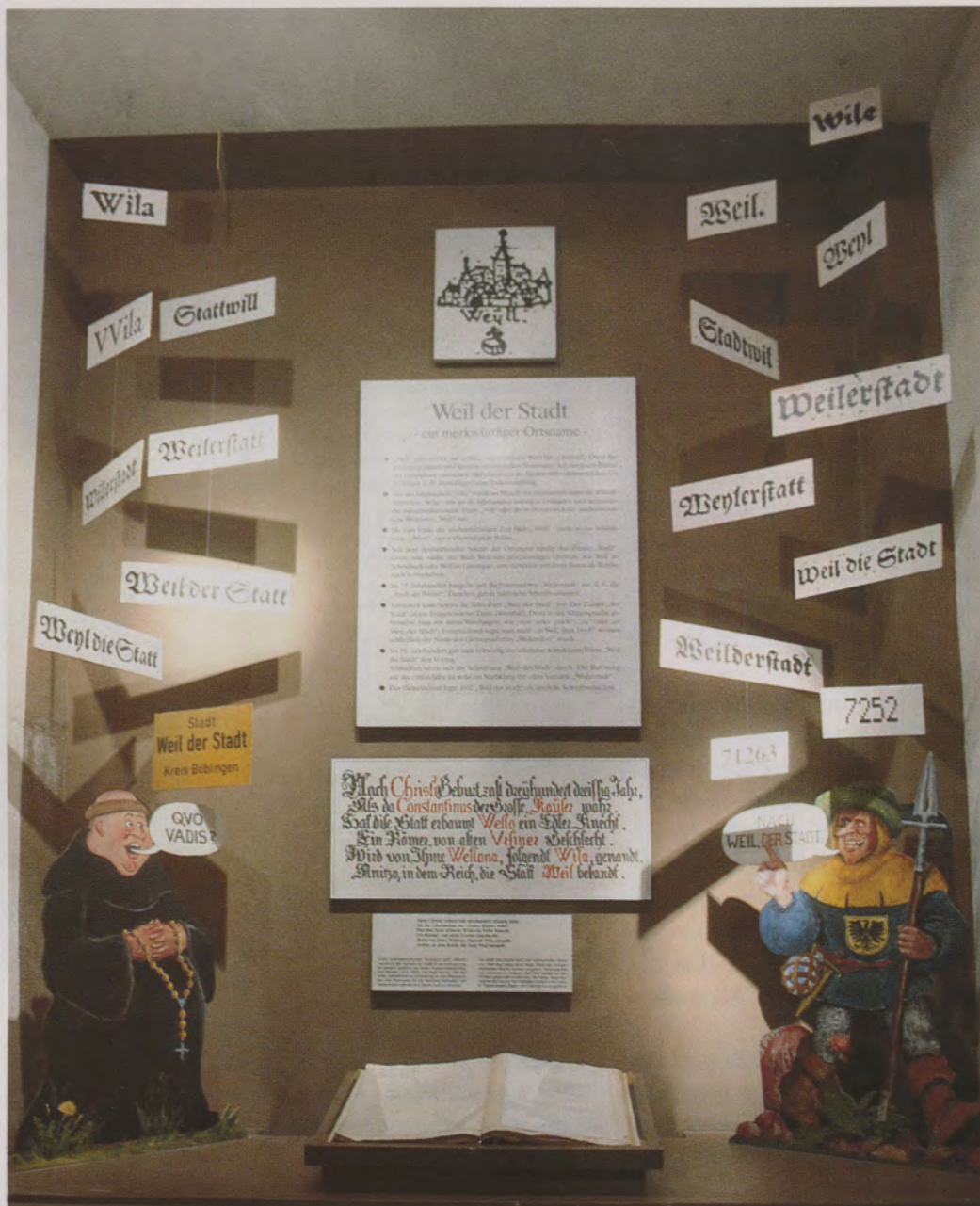
Sieht man ab von der nun folgenden alten Goldschmiede-Werkstatt, die auf dem Weg zum nächsten Ausstellungsraum in einem kleinen Seitenraum nachgestellt wurde, so führt uns der Weg zur nächsten Station bereits wieder zu einer Inszenierung. Mit «Quo vadis?» fragt das Stadtmuseum nach der Herkunft des sonderbaren Ortsnamens, der wohl auf eine *villa rustica* (lat. *villa* → Weil), einen römischen Gutshof, zurückzuführen ist, in dessen Nähe sich die Alamannen angesiedelt hatten. Doch solche *villae* gab es viele, und dementsprechend häufig ist der Ortsname Weil. Eine Stadt namens Weil allerdings, die gab es nur einmal, und auf die Frage, wohin man gehe, antworteten die Vorfahren eben mit «nach Weil, der Stadt» zur Unterscheidung von den Dörfern gleichen Namens. Auch daß der Ortsname gewissen Wandlungen unterworfen war, stellt die Inszenierung dar, bis hin zu unserer oftmals wenig geschichts- und traditionsbewußten Gegenwart, die die gewachsenen Bezeichnungen auf Ziffernfolgen reduziert und verhunzt.



Moderne Computergrafik unterstreicht die Bedeutung des in Weil der Stadt entdeckten seltenen Rüsselbeckers.

*Schultheiß des Reichs – Rat – Bürgermeister:
Wachsende Selbstverwaltung in der kleinen Reichsstadt*

Mit «Quo vadis» und der Entwicklung des Ortsnamens ist auch der Auftakt gegeben zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, die drei wesentliche Komponenten umfaßt, nämlich eine verfassungsrechtliche, eine sozialgeschichtliche sowie eine, die der Ereignisgeschichte gewidmet ist. Gleichsam zur Einstimmung, zur einführenden Vorstellung des städtischen Gemeinwesens, verweisen die Museumsgestalter zunächst einmal auf das bekannte Bild der vier Elemente: Erde, Luft, Feuer und Wasser. Für die Erde stehen im Stadtmuseum Erläuterungen zur Geologie des Raums, zur Flur und Gemarkung sowie zur Dreifelderwirtschaft; für die Luft unter anderem die alte Wetterfahne des Rathauses und ein barockes Bild aus der Stadtkirche: der die Stadt schützende Erzengel Michael. War das Wasser ein sowohl segensreiches – hierfür etwa stehen Brunnen und ver-



«Quo Vadis?», der Ortsname im Wandel der Zeiten. Von «VVila» und «Wila», über «Wile», «Weyl» und «Weil» zu «Weylerstatt», «Stattwill» und «Weil die Stadt» bis zu «Weil der Stadt» und den Postleitzahlen der Moderne dokumentiert das Stadtmuseum den Lauf der Zeit. Die Internetkennung soll bald folgen.

schwundene Wasserläufe in der Stadt – als auch bedrohliches Element (Hochwasser!), gingen vom Feuer vor allem Gefahren aus, wofür die Feuerwehr und eine Feuerversicherungsurkunde von 1875 stehen.

So eingestimmt, führt der nächste Schritt zur Verfassungsgeschichte. Und das bedeutet in Weil der Stadt – wie in so vielen deutschen Reichsstädten – zunächst einmal den mühsamen Versuch, etwas Licht in das Dunkel der Frühgeschichte des Stadtstaates zu bringen; mit anderen Worten, Exponate sind Mangelware. In dieser Hinsicht will es als symptomatisch erscheinen, daß auch die erste Erwähnung Weils anlässlich einer Schenkung der Grafen von Calw im Jahr 1075 an das damals gerade mit neuem Leben erfüllte Kloster Hirsau nur als

spätere Abschrift der Stiftungsurkunde vorliegt. Gerade dieser Mangel an Exponaten zwang zu recht umfangreichen Texttafeln, um den gewiß komplizierten Weg der späteren Reichsstadt – sowohl der klösterlichen wie der grundherrlich-calwer Besitzungen – in die Unabhängigkeit und zu – wenn auch bescheidener – Größe zu verfolgen. Wie eine Graphik darstellt, gelangte der Ort wohl im Erbgang von den Grafen von Calw an die Welfen, von diesen dann an die Staufer, die Weil der Stadt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, aber sicher vor 1241, zur Stadt erhoben. Aus letzterem Jahr nämlich datiert die erste Erwähnung Weils als Stadt in einer Reichssteuerliste, die sich denn auch als wichtiges Dokument im Faksimile ausgestellt findet. Eine wie auch immer geartete Reichsstadt

«Stadtluft macht frei»! Lebte die Landbevölkerung, wie im Hintergrund dargestellt, unter dem Joch, so bedeutete das Dasein in der Stadt ein Leben in relativer Freiheit, gepaart mit einem gewissen Maß an ökonomischer, aber auch persönlicher Sicherheit.



war man damit wohl, aber war man frei? Die innere Freiheit erwarben die Bürger erst im Lauf der Zeit, und dies im wahrsten Sinne: Sie verschafften sich ihre Freiheit wohl, wie ihre Standesgenossen in anderen Reichsstädten auch, indem sie kaiserliche Rechte zunächst auf Zeit und dann auf Dauer durch Kauf an sich brachten.

Im Stadtmuseum Weil der Stadt ist diese Entwicklung in drei Phasen dargestellt: zunächst der «Urzustand», als die Stadt durch einen kaiserlichen Beamten, einen Schultheißen, regiert wurde. Dann die zweite Phase (um 1300), als neben den Schultheißen ein von den Bürgern besetzter Rat trat; und schließlich Phase drei um 1350, die mit «Entmachtung des

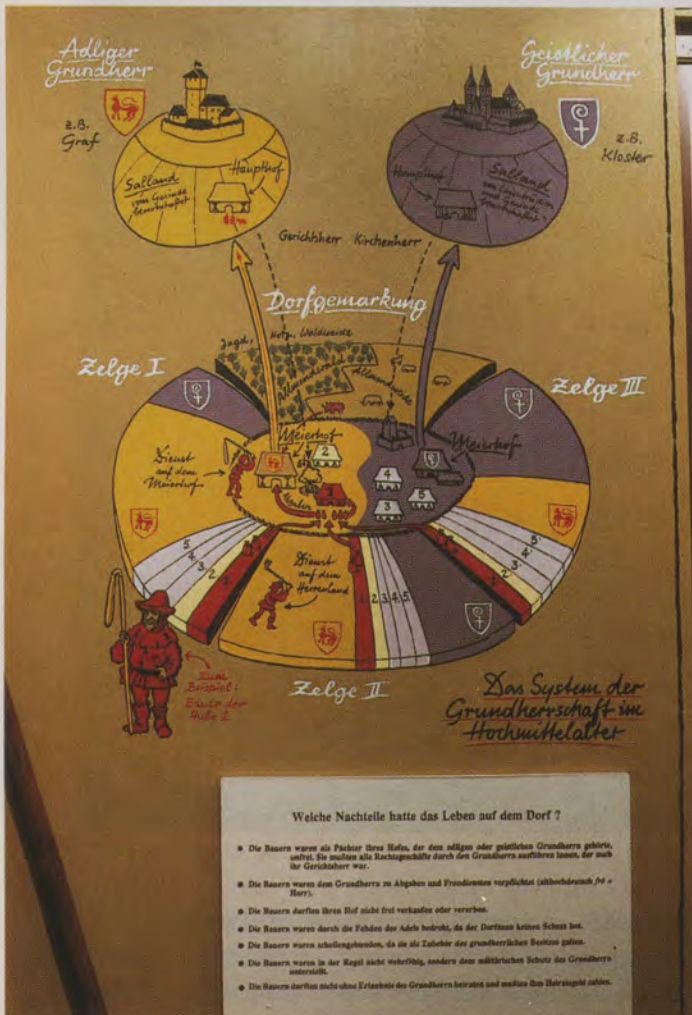
Schultheißen» zu umschreiben wäre, nämlich durch einen den Bürgern verpflichteten Bürgermeister, der zusammen mit dem Rat agierte. Im 14. Jahrhundert brachten die reichsstädtischen Bürger noch eine ganze Reihe wichtiger königlicher Rechte, sogenannte «Regalien», an sich, darunter die Steuerhoheit, den Judenschutz, das Zollrecht, die Befreiung von der Rechtsprechung auswärtiger Gerichte, die freie Pirsch und schließlich auch den Blutbann, die Hochgerichtsbarkeit. Als materieller Beweis für das reichsstädtische Selbstbewußtsein steht in der Ausstellung der mächtige steinerne Löwe vom unteren Marktbrunnen, der ein Schild mit dem doppeköpfigen Adler zwischen seinen Pranken hält. Hatte man auf diese Weise die Freiheit nach innen gefestigt, so wurde sie jedoch bald durch Auseinandersetzungen mit äußeren Gegnern gefährdet.

Auch Weil der Stadt geriet wie viele andere süddeutsche Städte in Konflikt mit den aufstrebenden, expandierenden Territorialfürsten, die sich ihrerseits durch die freien Städte erheblich gestört fühlten, nicht zuletzt durch deren Politik, fremden Landbewohnern stadtbürgerliche Rechte zu verleihen. Dieses «Pfahlbürgertum» war auch in Weil der Stadt bekannt.

*Man unterliegt dem mächtigen Nachbarn
Württemberg und bleibt standhaft in der Reformation
beim alten Glauben*

In dem Kampf mit den benachbarten Grafen von Württemberg unterliegt Weil der Stadt. Zwar verliert man nicht die Reichsunmittelbarkeit und auch keine inneren Freiheiten, doch schon im 15. Jahrhundert ist man vollständig von württembergischem Gebiet umgeben, gleichsam eingeschnürt. Zur Katastrophe wurde die Auseinandersetzung 1388, als die Städte zusammen mit König Wenzel den Wittelsbachern den Krieg erklärt hatten. Als sich eine Reihe von Fürsten, unter ihnen Graf Eberhard von Württemberg, auf die Seite der Bayern stellte, erschien ein Heer der süddeutschen Städte bei Weil der Stadt, wohl um sich hier mit Truppen des Rheinischen Städtebundes zu verbünden. Am 22. August 1388 brach eine vor allem aus Weiler Bürgern bestehende Vorhut des Städteheers nach Döfingen auf, um die Württemberger aus dem dortigen befestigten Kirchhof zu vertreiben und so den Weg für das Hauptheer freizumachen. Als Graf Eberhard die Städter überraschenderweise in einer offenen Feldschlacht stellte, bahnte sich für Weil der Stadt die große, bis heute unvergessene Katastrophe an: Die Truppen des Städtebunds wurden völlig aufgerieben, 66 Weiler Bürger fielen. Der Blutzoll, den die Reichsstadt damals vor Döfingen entrichtete, bedeutete für sie ein Desaster mit jahrhundertelangen Folgen: Die Macht der Städte war gebrochen, der Aufstieg der Grafen von Württemberg wurde unaufhaltsam.

Ihrer Bedeutung für die Stadtgeschichte entsprechend nimmt die Schlacht und ihre Vorgeschichte im Stadtmuseum breiten Raum ein. Um die Aufmerksamkeit der Besucher auf die Thematik zu lenken, bediente sich Wolfgang Schütz einer bekannten Lithographie des 19. Jahrhunderts, deren dramatische Szenen des Schlachtgetümmels fast auf Lebensgröße vergrößert und gleich Theaterkulissen gestaffelt hintereinander gestellt wurden. Ludwig Uhland weist davor als Sänger der württembergischen Geschichte nicht nur auf Schlacht und Katastrophe, sondern auch auf eine grandiose gestalterische Idee.



Im bunten Schema wird es deutlich: Die Bauern waren vielfachen Zwängen unterworfen, hatten oftmals nicht nur einen, sondern zwei Herren, die von ihnen Abgaben forderten und über sie zu Gericht saßen.

Die Schlacht von Döffingen (1388) markierte einen Meilenstein in der südwestdeutschen Geschichte. Ludwig Uhland, der Sänger der württembergischen Geschichte, weist die Besucher auf die bildhafte Darstellung der Schlacht aus der Feder von C. Häberlin (Lithographie, 19. Jahrhundert).



Sinnbild der Macht und reichsstädtischen Selbstbewußtseins: der wappenhaltende Löwe vom unteren Marktbrunnen (1601). (Bild unten rechts)

Die freie Reichsstadt war geschlagen, jedoch nicht vernichtet. Ihre Reichsfreiheit verlor sie, wie gesagt, nicht, und es gelingt Weil der Stadt im 15. Jahrhundert, diese zu sichern, auch Mitglied des Schwäbischen Bundes und des Schwäbischen Kreises zu werden, wo man allerdings politisch und ökonomisch nur eine untergeordnete Rolle spielte. Zu klein war das Gemeinwesen, zu übermächtig der württembergische Nachbar.

Die wichtige kirchliche Entwicklung des folgenden 16. Jahrhunderts, zu der in gewisser Hinsicht auch der Bauernkrieg von 1525 gehört, findet in dem Weil der Städter Museum nur am Rande Erwähnung, obgleich der konfessionelle Gegensatz für die Stadtgeschichte von nicht unerheblicher Bedeutung ist. Es hat in der Stadt starke Sympathien für die evangelische Sache gegeben, lange Zeit kamen aber Katholiken und Protestanten gut miteinander aus. Erst die Gegenreformation verhinderte mit der Unterdrückung und Vertreibung der Protestanten eine tolerante, paritätische Lösung wie in Ravensburg oder Biberach. Im Jahre 1682 konnte der Rat verkünden, *die Lutheraner seien gottlob insgesamt ausgestorben*. Eine ausführliche Darstellung der Kirchen- und der Reformationsgeschichte ist später in einer weiteren Abteilung des Museums vorgesehen, immerhin stammt ja auch der bekannte Reformator Johannes Brenz aus Weil der Stadt.

Verfassungsgeschichte ist bekanntlich ein trockenes, sie darzustellen ein hartes Brot. Diesen dem Thema



innewohnenden Zwängen entgingen auch die Gestalter des Weil der Städter Stadtmuseums nicht, und doch entledigte man sich der Aufgabe nachgerade mit Bravour. Die ausführlichen Texte lassen keinen wichtigen Aspekt unerwähnt und beschränken sich doch auf das Wesentliche. Der weniger lesegeübte Besucher wird anhand des Löwen und des reichsstädtischen Wappens eine Ahnung dessen erhaschen, was reichsstädtisches (Selbst-)Bewußtsein einst bedeutete, und spätestens durch die aufregende – und unübersehbare – Szene der Döffinger Schlacht animiert, sich auch in die vertiefenden Erklärungen einzulesen. Das Weil der Städter Konzept lautet also, mit Blickfängen zu werben für die ausbreitete detaillierte Information, zugleich aber jenen, denen diese zuviel zu werden drohen, optische Inseln in der Sturmflut historischer Information anzubieten.

Wendet sich der Besucher vor dem Döffinger Schlachtengetümmel um, so locken ihn zwei Inszenierungen, sich mit – der Verfassungsgeschichte so untrennbar verbundenen – Sozialgeschichte zu befassen. In zwei dialektisch aufzufassenden Blöcken fragt das Museum nach den Vor- und Nachteilen des Lebens auf dem Land und des angeblich so erstrebenswerten Lebens – «Stadtluft macht frei!» – hinter den Mauern der Stadt. Unter dem Joch – es hängt als beziehungsreiche Anspielung über dem Landleben – lebte der Bauer: Er war unfrei, seinem Grundherrn nicht nur untertan, sondern vielleicht sogar leibeigen, zahlte hohe Abgaben, die ihm oft nicht das Nötigste zum Leben ließen, konnte seinen Hof und seinen Besitz nicht vererben, mußte dafür aber neben den Steuern und Abgaben auch noch Frondienste leisten. Utensilien des Landlebens wie Dinkel in einem Kornsack, ein Simri, ein Eierkorb und eine Henne sowie bäuerliches Arbeitsgerät lockern die Inszenierung auf. Diese Exponate sind gleichsam graphische Zeichen zur Untermauerung der textlichen Aussage, keine musealen Gegenstände mit großem Eigenwert.

Dem Landleben gegenüber erscheint die (reichs-)städtische Freiheit: Ein Ballen an einem Aufzugsseil steht für die wirtschaftliche Prosperität, für die ökonomische Freiheit, die in der bürgerlichen Freiheit und Unabhängigkeit der Person ihre Entsprechung findet. Zwar mußte auch der Stadtbewohner Steuern zahlen – und hier findet sich dann auch die Kopie der Reichssteuerliste von 1241 –, nicht aber die existenzbedrohenden Grundabgaben. Der Bürger in der Stadt genoß die Vorzüge der freien Berufswahl, des freien Vererbens, der Freizügigkeit, aber auch des Schutzes durch die Stadtbefestigung. Gäbe es im Museum einen Ort, wo man das Phänomen des

Pfahlbürgertums thematisieren wollte, so wäre es hier.

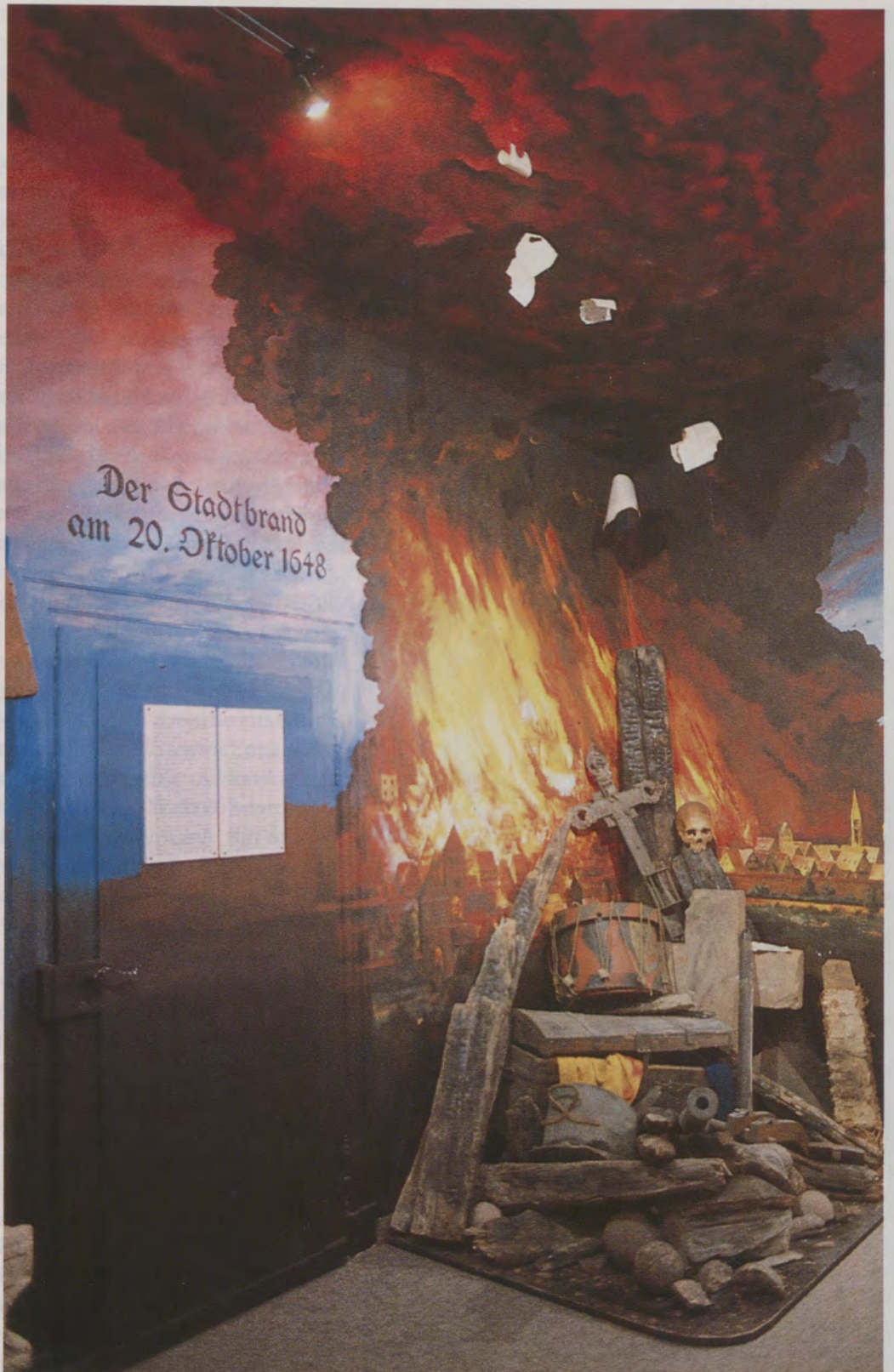
Landleben, Abgaben, Steuern und städtische Freiheiten – der Stadtbrand von 1648 läßt die Reichsstadt verarmen

Der bis hierher geschilderte gestalterische Ideenreichtum in den ersten Räumen war erst der Anfang: Der nächste, vergleichsweise kleine, die Zeit seit dem Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des alten Reiches 1806 behandelnde Raum schwelgt förmlich in barocker Üppigkeit. Einer maroden Üppigkeit gleichwohl, denn die gelben warmen Farben, die für die Blütezeit der Stadt stehen, machen blauen, schwarzen, kalten Tönen Platz, den Zeichen des Niedergangs. Gleich eingangs lodert der verheerende Stadtbrand von 1648 über einigen zerborstenen Dachziegeln und angekohlten Balken, ergänzt durch «Dingsymbole» für Krieg und Zerstörung in Form einer Hakenbüchse, eines Totenschädels, einer aufgebrochenen Truhe, Kanonenkugeln und einem Grabkreuz. Hoch lodern die Flammen, und der dunkle Rauch zieht sich weit über die Zimmerdecke. Als gestalterische Sahnehäubchen schweben im Rauch noch einige angekohlte Urkunden, vom Feuersturm in die Höhe gesogen und an unsichtbaren Fäden aufgehängt. Der Kenner weiß Bescheid: Eine alte Chronik berichtet, das Archiv der Stadt sei damals *in schwarzem Rauch davongeflogen*. Doch auch wer sich nicht so gut in der Weil der Städter Geschichte auskennt, wird das unheilvolle Bild nicht so rasch vergessen: Der Stadtbrand am Ende des Dreißigjährigen Krieges bedeutete im Grunde das endgültige Aus aller reichsstädtischen Herrlichkeit. Nur wenige Häuser blieben damals verschont; und waren auch nur wenige Menschenleben zu beklagen, so konnte sich Weil der Stadt von den wirtschaftlichen Folgen bis zum 19. Jahrhundert nicht mehr erholen: Man war verarmt.

Doch bei aller wirtschaftlichen Enge: Steuern wurden den Bürgern auch in der Barockzeit abverlangt. Gegenüber dem Brandszenario leistet ein Bürger den Steuereid, d. h. zwei in Barockkleider gesteckte Schaufensterfiguren legen mit erhobener Schwurhand ihre Vermögensverhältnisse offen vor den an die Raumwand gemalten Repräsentanten der Stadt. Ein dritter Platz zwischen den Schaufensterfiguren ist freigelassen für den Museumsbesucher, der sich so in die Schwurgemeinschaft einreihen darf.

Für das Ende der Reichsstadt in der Zeit der napoleonischen Kriege schließlich steht eine letzte, humorvolle Inszenierung – oder sollte man besser «karikative Anspielung» sagen?: Der große Napoleon, Kaiser aller Franzosen, führt eine Marionetten-

«In schwarzem Rauch» sei am 20. Oktober 1648 das reichsstädtische Archiv «davongeflogen». Wie für das Archiv bedeutete der große Stadtbrand anlässlich der Belagerung der Stadt durch französische Truppen auf protestantischer Seite ein wahres Desaster. Die Reichsstadt sollte sich von den Folgen der Brandkatastrophe nie mehr völlig erholen.



puppe an den Fäden; auch den nicht weniger großen, wenigstens was seinen Umfang angeht, württembergischen Herzog und späteren König Friedrich, der seinerseits einen armen Reichsadler in einem Vogelkäfig gefangen hält. Eine ideenreiche

dreidimensionale Karikatur, die vielleicht nicht in allen Nuancen dem historischen Geschehen gerecht wird – abhängig war Friedrich von Napoleon ohne alle Zweifel, doch mit dem Bild einer Marionette ist er vielleicht ein wenig unterbewertet –, doch dies ist

ja nicht Aufgabe einer Karikatur. Diese soll aussagekräftig sein, bildhaft und auf das Wesentliche verkürzt; und diesem Anspruch genügen Kaiser – Marionette – Vogelkäfig allemal.

Die Katze läßt das Mäusen nicht, und Wolfgang Schütz nicht das Inszenieren und Malen. Es sei an dieser Stelle verraten: Der ehrenamtliche Museumsleiter und -gestalter ist auch sein eigener Ideenproduzent und Karikaturist! Es lohnt sich deshalb, ganz aufmerksam auf die Fingerzeige zwischen und neben den Texttafeln zu achten. Der Museumsbesuch wird so auch zum intellektuellen Spiel: *prodesse et delectare* lautete eine Forderung der aufklärerischen Literaturtheorie, die sich dem Nutzen und zugleich dem Vergnügen verschrieben hatte. Das Museum also ein Ort der Aufklärung? Jedenfalls hat die Institution Museum ihre Wurzeln im Zeitalter der Aufklärung, auch wenn manche angeblich moderne Museumsgestalter dies zu vergessen

scheinen und – dem Zeitgeist folgend – dem Vergnügen und Unterhalten das Übergewicht verschaffen gegenüber der Aussage, die über dem Gegenstand innewohnt.

«Wir seyn geopfert» – Der Übergang an Württemberg – Inszenierung versetzt in die Lage von Auswanderern

Doch zurück zum Weil der Städter Stadtmuseum! Der Treppenaufgang hinauf in den ersten Stock steht symbolhaft für den Übergang vom Alten Reich in die Moderne. Die Reichsstadt fiel an Württemberg, und wir steigen über die an den Treppenstufen – barocker horror vacui der Museumsgestalter: die Scheu vor der leeren Fläche – wiedergegebene Klage des Senators Reeble über die verlorene Reichsfreiheit: *Es ist also geschehen: Wir seyn geopfert!* Von der Wand des Treppenabsatzes, wo die museale historische Schau mit dem 19. Jahrhundert fortgesetzt wird, schaut noch einmal der dicke Friedrich auf uns herab, umgeben von Stichworten der mit der württembergischen Herrschaft in Weil der Stadt fällig werdenden neuen Maßnahmen. Direkt neben seinem Konterfei aber auch die – durchaus kritisch gemeinte – Verdeutlichung der geistigen Unterdrückung, die in seinem Königreich herrschte: Ein Bürger mit verbundenem Mund – Friedrichs Verbot des «Räsonierens» – sowie eine Schere mit Augen als Versinnbildlichung der Zensur. Eine brillante Idee, wenn auch keine Erfindung von Wolfgang Schütz, sondern aus einer Karikatur des Vormärz bekannt. Die leuchtend blauen Augen allerdings sind neu.

Es würde zu weit führen, wollte man die Fülle der Anspielungen, Fingerzeige und Wandmalereien bis hin zu großen, die aktive Mitarbeit des Besuchers erfordernden Inszenierungen im folgenden ersten Stock des Schütz'schen Hauses im einzelnen beschreiben. Da weisen etwa aus der Wand wachsende, eine leere Kupferschüssel haltende Hände auf die Hungerkatastrophe von 1816/17. Der Informationsreichtum ist unter anderem durch einen Augenzeugenbericht im Original und Auszüge aus Gemeinderatsprotokollen gewährleistet. Da lockt ein Wandbild vom Abbruch der Stadtmauer und der Abnahme des Stadtwappens am Stadttor durch die Württemberger; unterstützt von einer durch eine Lichtschranke ausgelösten Tonbandstimme, die auffordert, die bemalten Flügel eines Holzeinbaus zu öffnen. Der so tätig gewordene Besucher steht sodann überrascht vor einem großen württembergischen Wappen und einer Fahne des Weil der Städter Kriegervereins; daneben eine lebensgroße Puppe in der Uniform der Weil der Städter



Der Steuereid. Barocke Bürger legen mit zum Schwur erhobener Hand ihre Vermögensverhältnisse offen. Der städtische Beamte mit Buch und Schwörstab trägt die Züge des reichsstädtischen Bürgermeisters Anton Gall.

Bürgergarde. Deren Pappmaché-Gesicht trägt die Züge des zweiten Vorsitzenden des Heimatvereins, der dazu eigens die Prozedur eines Gesichtsabdrucks über sich hatte ergehen lassen müssen. Und an den Seiten wieder die Ergebnisse historischer Quellenforschung: ein minutiöser Überblick über die kurz vor und nach dem Übergang an Württemberg vorgenommenen Abbrüche an Mauern, Toren und kirchlichen Gebäuden.

Die Darstellung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gerade auch des 19. Jahrhunderts wird von vielen Museums- oder Ausstellungsgestaltern als eine undankbare Sache angesehen. Sind doch aussagekräftige Exponate rar und häufig auch wenig spektakulär – sieht man ab von schriftlichen Zeugnissen, die aber heute nur noch von wenigen gelesen werden können. Bäuerliches Arbeitsgerät hat der Besucher bereits in zig anderen Museen gesehen, zudem erscheinen uns Sense, Dreschflegel und Heurichten noch seltsam nah, also wenig museal. Wie aber kann man die nackte Not und auch die Verzweiflung der Auswanderer auf der einen und deren Hoffnungen auf der anderen Seite darstellen? Das Stadtmuseum in Weil der Stadt läßt wieder eine Inszenierung sprechen: Wir schauen einem Auswanderer über die Schultern, der an Deck eines Schiffes auf einer Überseekiste neben einem Mast sitzend beim Einlaufen in New York auf die «Skyline» Manhattans schaut: eine «Skyline», die damals noch wie bei europäischen Städten von Kirchen und Kirchtürmen geprägt war. Alles ist stimmig an dieser Inszenierung, das Bild Manhattans beispielsweise entstand nach einem Stich um 1850. Nur dem auswandernden Herrn wäre vielleicht vorzuwerfen, daß er etwas zu gut gekleidet ist, nicht für die Masse der armen und verelendeten württembergischen Emigranten steht.

Die Auswanderungsgründe – nun geht es wieder ans Eingemachte! – nennt die Ausstellung in Form von Antworten auf die Frage von Ferdinand Freiligrath: *O sprecht! Warum zogt ihr von dannen?* Aus Not und Hoffnungslosigkeit, ohne Aussicht auf Verbesserung ihres Loses, teils in wirtschaftlicher, teils in sozialer, aber auch in politischer Hinsicht. Weitere detaillierte Information wird beispielsweise in Form von Zitaten aus Briefen von Auswanderern gegeben, die davon berichten, wie es ihnen auf der Reise und in der neuen Welt erging, aber auch in der Schilderung des Lebenslaufes eines Weil der Städter Auswanderers, der es in Amerika zu etwas brachte: Der Bürgersohn Adolph Schöninger (1833–1900) wanderte 1854 wohl nicht zuletzt seiner demokratischen Neigungen wegen in die USA aus, etablierte sich in Philadelphia als Kaufmann, nahm



Nackte Hände und eine leere Kupferschüssel stehen als Sinnbild für die große Hungersnot 1816/17. Im Holzrahmen darüber eine authentische, zeitgenössische Schilderung der Vorkommnisse in Weil der Stadt bis zur erlösenden Ernte des Jahres 1817.

als Soldat am amerikanischen Bürgerkrieg teil, zog dann weiter in den Westen und gründete in Chicago eine Fahrradfabrik, die schließlich die größte der Welt werden sollte. Kenntnis von dieser bemerkenswerten Karriere hatte man eher zufällig erhalten, als ein Nachfahre Schöningers seinen Namen im Besucherbuch hinterließ und man seitens des Museums mit ihm in brieflichen Kontakt trat.

Wirtschaftliches Leben und 1848er Revolution – Spenden ermöglichen Kepler-Denkmal

Prunkstück und gleichsam Meisterstück des «Historienmalers» Schütz aber ist die großflächige Marktplatz-Szene vom 12. März 1848 an der Wand des gleichen Raums: Damals waren, drei Tage nach Berufung eines bürgerlich-revolutionären Ministe-



Am 12. März 1848 fand auf dem Weil der Städter Markt-
platz eine öffentliche
Versammlung statt,
zu der auch Abgeord-
nete der Calwer und
Pforzheimer Demo-
kraten erschienen wa-
ren. Die 1848er Re-
volution hatte Weil
der Stadt erreicht.



Die wandfüllende
Zeichnung gehört zu
den Attraktionen des
Stadtmuseums,
tragen die Personen
doch vielfach die
Züge bekannter Weil
der Städter Persön-
lichkeiten.

riums in Stuttgart, auch in Weil der Stadt bei einer Kundgebung revolutionäre Forderungen erhoben worden. Die Szene wurde komponiert anhand einer Schilderung in einem Zeitungsartikel. Und so erscheinen sie alle: die Revolutionäre, die teils begeisterten, teils skeptischen Zuhörer, die Honoratioren am Rande, die aufmarschierte Bürgergarde und der konservative Bürgermeister, der von der ganzen Sache nichts wissen wollte und die Läden seines Dienstzimmers im Rathaus zuklappt, eine

verlassene Figur mitten in der weiten Rathausfassade.

Noch erscheinen etliche weiße Flecken auf dem Wandbild, die Arbeit daran geht schrittweise vorstatten, tragen doch fast alle Personen porträthafte Züge, darunter der amtierende Bürgermeister Hans Josef Straub, der Ortspfarrer, Gemeinderäte, Lehrer, Vereinsvorsitzende und Honoratioren, Kreisarchivar Helmut Prantl, aber auch, ein klein wenig versteckt und als einzige Person nicht auf die Kundgebung

achtend, sondern sich verschmitzt zum Betrachter umdrehend, der Maler selbst. Ob das Wandbild je fertig werden wird, ist eher zweifelhaft, auch die 1848er-Revolution blieb ja bekanntlich stecken und unterlag den alten Gewalten. Wie dem historischen Geschehen damals soll nach dem Willen des Meisters auch dem Bild etwas Unfertiges anhaften.

Neben Revolution und Auswanderung werden in diesem Raum noch Aspekte des wirtschaftlichen Lebens vorgestellt, insbesondere im 18./19. Jahrhundert: Die Weil der Städter Zeughandelskompanie, für die unter anderem ein altes Hauptbuch dieser Handelsgesellschaft, aber auch ein Bild ihres Prinzipals, des letzten reichsstädtischen Bürgermeisters Johann Baptist Gall, stehen. Zugeordnet wurde dieser Abteilung auch ein Bruderschaftsbrief der Webergesellen aus dem 16. Jahrhundert, nämlich zur Stiftung einer Kerze für den Marienaltar in der Spitalkirche.

Daneben kommt auch das Handwerk zu seinem Recht mit an sich herkömmlichen Exponaten wie Meisterbriefen oder einer Sammlung alter Schließmechanismen, vulgo Schlössern. Dabei aber auch – vielleicht nicht genug ins rechte Licht gerückt – einige sogenannte «Kundschaftsbriefe», eine echte Rarität, quasi die Vorläufer des Wanderbuches der Handwerksgelesen.

Das 19. Jahrhundert entdeckte wie vielerorts auch in Weil den Wert der eigenen Geschichte, das Bürgertum den Wert der historischen Überlieferung. In der ehemaligen Reichsstadt bedeutete dies vor al-

lem, daß man sich des berühmtesten Sohnes der Stadt erinnerte: Johannes Kepler. 1870 wurde das große Kepler-Denkmal auf dem Marktplatz errichtet, finanziert durch Spenden aus dem ganzen Reich, ja aller Welt, wie im Stadtmuseum mittels eines kollageartigen Wandbilds dokumentiert wird: Auf einem Sockel aus Goldbarren thront der berühmte Astronom als Zentralsonne, umgeben von den Sternen erster Größe, den Büsten des Denkmalkomitees. Die Goldbarren ihrerseits – sie sind die Bausteine zum Denkmal – zeugen beispielhaft von der Spendenaktion und stehen für exemplarisch ausgewählte Einzelspenden: für die 1800 Gulden der Bürger der Stadt, für die 100 Gulden der Städte Stuttgart und Berlin, die 50 Gulden des Baron Rothschild in Frankfurt, die 20 Gulden des Predigers Blumhardt in Bad Boll, aber auch die Schlummerrolle der Frau Schultheiß Holzinger aus Merklingen für den Bazar. Welch köstliche Kombination einer Inszenierung als Blickfang und detaillierter Information!

Soll man noch erwähnen, daß als jüngst eröffneter weiterer Museumsraum sich eine Darstellung des im 19. Jahrhundert für Weil der Stadt so wichtig werdenden Hopfenanbaus anschließt? Muß man dann noch hervorheben, daß sich dort wieder ideenreiche Gestaltung, ausdrucksvolle Einzelpopone und vertiefte Information ergänzen? Überrascht es noch, zu erfahren, daß derzeit eine weitere, eine Keramikabteilung in Vorbereitung ist und für die Zukunft bereits Pläne bestehen für weitere



Im 19. Jahrhundert entdeckten auch die Weil der Städter ihre Geschichte und vor allem den großen Sohn der Stadt, Johannes Kepler: Eine international angelegte Spendenaktion führte zum großen Kepler-Denkmal auf dem Marktplatz vor dem Stadtmuseum.

Bereiche wie «Kirche, Reformation, Volksfrömmigkeit», «Das 20. Jahrhundert» oder «Berühmte Söhne der Stadt»? Der Fundus an Themen ist, obgleich natürlich endlich, fast unerschöpflich; und der Ideenreichtum des Museumsleiters offenbar auch.

*Ideenreicher Germanist
als erfolgreicher Museumsgestalter*

Wolfgang Schütz darf ohne Zweifel als singuläre Erscheinung in der baden-württembergischen Museumslandschaft gelten. Wo sonst fände sich ein ehrenamtlicher Museumsleiter, der nicht nur vor Einfallreichtum geradezu sprüht, sein eigener Historienmaler ist, pädagogisches Gespür hat, Texttafeln verständlich zu formulieren weiß, bereit ist, sich fachfremd in eine komplizierte Materie einzuarbeiten und sogar ausführliche Forschungsarbeit zu leisten, sondern auch noch bei der handwerklichen Umsetzung der Museumsinhalte mit Hand anlegt? Daß hierfür Tausende Stunden Freizeit geopfert wurden, versteht sich von selbst. Der Spaß an der Historie und ihrer pädagogischen Umsetzung überträgt sich wie selbstverständlich auf die Besucher, die das Museum, so altmodisch es klingt, gleichsam beglückt verlassen.

Freilich wird man die Art des Museumsaufbaus in Weil der Stadt nicht verallgemeinernd den Kommunen des Landes empfehlen wollen, Männer vom Schläge des Weil der Städter Museumsleiters finden sich nicht so einfach. Auch entließe man zu leicht die Gemeinden aus ihrer kulturellen Verpflichtung hinsichtlich ihrer eigenen Geschichte. Doch der Geist und – neudeutsch ausgedrückt – die «message» des Stadtmuseums, die sich in Gestaltung und Inhalt ausdrücken, unterscheiden sich wohlthuend von jenen in letzter Zeit vermehrt auftretenden, angeblich modernen Gestaltungsversuchen, wo das Einzelobjekt «sprechen» soll und der interessierte Besucher textliche Informationen mit Mühe sucht oder sich – wie in einem Museum im Großraum Stuttgart – auf den Bauch legen muß, um Miniaturbeschriftungen zu entziffern. Ohne recht profunde Grundkenntnisse nämlich tendiert der Erkenntnisfortschritt nach dem Besuch solcher Museen gegen Null. Im Weil der Städter Stadtmuseum regiert nicht die sterile Kälte und kühle Intellektualität der Moderne, sondern es umfängt den Besucher ein barock-lustvolles Ambiente. Damit historische Information im Rahmen eines Museumsbesuches weder zum masochistischen Erlebnis noch zur Strafe werde, möchte man der baden-württembergischen Museumspädagogik anratend zurufen: «Schafft ein, zwei, drei, viele Weil der Stadt!»



Eine original eingerichtete Goldschmiede-Werkstätte erinnert an die Blüte des Weil der Städter Handwerks, dessen Goldschmiede einst weithin berühmt waren. Sie schufen unter anderem das große Szepter der Artistenfakultät der Universität Tübingen (1482).

Stadtmuseum Weil der Stadt

*Marktplatz 12, 71263 Weil der Stadt,
beim Keplerdenkmal, Telefon (0 70 33) 52 10
(Stadtverwaltung).*

Öffnungszeiten: Sa. und So. von 14 bis 17 Uhr

*Eintrittspreise: Erwachsene DM 2,-
Kinder, Schüler, Studenten,
Erwachsene in Gruppen
ab 20 Personen DM 1,-
Kinder in Gruppen
ab 10 Personen DM 0,50*

*Führungen: Auch außerhalb der Öffnungs-
zeiten nach telefonischer Verein-
barung unter (0 70 33) 28 88*

EBERHARD RÖHM und JÖRG THIERFELDER: **Juden – Christen – Deutsche 1993–1945**. Band 1–3. Calwer Verlag Stuttgart 1990–1995. Band 1: 452 Seiten DM 34,-; Band 2/I: 457 Seiten DM 34,-; Band 2/II: 353 Seiten DM 32,-; Band 3/I: 451 Seiten DM 34,-; Band 3/II: 400 Seiten DM 34,-. Alle Bände mit zahlreichen Abbildungen

Mühsam hatten sie sich einander nach jahrhundertelanger Feindschaft angenähert, blutig wurden sie in der NS-Zeit wieder getrennt, und noch heute sind für viele die Zusammenhänge wie die historische Zusammengehörigkeit von Juden und Christen in Deutschland unklar und von Vorurteilen und Unwissenheit verstellt. Dringend notwendige Aufklärung bietet die nun vollständig vorliegende Gesamtdarstellung der Geschichte von Juden und Christen in der NS-Zeit. Auf breiter Quellenbasis und vielfach aus bislang unbekanntem Material schöpfend entwickeln die beiden renommierten Autoren in den fünf Bänden die Phasen der Trennung, von der Ausgrenzung (1933–1935; Bd. 1) über die Entrechtung (1935–1938; Band 2/I und 2/II) bis zum unwiderbringlichen Ende für die aus der Zugehörigkeit Ausgestoßenen (1938–1941; Bd. 3/I und Bd. 3/II). Ein ausführlicher Vorspann beschreibt vorweg die *Wurzeln des Unheils* vom Ursprung der christlichen Judenfeindschaft, über die bürgerlichen Ressentiments gegenüber der Emanzipation bis hin zum Rassenantisemitismus der NSDAP.

Im Mittelpunkt der eingängig geschriebenen Gesamtdarstellung im Taschenbuchformat steht das weithin noch unerforschte Schicksal der rund 100 000 «nichtarischen Protestanten und Katholiken», die erst die Nürnberger «Blutschutzgesetze» der Nazis zu «Juden» machten. Sorgfältig recherchierte Einzelschicksale machen den Alltag der «Judenchristen» deutlich und veranschaulichen die subjektive Seite der rassistischen Gesetze, Anordnungen und Maßnahmen des NS-Staats. Diese Beispiele fächern aber auch auf, welche Möglichkeiten es gab, sich den Entrechteten und Ausgegrenzten gegenüber zu verhalten. Nur beschämend wenige Christen beharrten auf ihrem gut-nachbarschaftlichen Verhältnis zu den Juden. Noch weniger übten aktive Solidarität. Aber die wenigen Beispiele zeigen, über den individuellen Mut und den aufrechten Gang des einzelnen hinaus, daß solche Formen der Solidarität möglich waren, wenn auch sicher nicht einfach und nahezu immer mit persönlichen Nachteilen und Gefahren verbunden.

Von ihren Kirchenleitungen wurden die Aufrechten allein gelassen. Den württembergischen Pfarrer Hermann Unfried, der die Übergriffe der Nazis auf die jüdische Gemeinde in Niederstetten schon im Frühjahr 1933 klar von der Kanzel aus verurteilte, trieb das Schweigen seines Landesbischofs ein Jahr später in den Freitod. Das mutige Engagement des Stettiner Pfarrers und überzeugten Pazifisten Dr. Hermann Stöhr, der den April-Boycott jüdischer Geschäfte und Praxen öffentlich verurteilen wollte, fand keine Unterstützung. Es wurde vielmehr vom Berliner Oberkirchenrat als «religiöse Pathologie» abgetan. So lautet das Fazit der Autoren: *Der Protest gegen den offenen Rechtsbruch wie die Solidarität mit den Opfern blieb lange Zeit nur die Sache einzelner.*

Statt nach Dietrich Bonhoeffers Forderungen *nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selber in die Speichen zu fallen*, sonderten die Kirchenleitungen selbst, in traditioneller Judenfeindschaft befangen und blind vor nationalen Aufbruchgefühlen, die Judenchristen aus ihren Reihen aus. Unter den kirchlichen «Arierparagraphen» fiel beispielsweise auch Friedrich Forell. Seiner Abstammung wegen als kirchlicher Beamter beurlaubt, wurde er Pfarrer der Schwedischen Israelmission in Wien. Auf Umwegen gelangte er schließlich in die Vereinigten Staaten, wo er als Begründer des Notkomitees für den Deutschen Protestantismus vielen judenchristlichen Emigranten den Weg ebnete. In Deutschland erkannte dagegen anfangs nicht mal der Pfarrernotbund, wie dringend notwendige materielle Hilfe für die verfolgten nichtarischen Christen war. Bis 1938 sollte es dauern, daß der Plan der unermüdlich mahnenden und vorantreibenden Marga Meusel wenigstens in Ansätzen verwirklicht und mit dem «Büro Grüber» eine zentrale Hilfsstelle für «nichtarische Christen» realisiert wurde. Doch gegen die rasant zunehmende Ausgrenzung der Juden aus dem «christlichen» Alltag und die schließlich durchgeführten Deportationen war auch sie letztlich machtlos. Im Dezember 1940 kam Heinrich Grüber schließlich selbst nach Sachsenhausen.

Viele Einzelbeispiele belegen die Bedeutung des «Büro Grüber» sowie die Arbeit der Flüchtlingshilfe des Weltkirchenrates. Überhaupt sind es die Einzelbeispiele, die die Darstellung so lesbar und anschaulich machen. Viele faksimilierte Schriftstücke und Abbildungen ergänzen sie und ermöglichen dem Leser einen ebenso unmittelbaren wie erschreckenden Eindruck von dem unmenschlichen Zeitgeist der NS-Zeit, dem auch die Kirchen erlagen.

Benigna Schönhagen

SÖNKE LORENZ und ULRICH SCHMIDT (Hrsg.): **Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 357 Seiten mit einer Abbildung, 8 Münztafeln, 9 Karten und 10 Stammtafeln. Leinen DM 78,-

EVAMARIA ENGEL und BERNHARD TÖFFER (Hrsg.): **Kaiser Friedrich Barbarossa. Landesausbau, Aspekte seiner Politik, Wirkung.** Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar 1994. 225 Seiten mit 8 Abbildungen. Leinen DM 68,-

EVA SIBYLLE und GERHARD RÖSCH: **Kaiser Friedrich II. und sein Königreich Sizilien.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 256 Seiten mit 62 meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 58,-

Das Staunen der Welt. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen 1194–1250. (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst, Band 15). Gesellschaft für staufische Geschichte Göttingen 1996. 155 Seiten mit 23 Abbildungen. Pappband DM 35,-

Die Stauferzeit zählt zu den interessantesten Epochen deutscher Geschichte. In ihr wurden Weichen gestellt, deren Folgen für ganz Europa bis in die Gegenwart reichen. Die Hochadelsfamilie, die dieser etwa eineinhalb Jahrhunderte umfassenden Zeitspanne den Namen gab, erlebte selbst eine höchst ungewöhnliche Entwicklung und Entfaltung: aus den Herren von Büren wurden Herzöge von Schwaben, Könige und Kaiser, die das Schicksal des Abendlandes bestimmten, ja gar über dessen Grenzen hinausgriffen. Der Bedeutung entsprechend war und ist das Interesse der Geschichtswissenschaft an dieser Epoche groß und schier unerschöpflich, wie immer wieder neue Publikationen beweisen. Verfolgte die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts vor allem den «märchenhaften» Aufstieg der Staufer aus dem «Nichts», so ist dies einer nüchternen und kritischen Betrachtungsweise gewichen, die versucht, alle Aspekte aufzudecken und auszuleuchten.

In diesem Sinn veranstaltete das Alemannische Institut Tübingen zum 65. Geburtstag des Stauferforschers Gerhard Baaken ein Symposium, dessen Vorträge zusammen mit weiteren Beiträgen aus dem Arbeitsgebiet des Jubilars unter dem Titel **Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte** publiziert wurden. Es ist ein thematisch breit angelegter, die gesamte Zeitspanne der Staufer umfassender Sammelband geworden, der zum Teil sehr spezielle Fragen aufgreift. So beschäftigen sich etwa Wolfgang Petke mit den Grundlagen von Spolien- und Regalienrecht im Hochmittelalter, Peter Hilsch mit dem Bergbau und dem Bergregal im 12. Jahrhundert, Jan Paul Niederkorn mit der Königswahl von 1152, bei der Friedrich Barbarossa gewählt wurde, Karl Augustin Frech mit einem Plan zur Absetzung Heinrichs (VII.) und Ulrich Klein mit dem Rottweiler Pfennig, einer regionalen Münze der Stauferzeit. Die Staufer in ihrer Heimat sind das Thema von Klaus Graf (Staufer-Überlieferung aus Kloster Lorch), Wilfried Schöntag (Prämonstratenserstift Marchtal) und Sönke Lorenz (Staufer, Tübinger und an-

dere Herrschaftsträger im Schönbuch). Die abendländische Politik der Staufer beleuchten: Harald Zimmermann «die deutsch-ungarischen Beziehungen», Peter Halfter «Staufer und Armenien», Elisabeth Wiest «Johanniter im Königreich Sizilien», Ulrich Schmidt «staufische Kaiserwahlen» und Armin Wolf «staufisch-sizilische Tochterstämme». Entstanden ist ein interessantes Buch, das in seiner Mannigfaltigkeit eindrucksvoll das weite Spektrum der Stauferforschung belegt.

Ebenfalls auf eine wissenschaftliche Konferenz geht der Band über **Kaiser Friedrich Barbarossa** zurück, an der vor allem Wissenschaftler aus Österreich, Tschechien und den neuen Bundesländern beteiligt waren, deren Interessenfeld eher in Mittel- und Osteuropa liegt. So vereint der Band nach einer Einführung des Herausgebers über Kaiser Friedrich Barbarossa und die Grundlinien seiner Politik Aufsätze zum stauferzeitlichen Landesausbau in Sachsen, über Erzbischof Wichmann von Magdeburg, zu den deutsch-böhmischen Beziehungen, zur kaiserlichen Politik in Ungarn und zur Münzprägung Barbarossas in Thüringen. Ergänzt werden diese Themen durch Abhandlungen über die Reichsbischöfe und die Reichsheerfahrt, die Italienpolitik des Kaisers und über die Beziehungen von kaiserlichen Hoffesten und Herrschaft. Zwei Beiträge über das Nachleben des populären Staufers – über Barbarossa im Vormärz und im «2. Kaiserreich» – beschließen den Band.

Weniger wissenschaftlich, eher populär und ohne Anmerkungsapparat, erweist sich die Biographie von Eva Sibylle und Gerhard Rösch über Friedrich II. Wie der Titel des Buches **Kaiser Friedrich II. und sein Königreich Sizilien** signalisiert, klammert das Werk einiges aus, versucht aber dennoch ein Gesamtbild des Menschen, seines Charakters, seines Denkens und seines Wirkens zu zeichnen, ja es kommt nicht umhin, auch Lebensstationen, die Friedrich außerhalb Süditaliens verbrachte, zu berücksichtigen. Großen Wert legen die Autoren darauf, die Person des Herrschers einzubetten in seine Zeit, in deren rechtliches Gefüge, sozialen Verhältnisse, in deren Verständnis von Gott und der Welt. Damit sie aber nicht in der Fülle des Materials, der Ereignisse, der Daten und der Begriffe ersticken, stützen sie sich in überreichem Maße auf die dem Buch beigegebenen Abbildungen, orientieren sich an dem, was aus der Geschichte Friedrichs II. heute noch vor allem in Unteritalien und Sizilien sichtbar ist: Burgen, Kirchen, einzelne Kunstwerke, Münzen, Mosaiken, Handschriften, Plastiken. Darin liegt die Stärke und Schwäche dieses Buches. Die Schwäche, weil die Autoren nun doch versuchen, – bei aller Einschränkung – alle Themen irgendwie zu streifen und zu erklären und dazu noch Bildbeschreibungen und Bilderläuterungen zu liefern. So ist das Buch ein Konglomerat: ein auf Bildern aufgebautes Erzählbuch, eine Beschreibung von Kunstdenkmälern, eine Art Geschichtswerk und so etwas wie eine historische Biographie, geschwätzig und knapp, lexikalisch und ausschweifend, will sich auf Wesentliches beschränken und verliert sich immer wieder in Nebensächlichem.

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: *Ausdruck der from-*

men Haltung des Kaisers in jener Zeit ist das Reliquiarkreuz der Kathedrale von Cosenza (...), eine der schönsten Goldschmiedearbeiten Südtaliens im Mittelalter. Es stammt, wie so vieles andere, aus den königlichen Werkstätten in Palermo, die hier allerdings zum letzten Mal für Friedrich in Erscheinung treten. Von nun an werden andere Ateliers für den Hof tätig sein. Das Kreuz hat im Laufe der Jahrhunderte stark gelitten. Der Fuß stammt aus dem späten 15. Jahrhundert. Es folgt eine detaillierte Beschreibung des Reliquiars, doch eine Erklärung, wieso sich darin die fromme Haltung des Kaisers ausdrückt, welche Frömmigkeit er hatte, findet man ebenso wenig wie eine jene Zeit erklärende Jahreszahl. Der eigenwillige Aufbau des Buches gibt ihm aber auch – wie gesagt – eine gewisse Stärke, wird es durch den Rückgriff auf abgebildete Überreste doch sehr anschaulich und kann es doch dadurch auch an guten Beispielen komplexe Sachverhalte leichter durchschaubar und verständlich machen.

Die Göppinger Gesellschaft für staufische Geschichte nahm den 800. Geburtstag von **Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen** 1994 zum Anlaß, ihn in den Mittelpunkt der 16. Göppinger Staufertage zu stellen und einen neuen Stauferpreis zu stiften, mit dem Professor Hans Martin Schaller ausgezeichnet wurde. Alle bei der Tagung und der Preisverleihung gehaltene Vorträge liegen nun im 15. Band der Gesellschaft vor. Zunächst befaßt sich Wolfgang Stürner mit den Herrschaftsvorstellungen und politischen Zielen Friedrichs; es folgt ein Aufsatz von Walter Koch über das von ihm geleitete Projekt zur Edition der Urkunden Friedrichs; Theo Kölzer zieht eine Bilanz über die Stauer im Süden, und Gunther Wolf geht den normanno-italienischen sowie den okzitanischen Einflüssen auf den Kaiser und seinen Sohn Heinrich (VII.) nach. Den Band beendet schließlich die Laudatio Walter Kochs auf den Preisträger «Ein Leben im Dienste der Forschungen über Kaiser Friedrich II.» und der Festvortrag des Geehrten über die Frömmigkeit des Kaisers.

Die Fülle der in diesen vier Bänden behandelten Themen zeigt deutlich, wie sehr die Stauerzeit die Geschichtswissenschaft noch immer fasziniert, welche Bedeutung ihr zugemessen wird und zukommt. Vor allem die beiden zuerst genannten Bände belegen darüber hinaus, wie man mit neuen Methoden, Ansätzen und Fragen auch zu neuen Erkenntnissen gelangt. Was nicht nur der Stauerforschung, sondern auch der historischen Forschung insgesamt neue Impulse vermitteln kann. *Wilfried Setzler*

BERNHARD DEGENHART und ANNEGRI SCHMITT: Pisanello und Bono da Ferrara. In Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Eberhardt und Brigit Blass-Simmen, mit Aufnahmen von Engelbert Seehuber. Hirner Verlag München 1995. 299 Seiten mit 307 Abbildungen. Leinen DM 248,-

Zum 600. Geburtstag Pisanellos und rechtzeitig zur am 10. Mai 1996 in Paris (Louvre) eröffneten großen Pisanello-Ausstellung – Ende des Jahres ist eine weitere Aus-

stellung in Verona geplant – erschien der reich ausgestattete Band über einen der angesehensten Künstler der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts: Antonio Pisano, genannt Pisanello (um 1395–1455).

Im Mittelpunkt des neu erschienenen Bandes – er ist zugleich einer der wenigen Bände, die zu Pisanello erhältlich sind – steht das Veroneser Hauptwerk des Meisters: das Georgs-Wandbild in der Kirche Sant' Anastasia. Vor Ort in seiner vollen Schönheit kaum sichtbar, ist es ein besonderes Verdienst der Autoren und ihres Fotografen, diese Bilder in hervorragenden Farbaufnahmen mittels vieler Detailaufnahmen zu vergegenwärtigen. Zudem gelingt es erstmals, die Mitarbeit einer weiteren namhaften italienischen Künstlerpersönlichkeit nachzuweisen: Bono da Ferrara. Dadurch wird zugleich die Autorschaft für eine größere Gruppe von Zeichnungen faßbar, die bisher anonym im Arbeitsmaterial der Pisanellowerkstatt untergegangen war. Ein weiteres wichtiges Verdienst der Autoren, die gemeinsam das *Corpus der italienischen Zeichnungen der Zeit von 1300–1450* bearbeiten. So bildet das in München an der Staatlichen Graphischen Sammlung von Bernhard Degenhart (seit 1950) im Laufe der Zeit zusammen mit Annegrit Schmitt, Hans Joachim Eberhardt und Brigit Blass-Simmen aufgebaute Forschungszentrum für die Frühzeit der italienischen Handzeichnung die sichere und verlässliche Basis für die im Band niedergelegten Forschungsergebnisse.

Wobei Engelbert Seehuber durch zahlreiche neue Aufnahmen, und hier vor allem durch Farbaufnahmen von Details aus Pisanellos Veroneser Wandbildern, mit zum Aussagevermögen und zur Begründung der im Band niedergelegten Forschungsergebnisse beiträgt. Alles in allem eine treffliche Symbiose aus linguistischen und ikonischen Aussagen. Einer Symbiose, im Rahmen derer sich neben dem als «Augenmensch» tätigen Kunsthistoriker auch der an der italienischen Malerei des 15. Jahrhunderts interessierte Kunstfreund der Aussagekraft und dem Charme der in den Aufnahmen Engelbert Seehubers dokumentierten Malerei Pisanellos und seines Schülers nicht entziehen kann.

Einer Malerei, deren Poesie bereits zu Lebzeiten des Meisters im Schrifttum eine geradezu hymnische Verehrung und Verherrlichung fand. Wobei Pisanellos Schaffen nach Form und Bildfindung in einmaliger und zugleich unachahmlicher Weise der Gesinnung seiner aristokratischen Auftraggeber und deren Anspruch auf Selbstdarstellung entsprach. Von Mailand bis Neapel begehrter Porträtist, schuf er als neue Kunstgattung die Porträtmedaille; und mit ihr zugleich seinen nach Ideenreichtum und Sensibilität von keinem Nachfolger mehr erreichten Beitrag zur werdenden Renaissance. *Manfred Tripps*

HARALD SIEBENMORGEN (Hrsg.): **Faszination eines Klosters. 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 448 Seiten mit 445 Abbildungen, davon 59 in Farbe. Leinen DM 62,-

Das am Fuß der Burg Hohenbaden gelegene Kloster Lichtenthal, heute Bestandteil der Stadt Baden-Baden, hatte über Jahrhunderte hinweg eine besondere Bedeutung für die badische Landesgeschichte, eine herausragende Stellung in der Markgrafschaft. Herausgewachsen aus dem Beginentum, einer geistlichen Frauenbewegung, wurde aus der «Sammlung von Frauen» spätestens 1245 durch die Markgräfin Irmengard von Baden ein förmliches Kloster begründet, das drei Jahre später Aufnahme in den Zisterzienserorden fand. Die 1248 geschehene Überführung ihres verstorbenen Gemahls Markgraf Hermann V. von Baden in den Chor der Klosterkirche eröffnete eine jahrhundertelange Tradition: das Kloster Lichtenthal wurde nach der Zerstörung Backnangs zu einer Grablege des Hauses Baden. Obwohl das Kloster diese Ehre seit Ende des 14. Jahrhunderts mit anderen geistlichen Einrichtungen, der Stiftskirche von Baden-Baden etwa, teilen mußte, blieb es das badische Hauskloster schlechthin. So überstanden das Kloster und sein Konvent aufgrund landesherrschaftlicher Gunst sowohl die Reformation im 16. Jahrhundert als auch die Säkularisation im 19. Jahrhundert, und es besteht bis heute. Die ungebrochene Kontinuität *ohne jegliche Aufhebung, Unterbrechung oder Ortsverlust* ist in Süddeutschland ohne Beispiel, einzigartig.

Das 750. Gründungsjubiläum 1995 veranlaßte das Badische Landesmuseum zu einer großen Ausstellung im Karlsruher Schloß über das Kloster Lichtenthal von den Anfängen bis heute. Begleitet wurde die Ausstellung durch das vorliegende Buch, das einen guten Überblick zur Geschichte, Kunst und Kultur des Klosters, zum Leben und Arbeiten in der Abtei, zur Spiritualität und Bildung des Nonnenkonvents bietet. Der reich bebilderte und anschaulich gestaltete Band besteht aus zwei Teilen: einer Aufsatzsammlung und einem Katalog. Die fünfzehn Aufsätze befassen sich mit der religiösen Welt des 13. Jahrhunderts, dem Verhältnis des Klosters zu den Markgrafen von Baden, der Frauenbewegung des Mittelalters, dem Alltag in Frauenzisterzen, der Klosterreform und der Buchproduktion, der Bau-, Besitz- und Wirtschaftsgeschichte, dem Fortbestand des Klosters als «vaterländisches Denkmal» im 19. Jahrhundert. Den Reigen beschließt ein Beitrag der Lichtenthaler Äbtissin Adelgundis Selle über das heutige Kloster in seiner Lebenswirklichkeit.

Der Katalogteil umfaßt über 350 Exponate aus 24 Museen, Sammlungen oder Bibliotheken, die meisten natürlich aus Lichtenthal. Er belegt eindrucksvoll die Fülle und Vielfalt der überkommenen Sachkultur, der historischen Quellen und kunsthistorischen Zeugnisse. Chronologisch gegliedert wie der Aufsatzteil zeigt und beschreibt der Katalog zunächst Exponate zur Stellung der Zisterzienser

in der geistigen Welt des 13. Jahrhunderts und führt über die Anfänge des Klosters, über das Mittelalter und die Reformation zur Neuzeit, ja bis zur Gegenwart.

Beide – Aufsatzteil und Katalog – ermöglichen einen außergewöhnlichen Einblick in die Kultur eines Frauenklosters und in den Bereich weiblicher Bildung und Spiritualität. Sie zeigen zudem auf, daß der klösterliche Rahmen nicht nur Ein- und Unterordnung forderte, sondern den Frauen vor allem auch einen Freiraum verschaffen konnte, wie er sonst in der Gesellschaft nicht oder kaum möglich war. So wird zudem die einstige Bedeutung einer solchen Einrichtung für die Frauenemanzipation, für die Entfaltung weiblicher Kreativität, für das Streben nach selbstbestimmter Bildung deutlich.

Wilfried Setzler

DETLEF ZINKE (Bearb.): **Augustinermuseum Freiburg. Bildwerke des Mittelalters und der Renaissance 1100–1530.** Auswahlkatalog. Hirmer Verlag München 1995. 192 Seiten mit 143, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 98,-

Der vorliegende Auswahlkatalog stellt eine erste Aufnahme des bedeutenden Bestands mittelalterlicher Bildwerke im Augustinermuseum in Freiburg dar. Von dem 260 Objekte zählenden Gesamtbestand, der den Zeitraum von der romanischen Epoche bis zur Renaissance umfaßt, wurden 112 ausgewählt, die besonders aussagekräftig sind und mit einigen wenigen weiteren Werken ständig in den Schauräumen ausgestellt sind. Die Arbeiten entstammen im wesentlichen dem alemannisch-schwäbischen Raum und den angrenzenden Bezirken.

Nach wenigen romanischen und frühgotischen Beispielen setzt der Katalog einen ersten Schwerpunkt mit den Skulpturen mystischer Glaubenshaltung aus dem frühen 14. Jahrhundert, als Konstanz und der Bodenseekreis eine führende Rolle in der künstlerischen Entwicklung spielten. Den wichtigsten Teil der Sammlung bilden die Bestände seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. In dieser Zeit gingen vom Oberrheingebiet mit Straßburg als Mittelpunkt wesentliche Impulse aus. Fast allen berühmten Künstlern dieser Zeit können Werke des Augustinermuseums zugeordnet werden. Besonders Hans Wydyz, Hans Sixt von Staufen, Niklaus Weckmann, Daniel Mauch und der Meister H.L. sind mit teils herausragenden Arbeiten vertreten. Den Abschluß der katalogisierten Werke bilden die wertvollen architekturverhafteten Sandsteinskulpturen der frühen und hohen Gotik des Freiburger Münsters. Die zunehmenden zerstörenden Umwelteinflüsse machten es nötig, gefährdete Bauteile und Bildwerke am Münster durch materialgerechte Nachbildungen zu ersetzen. Viele der Originale befinden sich jetzt im Augustinermuseum. Vor allem die Figurenwelt des Turmäußeren kann in den Schauräumen, wie im Katalog gezeigt, in allen Entwicklungsphasen und aus nächster Nähe gesehen werden. Ein einführender kurzer Abriss zur Geschichte des Freiburger Münsters zeichnet die Pla-

nungsphasen und Bauabschnitte nach, die verantwortlich für die Stilvielfalt der Steinskulpturen sind.

Jedem Katalogobjekt sind allgemeine Angaben wie Technik, Material, Zustand, Provenienz etc., eine genaue Objektbeschreibung, gut lesbare und nicht zu ausführliche Erläuterungen zu Bildinhalten sowie vereinzelt historische Exkurse beigegeben. Für spezialisierte Kunstkenner sind Querverweise angefügt. Der Katalog gibt alle 112 aufgeführten Werke wieder, 20 davon farbig, und enthält darüber hinaus zahlreiche Vergleichsabbildungen. Besonders wertvoll sind neben der Liste der abgekürzt zitierten Literatur für den fachkundigen Leser ein ikonographisches Verzeichnis und eine Auflistung der Werke nach Herkunftsorten.

So gewährt der Band einen repräsentativen Einblick in die Sammlungen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bildwerke des Freiburger Augustinermuseums und bietet dem besonders Kunstinteressierten ein wertvolles Nachschlagewerk.

Sibylle Setzler

LUDWIG OHNGEMACH: **Stadt und Spital. Das Rottweiler Hl.-Geist-Spital bis 1802.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Rottweil, Band 16). Rottweil 1994. 2 Bände zusammen 718 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 32,-

Das öffentliche Fürsorgewesen der Reichsstadt Rottweil erlebte in den letzten Jahren eine gründliche Aufarbeitung. Nachdem 1993 in derselben Reihe eine medizinisch-geschichtliche Untersuchung über das Leprosenhaus «Allerheiligen» erschienen war, legt nun Ludwig Ohngemach eine zweibändige Arbeit über das Rottweiler Spital vor. Seine Darstellung wurde gleichzeitig als Dissertation an der Universität Tübingen angenommen.

Die zeitlich und thematisch sehr umfangreiche Untersuchung umfaßt die gesamte Entwicklung des Spitals von seiner Gründung bis zum Übergang der Stadt an Württemberg 1802/03. Als Leitfrage dienten dem Verfasser die vielfältigen Beziehungen zwischen Spital und Stadt.

Das Rottweiler Spital ist erst seit 1275 urkundlich belegt. Ohngemach vermutet jedoch, daß das Spital bereits kurz nach der Verlegung der Stadt an den Neckarabfall um 1190 gegründet wurde und daß dabei eine Stiftung der Patrizierfamilie von Balingen (oder Baglingen) eine entscheidende Rolle gespielt hat. Zwischen 1290 und 1317 gelangte das ursprünglich bruderschaftlich organisierte Spital in städtische Verwaltung. Seither bestimmte der Rat der Stadt über seine Geschicke.

Neben der ausführlich dargestellten Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Spitals sind einzelne Kapitel der Baugeschichte, den sozialen Leistungen, den finanziellen Beiträgen des Spitals zu städtischen Aufgaben sowie den materiellen Grundlagen der Fürsorgeeinrichtung gewidmet. Stand in der bruderschaftlichen Zeit noch die Sorge um die Armen und Kranken im Vordergrund, so erlebte das Rottweiler Spital unter städtischer Leitung ei-

nen Wandel zum Pfründnerhaus. Außer armen Stadtbürgern wurden seither auch reiche Pfründner aufgenommen, die sich im Spital einen standesgemäßen Lebensabend sichern wollten. Deutlich wurde dieser Funktionswandel im Umbau des Spitalgebäudes 1577/78, durch den separate Pfründnerstuben an die Stelle von Gemeinschaftsräumen traten.

Für die Untersuchung der Spitalbewohner, der ihnen zugute kommenden Fürsorgeleistungen und ihrer Lebensbedingungen in der Anstalt stand dem Autor keine optimale Quellenlage zur Verfügung. Ohngemach konnte weder auf Bewohnerlisten noch auf verlässliche Angaben über die Anzahl der Insassen und nur auf wenige Pfründverträge zurückgreifen. Fragen der Verpflegung und Unterkunft konnten nicht immer befriedigend geklärt werden. Interessant ist, daß die Aufnahme reicher Pfründner im Gegensatz zu vielen anderen reichs- und landstädtischen Spitälern in Rottweil offensichtlich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine große Rolle gespielt hat. Ein weiterer Funktionswandel zum Armenhaus, wie er aus anderen Spitälern bekannt ist, fand demnach in Rottweil nicht statt.

Das Spital kümmerte sich nicht nur um seine Insassen. In vielfältiger Weise unterstützte es auch arme und kranke Rottweiler Bürger, die weiterhin einen eigenen Haushalt führten oder bei Pflegefamilien untergebracht waren. Es leistete damit einen wesentlichen Beitrag zur «offenen Armenfürsorge» der Stadt, die sonst hauptsächlich von der Heilig-Kreuz-Bruderschaft getragen wurde. Anders als in vielen protestantischen, aber auch katholischen Städten war es in Rottweil im 16. Jahrhundert zu keiner Reform des Armenwesens gekommen. Die verschiedenen Fürsorgeeinrichtungen existierten daher ohne scharfe Abgrenzung ihrer Aufgabenbereiche nebeneinander her. Ohngemach weist jedoch nach, daß sich trotzdem Schwerpunkte in den Fürsorgeleistungen herausbildeten, so daß zumindest ansatzweise von einem *aufgabenteiligen Fürsorgesystem* (S. 281) gesprochen werden kann. Da der Rat alle Fürsorgeeinrichtungen weitgehend kontrollierte, bestand für ihn nicht zwingend die Notwendigkeit zur Umgestaltung.

Über seine ursprüngliche Bestimmung als Fürsorgeanstalt hinaus zog der Rat das Spital zur Finanzierung vielfältiger städtischer Aufgaben heran. Es beteiligte sich an der Tilgung von Kriegslasten, trug Teile der Besoldungen von Geistlichen und von städtischen Bediensteten, leistete Beiträge zu Kirchenbauten und zum Schulwesen, gewährte Kredite und ermöglichte durch sogenannte «Tischtitel» einigen Rottweiler Bürgersöhnen die Ausbildung zum Priester. Großen Gewinn wird die lokalgeschichtliche Forschung auch aus den umfangreichen zusätzlichen Kapiteln des zweiten Bandes, die nicht zwingend mit der eigentlichen Darstellung verbunden sind, ziehen können. Ohngemach machte sich die Mühe und schuf eine Übersicht über die Besitzungen des Spitals in den umliegenden Dörfern. Schließlich geht er noch knapp auf weitere zentrale Fürsorgeeinrichtungen in der Stadt ein. Der Anhang enthält ferner eine umfangreiche Prosopographie.

Die gewählte Fragestellung und der Versuch des Autors, möglichst viele Aspekte der Beziehungen zwischen Stadt und Spital zu beleuchten, verhindern eine geschlossene, zielgerichtete Darstellung. Das dürfte den lokalgeschichtlich interessierten Leser jedoch kaum stören, erhält er doch eine Fülle von Detailinformationen zur Geschichte der Stadt Rottweil und ihres Territoriums, die zudem mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat sorgfältig belegt sind.

Herbert Aderbauer

PETER EITEL und ELMAR L. KUHN (Hrsg.): **Oberschwaben. Beiträge zu Geschichte und Kultur.** UVK Universitätsverlag Konstanz 1995. 242 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 29,80

HANS-GEORG WEHLING (Hrsg.): **Oberschwaben.** (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 24). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. 240 Seiten mit 6 Abbildungen. Leinen DM 44,80

Oberschwaben – vor Jahrzehnten ein fast vergessener Begriff – hat wieder Konjunktur. Zahlreiche Bildbände und Reiseführer, eine Fülle von Werbeprospekten der Fremdenverkehrsämter entlang der 1966 proklamierten «Oberschwäbischen Barockstraße» belegen dies. Folgt man ihnen, so darf mit «Oberschwaben» assoziiert werden: heimelige Landschaft, Schützenfeste, Moorbäder, Putten und Zwiebeltürme, Klöster und barocke Kunst, Orgeln, Wallfahrten und Blutritte.

Seit 1971, als erstmals Professoren der Pädagogischen Hochschule in Weingarten eine Monographie zur Geographie, Biologie und Kultur Oberschwabens veröffentlichten, ist das Land zwischen Donau und Bodensee auch verstärkt in den Blickpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt. 1993 fand im Rahmen der 900-Jahr-Feier des Klosters Ochsenhausen ein wissenschaftliches Symposium statt, dessen Vorträge und Ergebnisse Peter Blickle unter dem Titel *Politische Kultur in Oberschwaben* publizierte (besprochen in der Schwäbischen Heimat Heft 1994/4).

Der nun von Peter Eitel und Elmar L. Kuhn herausgegebene Band *Oberschwaben. Geschichte und Kultur* basiert auf einer Reihe von sechs 1993/94 in Ravensburg und Friedrichshafen gehaltenen Vorträgen. Behandelt wurden aktuelle wie historische Themen: So verfolgt der ehemalige Ravensburger Oberbürgermeister Karl Wäschle unter dem Stichwort *Oberschwäbische Profilierung* den politischen Weg Oberschwabens zum Regionalverband, stellt der Waldburger Schriftsteller Peter Renz das *Literarische Forum Oberschwaben* vor, resümiert der Friedrichshafener Maler und Graphiker Prof. André Ficus über die von 1947 bis 1985 wirksame *Sezession Oberschwaben Bodensee*; zudem geben die Tübinger Professoren Volker Press (†) und Hans-Georg Wehling einen Überblick zur Entwicklung Oberschwabens von der frühen Neuzeit bis heute. Der umfangreichste und gewichtigste Aufsatz stammt aus der Feder des Stuttgarter Ordinarius Franz Quarthal. Er hat seinen einstigen Vortrag *Die Entstehung der politischen Strukturen Oberschwabens im Spätmittelalter* zu einer breit

angelegten Studie über das «historische Bewußtsein» und die «politische Identität» Oberschwabens erweitert. So zeigt er die Entwicklung des Landschaftsbegriffs «Oberschwaben» und die Veränderung des «Oberschwaben-Bildes» in Literatur und Forschung auf.

Insbesondere untersucht er das Selbstverständnis der Oberschwaben und die Entstehung eines neuen ober-schwäbischen Selbstbewußtseins sowie den Blick der Alt-Württemberger auf das durch Napoleons Gnaden angefallene katholische Gebiet. Dabei gelingt es ihm anschaulich und überzeugend, *die politische Kleinklammerung, die habsburgische Prägung, die Kaisernähe und das Reichsbewußtsein, genossenschaftliche Organisationsformen, Städtekultur, Klosterlandschaft und bäuerliche Freiheit, protoindustrielle Produktionsformen, Kapitalgesellschaften und Fernhandel* als spätmittelalterliche Wurzeln des Selbstverständnisses Oberschwabens aufzudecken.

Aufs Spätmittelalter zurück greift auch der von Hans-Georg Wehling betreute Oberschwaben-Band. In ihm wird vor allem deutlich, wie sehr Oberschwaben ein Spiegelbild des Alten Reiches war, gewissermaßen das heilige römische Reich deutscher Nation «en miniature», wo man auf engem Raum alle Formen der Kleinstaaterei versammelt findet: Geistliche Herrschaften, Reichsstädte, Fürstentümer, Ritterschaften, freie Bauern. So vereint der Band nach einer Einführung des Herausgebers und einem Aufsatz von Wolf-Dieter Sick über *Oberschwaben als Wirtschaftsraum* die Themen *Oberschwaben als Bauernlandschaft* (Peter Blickle), *als kirchliche Landschaft* (Joachim Köhler), *als Adelslandschaft* (Andreas Dornheim) und *als Städtelandschaft* (Peter Eitel). Drei Beiträge über *Oberschwaben als Barocklandschaft* (Hartmut Zückert), *als Musiklandschaft* (Susanne Felkl) und *als Literaturlandschaft* (Norbert Feinäugle) schließen den Band ab.

Wer mehr über Oberschwaben, seine Geschichte und Kunst wissen will, wer Land und Menschen verstehen lernen möchte, wird zu beiden Bänden greifen müssen, die sich zwar an einigen Stellen überschneiden und überlagern, sich vor allem aber ergänzen und zusammen ein gutes, fast rundes Bild Oberschwabens zeichnen.

Wilfried Setzler

ALBRECHT BEDAL und ISABELLA FEHLE (Hrsg.): **Haus(ge)schichten. Bauen und Wohnen im alten Hall und seiner Katharinenvorstadt.** (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums, Band 8.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 496 Seiten mit 487 Abbildungen, davon 222 in Farbe. Leinen DM 78,-

1994 präsentierte das Hällisch-Fränkische Museum zusammen mit dem Hochbauamt der Stadt und dem städtischen Archiv an mehreren Stellen der Stadt die Ergebnisse einer fruchtbaren, mehrjährigen Zusammenarbeit bei der Erforschung der Häusergeschichte Halls. Dabei ging es den Beteiligten nicht nur, wie bislang üblich, um die Rekonstruktion der architektonischen Gestaltung und konstruktiven Entwicklung. Das Team hatte vielmehr die

Häuser des berühmten Haller Altstadtensembles, aber auch die der wenig beachteten Vorstädte als umfassende Dokumente menschlichen Lebens und Wirkens, als Zeugnisse von *Bauen und Wohnen* in den Blick genommen. Dabei ist es den Bearbeitern in mittlerweile wegweisender interdisziplinärer Zusammenarbeit gelungen, *der Stadt und ihren Häusern Geschichten abzulauschen* und die überraschenden Möglichkeiten der Stadtarchäologie und Hausforschung beispielhaft unter Beweis zu stellen.

Ein gewichtiger Katalog präsentiert die Ergebnisse dieser Arbeit auf annähernd 500 Seiten und in vielen anschaulichen Abbildungen und Schautafeln. Seines Umfangs und Formats wegen eignete er sich kaum als Wegführer durch die Ausstellung, um so mehr aber bietet er sich nun zur nachträglichen Vertiefung an. Nach den drei Ausstellungsorten (Hällisch-Fränkisches Museum, Löwenbrauerei und Haus Lange Straße 49) gegliedert, versammelt der Band sowohl spezielle Fachbeiträge als auch ergiebige zusammenfassende Überblicksdarstellungen zu den neuen Erkenntnissen der Bauforschung in der alten Reichsstadt und ihren Vorstädten.

Da wird beispielsweise in dem Abschnitt *Bauen und Wohnen im alten Hall* die konstruktive Dachwerksentwicklung erläutert, die im Hall des ausgehenden Mittelalters vom binderlosen Sparrendach zur liegenden, verzapften Stuhlkonstruktion führte. Die Kulturleistung der mittelalterlichen Stube wird an der Form der süddeutschen Bohlenstube aufgewiesen, und aus archivalischen Häuserquellen, in diesem Fall vor allem Sprüche des Haller Einigungsgerichts und Nachlaßinventare, werden aufschlußreiche soziologische Schlüsse über das Kleidungsverhalten in der noch ständisch geordneten Reichsstadtesellschaft der frühen Neuzeit gezogen.

Für die Katharinen- und Weilervorstadt ergaben die bauhistorischen Untersuchungen der Kelleranlagen zum Teil romanische Fundamente und damit den für die bisherige Stadthistorie überraschenden Nachweis einer frühen Entstehungszeit der Siedlungsgebiete westlich des Kochers. Diese Datierung widerspricht völlig der traditionellen Vorstellung von einem konzentrischen Wachstum der Stadt. Einzelne Aufsätze, beispielsweise über Nachbarschaftskonflikte oder die kommerzielle Gastlichkeit, aber auch die gebäudebezogene Inventarauswertung, werfen neues Licht auf das Leben in der bislang von der historischen Forschung meist übergangenen Vorstadt. Zeitzeugen berichten zudem über das Leben in dem Sanierungsgebiet, das eine höchst heterogene Einwohnerschaft aufweist.

Die exemplarische bauarchäologische Untersuchung eines Einzelgebäudes aus der Katharinenvorstadt deckt schließlich noch einmal Schicht für Schicht die komplexe Entwicklung des Sanierungs Viertels westlich des Kochers auf. So gelingt in der Zusammenarbeit unterschiedlichster Disziplinen, vom Archäologen über den Archivar und Restaurator bis hin zum Biologen, ein anschauliches, detailgetreues und in vielen Punkten auch überraschendes Bild vom Bauen und Wohnen in der alten Reichsstadt, das den Blick schärft für die gewachsenen Strukturen moderner Urbanität und aktueller Lebensqualität.

Benigna Schönhagen

PETER SCHUSTER: **Der gelobte Frieden. Täter, Opfer und Herrschaft im spätmittelalterlichen Konstanz.** UVK, Universitätsverlag Konstanz 1995. 187 Seiten DM 24,80

Zwei Lebenswege spätmittelalterlicher Bürger unterschiedlicher sozialer Stellung, Bewohner der Reichs- und Bischofsstadt Konstanz, liefern das hauptsächliche empirische Material für eine Untersuchung der Grundlagen und Wirkungen des Strafsystems vor rund sechshundert Jahren. Der eine der «Probanden», Ratsknecht Bertschi Brüttel, kommt sein Leben lang auf keinen grünen Zweig und erscheint erstmals im Herbst des Jahres 1427 in den städtischen Akten. Ein kleiner Brand veranlaßte den diensthabenden Torwächter zu kopflosem Verhalten: er läutete ohne zutreffenden Grund Sturm, überschritt damit eindeutig seine Kompetenz und versetzte die ganze Stadt unnötigerweise in Aufruhr; deshalb wurde er vom Rat seiner bescheiden besoldeten Aufgabe enthoben. Damit verlor Bertschi seine Existenzgrundlage, und sein Name tauchte fortan immer häufiger in den Strafbüchern auf. Verbotenes Spiel in der Trinkstube, «Mißworte» gegen den Zunftmeister, unzulässiger Handel und schließlich eine Messerstecherei hatten regelmäßig Geldbußen zur Folge, die er teilweise durch Arbeitsleistung ablöste, aber trotz wiederholter Pfändungen in sein bescheidenes Hab und Gut bis zu seinem Tod nicht vollständig tilgen konnte.

Aus ganz anderem Holz war dagegen Konrad Stickel, die zweite hier näher charakterisierte Person, geschnitzt. Obwohl er keiner der eingesessenen Patrizierfamilien angehörte, brachte er es bereits in jungen Jahren zu ansehnlichem Vermögen und – als «sozialer Aufsteiger» – zu gesellschaftlicher Reputation. Als er es schließlich geschafft hatte, patrizisches Mitglied des Kleinen Rates zu werden, fühlte er sich in besonderem Maße dazu berufen, die Ehre seiner Patrizierkollegen zu verteidigen, wobei er selbst vor einer Prügelei mit gezückten Messern nicht zurückschreckte. Dieses Verhalten trug dem «Rauhbein der upper-class» im Jahr 1434 einen Stadtverweis von drei Jahren und eine Geldstrafe ein, der weitere – wegen Mißhandlungen, Prügeleien und Beleidigungen – folgen sollten.

In beiden Fällen hatten die Bestrafungen höchst unterschiedliche Auswirkungen. Für den Rest seines Lebens mußte der arme Stadtknecht Bertschi darunter leiden, daß er immer wieder in die Mühlen der Strafverfolgung geriet. Dem angesehenen Bürger Stickel dagegen machten die ökonomischen Folgen der Strafe kaum etwas aus. An den beiden in der vorliegenden Veröffentlichung ausführlich dargestellten «kriminellen Karrieren» und an weiterem beigezogenen empirischen Material wird deutlich, daß es der spätmittelalterlichen Rechtsprechung weniger um die qualifizierte Beurteilung einer individuellen Tatschuld als vielmehr um die Bestrafung eines Fried- oder Eidbruchs ging. Ein Verstoß gegen die Satzungen war gleichsam eine Verletzung von Regeln, die den städtischen Frieden und damit das Zusammenleben auf en-

gem Raum gewährleisten sollten. Dabei wurde die Wahrung des Friedens als so wichtig erachtet, daß die Strafe des Angegriffenen – die unter formalen Gesichtspunkten festgelegt worden war – dem Anstifter der Tat zugewiesen wurde.

Der städtische Friede wurde dabei weniger vom Gebrauch der Waffen als von verbalen Auseinandersetzungen bedroht. Der Autor sieht durch seine Untersuchung die wiederholt betonte Annahme bestätigt, daß die mittelalterliche Gesellschaft eher eine Streitkultur der Worte als eine der Waffen pflegte, weshalb im überwiegenden Teil der gebüßten Straftaten das Wort eine zentrale Rolle spielte. Unterschiede zwischen der gesellschaftlichen Oberschicht und anderen sozialen Gruppen sind dabei nicht gravierend; der mehr oder weniger friedliche Umgang miteinander war kein Merkmal bestimmter Schichten. Obwohl durchaus Körperstrafen verhängt wurden, ergibt sich für Konstanz aufs Ganze gesehen nicht das Bild einer grausamen Strafjustiz, die mit peinlichen Strafen ihre politische Herrschaft zu festigen suchte. Die Herrschaftspraxis nährte sich vielmehr aus einem paternalistischen Selbstbild des Herrschers, das Vergeltung und Vergebung gleichermaßen kannte. Letztlich sollte auch die Bestrafung der fortwährenden Aufrechterhaltung der sozialen Balance dienen. Werner Fräsch

HOLGER BUCK: Recht und Rechtsleben einer ober-schwäbischen Stadt. Das Stadtrecht von Waldsee. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bad Waldsee Band 8). Verlag Wilfried Eppe, Bergatreute 1993. 208 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 48,-

Rechtssammlungen, Ordnungen und «Rufe», als Zusammenstellungen von Magistratsentscheidungen, stellen wichtige Quellen nicht zuletzt für die Alltagsgeschichte dar. Dies gilt insbesondere für die ältere Zeit, das späte Mittelalter, als solche Rechtssammlungen vermehrt aufkamen, und die Frühe Neuzeit; für Epochen also, in denen die Geschichtswissenschaft auf nur vergleichsweise wenige Quellen zurückgreifen kann.

Schon seit etwa der Jahrhundertwende besitzen wir einen wachsenden, sich auch in jüngerer Zeit noch erweiternden Fundus an edierten «ländlichen Rechtsquellen». Die Publikation vergleichbarer städtischer Rechtsquellen, vor allem aus kleineren Landstädten, sind ein Desiderat der Landes- und Sozialgeschichte. Die vorliegende Arbeit, eine rechtshistorische Dissertation aus Freiburg über die Stadtrechte von Waldsee aus den Jahren 1420 und 1550, – wobei letztere Quelle der Forschung bislang noch gar nicht bekannt war –, wird daher vermehrte Beachtung finden.

Die Bearbeitung der beiden Rechtssammlungen – eine leider unübersichtlich gestaltete Edition der beiden Texte findet sich im Anhang – erfolgte offenbar anhand nicht erläuterter rechtshistorischer Fragestellungen. Die einzelnen Artikel der genannten Stadtrechte werden detailliert aufgedröselnd und dann juristisch-systematisch in einem

materiell-rechtlichen Zusammenhang wiedergegeben: nach zwei kurzen Kapiteln über die Geschichte der Stadt sowie der behandelten Stadtrechte die Abschnitte «Verfassung und Verwaltung», «Gerichtsverfassung», «Zivilverfahren», «Sachenrecht», «Familienrecht», «Erbrecht», «Schuldrecht», «Gewerberecht», «Strafverfahren» und «Kriminalstrafrecht».

Leider vermag die an sich verdienstvolle Veröffentlichung nicht aus dem Schatten ihrer Genese als juristische Dissertation herauszutreten. Mit anderen Worten, die Erweiterung des Themas unter historischen Gesichtspunkten, nämlich Kommentierung und Einordnung der Rechtssätze in einen historischen Kontext sowie der Vergleich mit zeitlich oder räumlich verwandten Rechtssammlungen, wird nicht systematisch, zudem meist in den Fußnoten betrieben. Die eigentliche, sinnhafte Erklärung der Vorschriften, wozu sie dienten und warum sie offenbar für wert erachtet wurden, schriftlich fixiert zu werden, erfolgt eher sporadisch.

Die Bearbeitung der beiden Stadtrechte weist die Merkmale des formal-juristischen Blickwinkels auf. Das Faszinosum Geschichte, die Erforschung vergangener Lebenswirklichkeiten, vermochte den Autor aber offenbar nur wenig zu berühren. Dies ist im Rahmen einer juristischen Dissertation legitim. Freilich hätte der Text vor der Veröffentlichung als historische Untersuchung in der auch äußerlich anspruchsvollen, illustrierten Publikationsreihe des Stadtarchivs vielleicht einer entsprechenden Bearbeitung bedurft. Als Mindestforderung wird man die Übersetzung der gehäuft erscheinenden juristischen Fachtermini bezeichnen dürfen, denn welcher Leser vermag wohl mit – in keiner Weise näher erläuterten – Begriffen wie etwa «enumerative Kompetenzzuweisung», «gewillkürte Erbfolge» oder «erschwerendes Übersiebnungsverfahren» etwas anzufangen?

Interessant dürfte die Arbeit aber für den Historiker dennoch insofern sein, als der historisch-materielle Gehalt von Rechtsvorschriften zwar oftmals nur gestreift wird, Literaturhinweise in den Anmerkungen jedoch Wege zu weisen vermögen, wo ein Problem schon – und auch ausführlicher – behandelt wurde. Da der Band kein Register besitzt, gerät das Aufsuchen bestimmter Rechtsvorschriften oder thematischer Bereiche allerdings zur Suche nach der berühmten Nadel im Heuhaufen: Wer etwa nach der Rechtsstellung der Juden in der Stadt fragen sollte, würde fündig auf Seite 91 unter *Die Leistung des Eides* und wieder auf Seite 133 unter *Das Beweisverfahren*, wo der Schwur der Juden behandelt wird; womit sich das gleiche Problem ergibt, wollte man sich über Eid und Schwur informieren.

Sehr gelungen hingegen, nämlich lesefreundlich und graphisch ausgewogen, erscheint in dem Band die Anordnung der Fußnoten, die als gleichsam dritte Spalte links oder rechts neben dem etwa doppelt so breiten Text gedruckt sind – also keine unten an die Seiten geklebten Bleiwüsten. Die Qualität der Abbildungen, darunter Faksimileseiten der beiden Urkunden, und auch der Siegel-fotos ist bemerkenswert gut. Redaktion und Gestaltung des Bandes zeugen von einer erfahrenen Hand.

Der Veröffentlichung kommt das Verdienst zu, zwei wichtige oberschwäbische Rechtssammlungen einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Sollte die Veröffentlichung mehr Fragen aufwerfen, als sie beantwortet, so sollte man dies als Anregung verstehen, anhand weiterer juristischer Quellen aus Waldsee den Alltag in der Stadt unter historischen Gesichtspunkten weiter zu erforschen. Die Rezeption solcher Arbeiten würde weit über den engen Mauerring des Waldseer Gemeinwesens hinaus erfolgen.

Raimund Waibel

RUDOLF SCHLICHTER: Die Verteidigung des Panoptikums. Autobiographische, zeit- und kunstkritische Schriften sowie Briefe 1930–1955. Herausgegeben von Dirk Heiße. Mit einem Essay von Günter Metken und 13 Zeichnungen. Edition Hentrich Berlin 1995. 422 Seiten. Gebunden DM 48,-

Calw, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin, Rottenburg, Stuttgart, München. Die Lebensstationen des württembergischen Dadaisten Rudolf Schlichter (1890–1955) markieren einen Lebenslauf dieses Jahrhunderts in all seiner Zerissenheit zwischen Provinz und Metropole, Kommunismus und Katholizismus, im Ersten Weltkrieg genährten Untergangsvisionen und nervöser Vitalität, die Schlichter zu einer unvergleichlichen Doppelbegabung als Maler und Literat erwachsen ließ. Inneneinsichten in den Lebensgang des Wanderers, der eigentlich zuhause in den Zwischenwelten schien, liefern jetzt seine unter dem Titel *Die Verteidigung des Panoptikums* erschienenen Schriften. Die Berliner Edition Hentrich ließ diese Textsammlung der Neuauflage von Schlichters beiden Autobiographien *Das widerspenstige Fleisch* (1932) und *Tönerne Füße* (1933) folgen. Im Jahr seiner Rückkehr aus Berlin ins katholische Rottenburg, 1932, war *Das widerspenstige Fleisch* erschienen. Von Walter Benjamin wurde dem ersten Band des als Trilogie angelegten Memoirenwerks attestiert, daß es sich von der Selbstbeschreibungsflut der 20er Jahre abhebe. Schlichter gelang es, die Krisensymptome der Zeit im Horizont des Individuums freizulegen; sein Thema, so Benjamin, sei nicht die illusionäre *Menschwerdung des zeit- und raumbundenen Genius (...), sondern die Rettung der Kreatur, welche aus einem vorgeburtlichen Schlachten- und Schreckensraum gleichsam ins Helle der Geburt geflüchtet scheint.* Rückblickend in der Landschaftsskizze *Juratäler* sollte Rudolf Schlichter den Schritt aus dem Schreckraum Stadt ins Licht der entlegenen Provinz des katholischen Württembergs erklären: *Mir war, als ob eine lange gesuchte Heimat aus unendlicher Ferne mich rief, zurückzukehren in den Schoß, dem ich einst entsproßen. (...) Ich war wieder zurückgekehrt – zurückgekehrt nach langer Abwesenheit, nach zermürbendem Leben in den großen Städtehaufen.*

Rudolf Schlichter, 1890 im Nagoldstädtchen Calw geboren und während den 20er Jahren mit George Grosz, den Brüdern Herzfelde, Otto Dix und Bert Brecht befreundet, lebte in seinen Rottenburger und Stuttgarter Jahren die

Radikalität des Konvertiten. In der Begegnung mit der bald geehelichten Frau Elisabeth («Speedy») hatte er Ende der 20er Jahre sein vormaliges Künstlerdasein im Berliner Dadaisten-Kreis und die künstlerische Parteilarbeit für die KPD als phrasenhaft empfunden. Freilich, sein neues Verhältnis zum Katholizismus, wegen dem sich das Paar 1932 für Rottenburg als Wohnort entschied, sollte genauso abenteuerlich bleiben wie vordem dasjenige zum Kommunismus. Als Bohemien blieb er Fremdling im gestrengen Regelwerk der Rottenburger Kleinstadt, später auch in Stuttgart, wo das Künstlerpaar ständig von der Gestapo beschnüffelt wurde. Anfeindungen bleiben nicht aus, Steine flogen durchs Fenster der Rottenburger Wohnung. Auftragsarbeiten wie das Portrait von Bischof Johann Baptist Sproll besserten nur selten das karge Salär auf. Schlichter flirtete jetzt auch mit der nationalen Revolution. Seine Freunde hießen nun Ernst Jünger oder Ernst von Salomon. Dennoch wird ihm bald sowohl von der Reichsschrifttumskammer wie von der Reichskammer der Bildenden Künste bestätigt, er besitze nicht die *charakterliche Eignung, einen schöpferischen Beruf auszuüben.*

Im jetzt möglichen Nebeneinander von Schlichters Texten – Kunstkritisches, Autobiographisches, Briefe und hinreißende Landschaftsskizzen aus Württemberg – wird seine Widersprüchlichkeit dokumentiert, die raschen Wechsel von Halt und Haltlosigkeit, die ihn zum weltanschaulichen Vagabunden werden lassen. Die Idylle ist bei ihm dem Inferno benachbart; das Wunschbild des wiedergefundenen Paradieses scheint trügerisch. Was ihn im ländlichen Dasein als Vertrautes anzieht, stößt ihn alsbald wieder ab, wie er in der Polemik *Aus der Heimat (Nürtingen, im Juli 1941)* bekennt: *Wenn ich mir das widerlichste Exemplar eines Deutschen vorstelle, kommt allemal ein Württemberger heraus, (...) der mit der Maske des demokratischen Biedermanns die infamsten Instinkte tarnt.* Friedemann Schmoll

Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 1995. Im Auftrag der Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg herausgegeben von Georg Günther und Helmut Völkl. J. B. Metzler Verlag Stuttgart 1995. 288 Seiten. Kartoniert DM 68,-

Das Schwerpunktthema dieses Bandes ist die Wechselwirkung zwischen Literatur und Musik: Walther Dürr resümiert über die schwäbische Dichtung in Schuberts Liedschaffen, Manfred Hermann Schmid behandelt Mörikes Gedicht *An eine Äolsharfe* und dessen Komponisten, Manfred Schuler untersucht die Beziehungen von Ludwig Uhland zu Beethoven und Liszt, und Martina Rebmann legt ein Werkverzeichnis der Stuttgarter Komponistin Emilie Zumsteeg (1796–1857) vor.

Der thematische Bogen der übrigen Aufsätze ist weit gespannt. Mit evangelischer Musik beschäftigen sich Dietrich Metzger (zwei Tübinger Ausgaben des württembergischen Gesangbuchs von 1631 und 1629) und

Ulrich Siegele (Johann Samuel Welter und die ältere protestantische Kirchenkantate), mit katholischer Musik Hans Ryschawy (Musik im oberschwäbischen Frauenkloster Baidt) und Georg Günther (Musikalien aus dem katholischen Pfarramt Weißenau). Zwei Beiträge sind Mozart gewidmet: Alan Tyson hinterfragt den Erfolg von Mozarts *Figaro* in Prag 1786, und Reiner Nägele stellt die wiederentdeckte «Stuttgarter Kopie (Prager Provenienz)» des *Don Giovanni* vor.

Die Beziehungen zwischen der Stuttgarter und Münchner Hofkapelle in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erläutert Dagmar Golly-Becker. Folgerungen aus einem Sigmaringer Instrumentenfund, eine Blockflöte des 16. Jahrhunderts, die er der Werkstatt des Claude Rafei aus Lyon zuordnen kann, zieht Frank P. Bär. Den Reigen der Aufsätze beschließt Helmut Völkl mit einer Auflistung neuer und restaurierter Orgeln in Baden-Württemberg.

Sibylle Wrobbel

In einem Satz

GERHARD ZELLER: **Nachfahren der Familie Zeller aus Martinszell.** Martinszeller Verband Stuttgart 1995. 576 Seiten. Pappband DM 50,- (zu beziehen bei Schedwill, Mühlbergerstraße 97, 73728 Esslingen)

Dieses genealogische Werk dokumentiert im Gegensatz zu vielen anderen ähnlichen Werken auch die Nachkommen in weiblicher Linie und zeichnet so ein Gesamtbild der mit vielen anderen württembergischen Familien verwandten und verschwägerten Großfamilie Zeller: ein Ergänzungsband zum 1974 erschienenen Standardwerk über die Familie Zeller aus Martinszell.

SIMON M. HAAG: **Zur Baugeschichte der Oberamtsstadt Weinsberg.** Unter Mitarbeit sowie einer Abhandlung über Kernersche Wohnungen und Anwesen in Weinsberg von Fritz-Peter Ostertag. Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein Ortsgruppe Weinsberg in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Weinsberg. Verlag Nachrichtenblatt der Stadt Weinsberg 1995. 282 Seiten mit 338 teils farbigen Abbildungen, zehn Ansichten und Plänen in Tasche. Gebunden

In diesem sehr schön gestalteten Buch werden viele einzelne Baudenkmale beschrieben und abgebildet, doch bietet es in seiner Fülle und Anschaulichkeit auch ein Gesamtbild der Stadt, ihrer Entstehung und Entwicklung: eine gründliche Dokumentation, ein interessantes Lesebuch und ein vielseitig illustriertes Werk der Heimatgeschichte.

KARLFRIED HEPP, FRIEDRICH SCHILLING und PETER WEGNER (Hrsg.): **Schutz dem Wanderfalken. 30 Jahre Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz (AGW) – eine Dokumentation.** (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz Baden-Württemberg, Band 82.). Landesanstalt für Umweltschutz Karlsruhe 1995. 392 Seiten mit 318 Abbildungen, davon 244 in Farbe, und 19 Tabellen. Pappband DM 39,-

Zwar hat sich der Wanderfalke dank der Initiative der Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz in der Roten Liste der bedrohten Tiere Deutschlands von der Kategorie «vom Aussterben bedroht» zur Kategorie «stark gefährdet» verbessert, doch noch kann keine «Entwarnung» gegeben werden: die in dieser Dokumentation zusammengefaßte 30jährige Geschichte kann vor allem als Beispiel dienen für das notwendige und erfolgreiche Engagement zur Rettung gefährdeter Tierarten.

WALTER PETER FUCHS: **Studien zu Großherzog Friedrich I. von Baden.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 100). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. 240 Seiten mit 2 Abbildungen. Broschiert DM 32,-

Der Autor, der zwischen 1968 und 1980 eine vierbändige Aktenedition zur Reichspolitik des Großherzogs vorgelegt und damit das 1927 von Herrmann Oncken begonnene Quellenwerk vollendet hat, greift in diesem Buch einige wenige Aspekte der Biographie und Politik dieses 55 Jahre regierenden badischen Fürsten auf: das Kaspar-Hauser-Problem, die Stein-Stiftung, das Verhältnis des Großherzogs zu seinen Söhnen, der Zionismus in Baden und die Zeitungspläne sowie Zeitungsgründungen Friedrichs.

IRIS-PATRICIA LAUDACHER: **Frauen in Wankheim, 1880–1950. Der Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Zeit der Industrialisierung.** Eigenverlag der Autorin Kirchheim u. T. 1995. 244 Seiten. Broschiert

Gegenstand dieser Tübinger Dissertation ist – wie die Autorin in ihrer Einleitung schreibt – *der beginnende Strukturwandel des weiblichen Lebenszusammenhangs und des Geschlechterverhältnisses in dem im Gegensatz zu den umliegenden Dörfern stärker bäuerlich geprägten, schwäbischen Dorf Wankheim in der Zeit der Industrialisierung der Region Reutlingen-Tübingen.*

JOHANNES WETZEL u. a.: **Historische Holzfachwerkbauten. Erhalt und Sanierung.** Band I: Sanierungspraxis. Expert Verlag Renningen-Malmsheim 1996. 150 Seiten mit 41 Abbildungen und 10 Tabellen. Broschiert DM 49,-

Dieses Buch gibt praxisorientierte Auskunft über fast alle Probleme vor und bei der Fachwerksanierung: wichtig und interessant für Architekten, Fachingenieure, Hauseigentümer, Handwerker, Denkmalpfleger und Politiker.

ERIC M. MOORMANN und WILFRIED UITTERHOEVE: **Lexikon der antiken Gestalten. Mit ihrem Fortleben in Kunst, Dichtung und Musik.** Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1995. XXVIII, 752 Seiten. Pappband DM 48,-

Dieses neue Lexikon stellt nicht nur die mythologischen, sondern – neu und erstmalig – auch die historischen Gestalten der griechisch-römischen Antike vor, wobei es seinen Schwerpunkt auf die künstlerische und literarische Wirkungsgeschichte legt: unentbehrlich für alle, die sich für die Wurzeln der europäischen Kultur interessieren.

Zur Geschichte von Korntal und Münchingen, Band 2. Stadtarchiv Korntal-Münchingen 1995. 137 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 20,-

Vier Aufsätze werden in diesem Band veröffentlicht: am gewichtigsten, umfangreichsten (43 Seiten) und von überregionalem Interesse der Aufsatz von Hermann Ehmer über Pfarrer Flattich und seine Münchinger Gemeinde, in dem das *durch die pietistische Erbauungsliteratur des 19. Jahrhunderts geprägte, anekdotenumwobene Bild des populären Pfarrers* an Konturen gewinnt.

Erlebte Dinge, erinnerte Geschichte. Soziale Geschichtsprojekte, Oral History und Alltagsgeschichte in der Diskussion. Bearbeitet von ELKE GAUGELE, WOLFGANG SANWALD und FRIEDEMANN SCHMOLL. Gomaringer Verlag 1995. 81 Seiten. Broschiert DM 16,80

In dem Band, der Vorträge und Diskussionen einer Tübinger Tagung von 1994 zusammenfaßt, werden anhand von Geschichtsprojekten und Geschichtsinitiativen aus Baden-Württemberg Fragen an unterschiedliche Formen der Geschichtsarbeit und -vermittlung gestellt: So geht es etwa um eine Heimatkunde des Nationalsozialismus (Utz Jeggle), lokale und regionale Ausstellungsprojekte (Benigna Schönhagen), die Erinnerung an die ehemalige Judengemeinde in Baisingen (Franziska Becker) oder um Facetten kommunaler Geschichtsarbeit.

BERNHARD KIRCHGÄSSNER und HANS-PETER BECHT (Hrsg.): **Stadt und Handel.** (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 22). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 146 Seiten. Kartiert DM 42,-

Dieser Band publiziert die Vorträge der 32. Tagung des Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in Schwäbisch Hall 1993 über den Tiroler Salzhandel im 16. und 17. Jahrhundert, den Kölner Weinhandel im späten Mittelalter, den Fernhandel als städtischer Wirtschaftsfaktor, die Handels- und Wirtschaftsmetropole Nürnberg in der frühen Neuzeit, über mitteldeutsche Städte und den Osthandel sowie über die Rolle europäischer Bankiers und Bankzentren bei der Überweisung von Subsidien im 18. Jahrhundert.

ALBRECHT ESCHÉ: **Unser altes Oferdingen. Streifzüge durch die Ortsgeschichte.** Selbstverlag des Autors 1995. 161 Seiten mit 89 Abbildungen. Pappband DM 39,- (zu beziehen über den Autor 72116 Mössingen, Keltergasse 5) Der Autor, elf Jahre lang Ortspfarrer in Oferdingen, führt – gestützt auf ein umfangreiches Quellenmaterial und auf ortskundige Zeitzeugen – kenntnisreich und unterhaltsam durch die Geschichte des Ortes und kommt so auch zu einer Beschreibung schwäbischen Dorflebens.

HANS-FRIEDER WILLMANN: **Untergang und Neubeginn. Menschen und Schicksale.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1995. 248 Seiten. Kunstleinen DM 29,-

Aus einer Distanz von rund 50 Jahren erzählt der Autor 62 Geschichten, die er zwischen 1933 und 1950 persönlich erlebt oder als Zeitzeuge notiert hat, und *zeichnet so ein Bild jener dunklen Zeit*, wie es in der Ankündigung heißt.

Zwischen Markt und Museum. Beiträge der Tagung «Präsentationsformen von Fotografie» am 24. und 25. Juni 1994 im Reiß-Museum der Stadt Mannheim. (Rundbrief Fotografie, Sonderheft 2). Museumsverband Baden-Württemberg 1995. 88 Seiten mit 43 Abbildungen. Kartiert DM 25,- (zu erwerben bei Dr. Roland Schurig, Hungerbergstr. 61, 71364 Winnenden)

Die Bandbreite der behandelten Fragestellungen reicht von Problemen des konservatorischen Umgangs mit Fotografien bis zur Neukonzeption der Dauerausstellung «Film + Foto» im Deutschen Museum in München, von der Geschichte des kunsthistorischen Diavortrags bis zur Entwicklung und Theorie der Fotorahmung, von der Arbeit gewerblicher Bildarchive bis zur Frage «Was hat der Hopfen mit Fotografie zu tun?», die sich im Deutschen Hopfenmuseum Wolnzach stellt.

MAX SCHEIFELE: **Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald, Holz, Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebietes.** G. Braun Verlag Karlsruhe 1996. 368 Seiten mit 110 Abbildungen, Tabellen, Karten und Registern. Pappband DM 44,-

Das Pforzheimer Floßwesen und die legendäre Calwer Holländer Holzhandelskompanie, die im 18. Jahrhundert einen ausgedehnten und lukrativen Floßhandel mit Tannen und Eichen nach Holland betrieb, bilden den Schwerpunkt des Buches, das darüber hinaus die existenzielle Bedeutung von Holz und Flößerei aufzeigt, die sich für die Bewohner der Enz- und Nagoldtäler ebenso ergab wie für die See- und Handelsmacht Niederlande, die ihre Städte Amsterdam und Rotterdam auf Schwarzwaldtannen baute.

HANSJÖRG GRUBER: **«Ohne Erinnerung». Die Vergangenheitsbewältigung der Stadt W. – eine deutsche Chronik.** Silberburg Verlag Tübingen 1995. 288 Seiten. Kartiert DM 39,80

Eine – vor allem in Welzheim – höchst umstrittene, auf Wahrheit und Dichtung aufbauende, aber – gerade in ihrer Beispielhaftigkeit – faszinierende «Reportage» über die Schicksale von Welzheimer Bürgern und deren Vergangenheitsbewältigung: eine Ähnlichkeit oder gar Übereinstimmung zwischen den «erfundenen» Personen mit lebenden auch anderer Städte ist beabsichtigt.

PHILIPP JAKOB WIELAND: **Ich sehnte mich, die Welt zu sehen. Wanderungen eines Glockengießergesellen (1817–1820).** Herausgegeben von Klaus Eickhoff. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1995. 120 Seiten mit 18 Abbildungen. Pappband DM 19,80

In vorliegendem Büchlein werden die Tagebücher eines Ulmer Glockengießers veröffentlicht, der auf seiner Walz unter anderem Salzburg, Wien, Triest, Venedig, Brünn, Prag, Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Berlin, Köln und Nürnberg besuchte: ein authentisches Zeugnis eines Handwerkers auf der früher üblichen Wanderschaft.

GÖTZ-LOTHAR DARSOW: «... aber von Ihnen dependier ich unüberwindlich ...» **Friedrich Hölderlins ferne Leidenschaft.** M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung Stuttgart 1995. 367 Seiten. Kartoniert DM 55,-

Von der These ausgehend, daß Hölderlins erste Elegie *Der Wanderer*, von der er sechs Jahre lang stets neue Fassungen fertigte, eine *bewußt verschlüsselte literarische Verarbeitung* von dessen Aufenthalt in Jena 1794/95 und seiner Auseinandersetzung mit Schiller ist, stellt der Autor vielfältige Überlegungen zu Hölderlin und seiner Biographie an, insbesondere untersucht er das Verhältnis des Dichters zu Schiller, zu seiner Mutter, zu Hegel und Schelling, zu Kant und Fichte, zu Herder und Goethe sowie die *einzigartige* Rezeption der Griechen.

ROLAND DEIGENDESCH: **Kriegsende 1945. Das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Besatzungszeit in Münsingen und in den Stadtteilen.** (Schriftenreihe Stadtarchiv Münsingen 4). Münsingen 1995. 114 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 23,-

Der gut aufgemachte Band stützt sich auf Aktenstudien und auf Zeitzeugengespräche, was zum einen die Genauigkeit der Daten und die exakte Schilderung von Vorgängen garantiert, zum anderen aber auch durch das Einbringen persönlicher Erfahrung und Betroffenheit die Anschaulichkeit fördert.

AUGUST MOHN: **Gedichte in oberschwäbischer Mundart 1988–1995.** Federsee-Verlag Bad Buchau 1995. 214 Seiten. Leinen DM 39,80

Über die Gedichte des Daugendorfer Bauern und Wirts schreibt Martin Walser im Vorwort (und schon nach dem Lesen einiger Gedichte muß man ihm beipflichten): *Armes Hochdeutsch, flache Schriftsprache, wie stehst du da mit deinen mageren Vokalen, mit deinem pedantischen Zwang, jede Silbe gleich wichtig zu nehmen, mit deiner Kanzleigrammatik, deinem bleichen Gesicht! Und wie orgelt der Dialekt! Egal ob August Mohns Gedichte einen an Klangerlebnisse oder an Farbwelten oder an Jahreszeiten oder Lebensabschnitte erinnern –: immer ist es Fülle und Wucht, was man spürt.*

OSKAR ZERLACHER: **Die Oberschwäbische Barockstraße. Annäherungen an ein Himmelreich.** Eulen Verlag Harald Gläser Freiburg 1995. 120 Seiten mit 195 Farbbildern und einer Karte. Gebunden DM 68,-

Eine außergewöhnliche Technik – die recht guten Fotos sind aus Dokumentarfilmen des Südwestfunks, die der Autor gedreht hat, entnommen – ermöglichte einen außergewöhnlichen Bildband zur Landschaft, Kunst und Kultur Oberschwabens; beachtlich sind die Detailaufnahmen, insbesondere die Wiedergabe barocker Deckenfresken.

THEO KIEFNER: **Die Waldenser auf ihrem Weg aus dem Val Cluson durch die Schweiz nach Deutschland 1532–1820/30.** Band 3: Endgültig nach Deutschland 1698–1820/30. Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1995. 1027 Seiten mit 159 Abbildungen, Skizzen, Grafiken und Tabellen. Gebunden DM 120,-

Mit diesem Band ist – als großartige Frucht jahrzehntelangen Forschens – die erste, fast alles umfassende Gesamtgeschichte der deutschen Waldenser abgeschlossen; zwei weitere genealogische Bände über die Pfarrer und Gründer der Waldenserkolonien in Deutschland hat der Verfasser, der über die Waldenser 1977 an der Universität Tübingen promoviert hat, angekündigt.

WOLFGANG SANNWALD (Hrsg.): **Einmarsch, Umsturz, Befreiung. Das Kriegsende im Landkreis Tübingen Frühjahr 1945.** Ein Buchprojekt des Landkreises Tübingen mit den Städten Tübingen und Rottenburg. Verlag Schwäbisches Tagblatt Tübingen 1995. 239 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 29,80

Eine vorzüglich gestaltete, präzise und doch sehr anschauliche Dokumentation über den Einmarsch der Franzosen und die ersten Monate der Besatzungszeit für jeden der 59 Orte des Landkreises.

Weitere Titel

Die schwarzen Führer: Schwaben-Bodensee. Über 300 geheimnisvolle Stätten in mehr als 200 Orten. Bearbeitet von ERICH VIEHÖFER. Mit einer Einführung von Lutz Röhrich. Zweite, überarbeitete und neugestaltete Ausgabe. Eulen Verlag Freiburg 1996. 247 Seiten mit 105 Abbildungen und zwei Übersichtskarten. Kartoniert DM 29,80

UWE SCHMIDT (Bearb.): **Technikgeschichte der Reichsstadt Ulm. Sachthematisches Inventar.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Band 9). Ulm 1995. 260 Seiten mit 15 Abbildungen, davon 4 in Farbe. Kartoniert DM 42,-

STEFAN HEINZE: **Die Region Bayerisch-Schwaben. Studien zum schwäbischen Regionalismus im 19. und 20. Jahrhundert.** Mit einer Einführung von Pankraz Fried. (Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft, Reihe 1, Band 22). Verlag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft Augsburg 1995. 185 Seiten. Kartoniert DM 28,-

GERHARD ALDINGER: «Wenn die Maura schwätza könntet!» Ein Fellbacher Wengerter blickt zurück. Verlag Manfred Hennecke, 2. Auflage 1995. 144 Seiten mit 40 Abbildungen. Pappband DM 36,-

Radeln. Wandern. Entdecken. Hohenloher Kostbarkeiten in Natur und Geschichte. 210 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Kartenskizzen. Broschiert DM 10,- (zu erwerben bei der Sparkasse Hohenlohekreis, den evangelischen und katholischen Pfarrhäusern sowie beim Schwäbischen Albverein)

ERNST HOPLITSCHKEK: **Kulturgut tut Natur gut. Kampagne zum Schutz von Kultur- und Naturerbe.** Ein Beitrag zum Europäischen Naturschutzjahr. EUREGIO NATUR Bonn 1995. 88 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 18,50 (zu erwerben bei Infoladen Euregio Natur, Postfach 1363, 53731 St. Augustin)

HEINZ H. POKER: **Chronik der Stadt Stuttgart 1991–1993.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 64). Klett-Cotta Stuttgart 1995. 680 Seiten und 35 Abbildungen. Leinen DM 48,-

CHRISTIAN WAGNER: **Blühender Kirschbaum. Gedichte.** Jürgen Schweier Verlag Kirchheim u. T. 1995. 166 Seiten. Leinen DM 25,-

JOCHEN BENDER: «Es geht um den Menschen». **Die Geschichte der Sport- und Jugendleiterschule Nellingen/Ruit.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Ostfildern, Band 2). Stadtarchiv Ostfildern 1995. 144 Seiten mit 55 Abbildungen. Broschiert DM 18,-

ANNI WILLMANN: **Der Glanz von Jahr und Tagen. Ernstes und Heiteres aus Stuttgart von gestern und heute.** Betulius Verlag Stuttgart 1996. 208 Seiten mit etwa 50 Abbildungen. Gebunden DM 39,80

MICHAEL FRIEDMANN: **Von der «magna carta für eine wahre Volksfreiheit» im Jahre 1847 zum Offenburger Freiheitsfest.** (Offenburger Freiheitshefte, Nr. 1). G. Braun Verlag Karlsruhe 1996. 48 Seiten mit 105 Abbildungen, davon 55 in Farbe. Broschiert DM 20,-

THEO SIMON: **Salz und Salzgewinnung im nördlichen Baden-Württemberg. Geologie, Technik, Geschichte.** (Forschungen aus Württembergisch-Franken, Band 24). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 442 Seiten mit 303 teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 64,-

Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg. Band 6. Herausgegeben von der Landesstelle für Volkskunde Freiburg, vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, von der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart und vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1995. 496 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 30,-

PETER GUTH: **Bad Teinach-Projekt. Mit einer Dokumentation von Jo Krummacher.** (Kirche und Kunst, Band 2). Radius Verlag Stuttgart 1995. 58 Seiten mit einigen Abbildungen und großformatigen, ausklappbaren Hochdrucken. Broschiert DM 59,- (für Mitglieder des Vereins Kirche und Kunst in der evangelischen Landeskirche in Württemberg: DM 25,-)

Anschriften der Autoren

Harald Buchmann, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Ruppmannstraße 21, 70565 Stuttgart
Heinrich Fischer, Fontaneweg 2, 75443 Ötisheim
Bernhard Hümmelchen, Schillerstraße 32, 71397 Leutenbach

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 70197 Stuttgart
Hans Roth, Kirchberger Straße 3, 74532 Eckartshausen
Friedemann Schmoll, Dr., Vogtshaldenstraße 47, 72074 Tübingen

Wilfried Setzler, Prof. Dr., Zwehrenbühlstraße 11, 72070 Tübingen

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18, 70563 Stuttgart-Vaihingen

Raimund Weible, Südwestpresse, Umlandstraße 2, 72072 Tübingen

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild und S. 228–237: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege; S. 230: Skizze von Dieter Kapff, Stuttgart; S. 227: Ulrich Sach, Marbach a. N.; S. 239 und 240: Peter Neumann, Ammerbuch; S. 241: Wolfgang Beutter, Tübingen; S. 243–245: Württembergische Metallwaren-Fabrik, Geislingen/Steige; S. 246: entnommen aus Otto Kuntzemüller: Die Denkmäler Kaiser Wilhelms des Großen, Bremen 1902, S. 162; S. 248: Paul Sinner, Stadtarchiv Tübingen; S. 249 und 252: Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart; S. 255–262: Bernhard Hümmelchen, Leutenbach; S. 264–269: Hans Roth, Ilshofen-Eckartshausen; S. 270–284: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart-Vaihingen; S. 299–314 und 340: Schwäbischer Heimatbund.

Protokoll der Mitgliederversammlung 1996 des Schwäbischen Heimatbundes

Samstag, 11. Mai 1996, 10.30 bis 12.00 Uhr, in Ellwangen, Haus Schönenberg

Anwesend: 82 Mitglieder.

Die Anlagen sind Bestandteil des Protokolls.

TOP 1: Begrüßung und Grußworte

Vorsitzender Martin Blümcke begrüßt die Anwesenden, namentlich den Oberbürgermeister der Stadt Ellwangen, Herrn Dr. Hans-Helmut Dieterich und den Direktor des Hauses Schönenberg, Pater Günther Kupka.

Herr Oberbürgermeister Dr. Hans-Helmut Dieterich begrüßt die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes in Ellwangen. Er bringt zum Ausdruck, daß das Engagement von Vereinen gerade in den Zeiten leerer öffentlicher Kassen von außerordentlich großer Bedeutung sei. Er dankt dem Schwäbischen Heimatbund für sein Engagement im Natur- und Landschaftsschutz sowie in der Denkmalpflege und gibt seiner Hoffnung Ausdruck, daß der Verein künftig verstärkt auch an der Peripherie des Landes aktiv werde. Herr Oberbürgermeister Dr. Dieterich wünscht der Mitgliederversammlung einen erfolgreichen Verlauf.

Pater Kupka stellt kurz das Haus Schönenberg und seine Aufgaben als religiöse Bildungs- und Wallfahrtsstätte vor. Er heißt die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes willkommen und wünscht der Mitgliederversammlung einen guten Verlauf.

Herr Blümcke dankt Herrn Oberbürgermeister Dr. Dieterich und Pater Kupka jeweils mit einem Buchgeschenk.

TOP 2: Bericht des Vorsitzenden Martin Blümcke

Herr Blümcke stellt fest, daß die Einladung zur Mitgliederversammlung satzungsgemäß und ordentlich durch Veröffentlichung in der «Schwäbischen Heimat» ergangen sei. Er verliest ein Grußwort des Präsidenten des Deutschen Heimatbundes, Herrn Dr. Hans Tiedeken, das den Anwesenden als Kopie vorliegt.

Herr Blümcke berichtet, daß im vergangenen Jahr sechs Vorstandssitzungen, zwei Beiratssitzungen sowie zwei Sitzungen der Vorsitzenden der Orts-, Stadt- und Regionalgruppen stattgefunden haben.

Die weiteren Ausführungen des Vorsitzenden sind abgedruckt im «Geschäftsbericht des Schwäbischen Heimatbundes», S. 301 ff.

Das Naturschutzzentrum könne monatlich etwa 1000 Besucher registrieren. Leiter des Naturschutzzentrums ist Herr Lothar Zier; Frau Antje Schnellbacher wurde als ABM-Kraft eingestellt. Außerdem seien einige ehrenamtliche Helfer für das Naturschutzzentrum im Einsatz.

An dieser Stelle dankt Herr Blümcke dem Geschäftsführer des Schwäbischen Heimatbundes, Dieter Dziellak, für

seinen außerordentlich großen Einsatz beim Aufbau dieser Einrichtung. Herr Blümcke dankt auch Herrn Ortsbaumeister Offenwanger für seine Mitarbeit und überreicht ihm ein Buchgeschenk.

Zum Mitgliederstand berichtet Herr Blümcke, daß auch 1995, trotz der vielen Austritte durch Tod und Alter, ein leichter Zuwachs zu verzeichnen sei. Seit diesem Jahr erhalten die Mitglieder wieder Mitgliedsausweise.

Auf der Geschäftsstelle arbeiten als hauptamtliche Mitarbeiter Geschäftsführer Dieter Dziellak, Sabine Langguth (Studienreisen) und Hans-Joachim Knupfer (Mitgliederverwaltung). Zur Ordnung und Einrichtung des Archivs und der Bibliothek konnte eine ABM-Stelle für einen Historiker geschaffen werden.

Herr Blümcke dankt an dieser Stelle herzlich den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern: Christoph Berner, Lilo und Gerhard Käser, Herta Klaar, Annelore Krauss, Ortrun-Erdmute und Herbert Lotz sowie Else Schmohl. Er gedenkt an dieser Stelle auch der im Frühjahr 1996 verstorbenen ehrenamtlichen Mitarbeiterin Elfriede Fritz.

Zum Bericht des Vorsitzenden gibt es keine Wortmeldungen.

TOP 3: Bericht des Geschäftsführers Dieter Dziellak

Herr Dziellak berichtet, daß die Häuser in der Stuttgarter Altstadt im Dezember 1995 durch die Geschäftsstelle bezogen und im Januar 1996 eingeweiht werden konnten. Der Schwäbische Heimatbund habe von allen Seiten viel Lob für die Sanierungsleistung erhalten. Die Gesamtkosten für das Projekt belaufen sich auf über 3 000 000,- DM. Herr Dziellak dankt den Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes für ihre große Spendenbereitschaft. Durch diese Spenden, den Zuschuß der Denkmalstiftung Baden-Württemberg sowie den Zuschuß der Stadt Stuttgart, die 40 % der Baukosten trage, könne man das Projekt zusammen mit dem Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart finanzieren. Herr Dziellak erwähnt an dieser Stelle die Arbeit des Bauausschusses, der den Fortgang der Baumaßnahmen begleitet habe.

Nun sei es die Aufgabe der Stadtgruppe Stuttgart, das Haus mit Leben zu erfüllen.

Das Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried in Wilhelmsdorf habe mit großen Problemen und Widerständen vor Ort zu kämpfen. Es sei außerordentlich schwierig, mit den beteiligten Institutionen und Gruppierungen zu einem Konsens für weitere Planungen zu kommen. Derzeit erscheine eine behutsame Weiterentwicklung des Naturschutzzentrums auf der Basis des von der

Aufmerksame Zuhörer bei der Rede des Vorsitzenden Martin Blümcke. Von links: Reinhard Wolf, Ulrich Gräf, Willi Lutz, Gerhard Weygandt, Fritz Oechßler, Prof. Dr. Wilfried Setzler.



Firma Pro Natur in Frankfurt erstellten Konzeptes konsensfähig. Erfolgreich sei man im weiteren Ausbau der Riedlehrpfade gewesen.

Die finanziellen Belastungen durch das Naturschutzzentrum bleiben mit ca. 50 000,- DM/Jahr überschaubar. Man werde hierbei durch die Stiftung Naturschutzfonds beim Umweltministerium Baden-Württemberg und durch das Landratsamt Ravensburg unterstützt. Von der Kreissparkasse Ravensburg habe man größere Spenden erhalten.

Durch die Verlagerung der Büroräume ins Dachgeschoß habe man einen Veranstaltungsraum für ca. 20 Personen im Erdgeschoß des Hauses schaffen können.

Herr Blümcke ergänzt, daß als nächstes Ziel der Kauf von 21 Hektar Fläche im Naturschutzgebiet anstehe. Hierfür müsse man mit Kosten von ca. 360 000,- DM rechnen.

Zum Bericht des Geschäftsführers gibt es keine Wortmeldungen.

TOP 4: Bericht des Schatzmeisters Gerhard Weygandt

Die Jahresrechnung 1995 ist geprägt vom Bauvorhaben Weberstraße 2 in Stuttgart. Ich möchte Ihnen dazu noch einige Erläuterungen geben.

Zunächst danke ich Ihnen herzlich, nicht nur für den Mitgliedsbeitrag von 48 Mark, sondern daß viele von Ihnen bereit sind, diesen Beitrag aufzustocken, so daß wir jährlich zwischen 100 000 und 120 000 Mark Spenden für unsere vielfältigen Aufgaben einnehmen können.

Weiter empfinde ich es als großartig, daß darüber hinaus bis jetzt für das Bauvorhaben Weberstraße insgesamt 430 000 Mark gespendet wurden. Allein im vergangenen Jahr wurden über 100 000 Mark gespendet. Es ist ein Zeichen der großen Solidarität unserer Mitglieder, daß sie für diese einmalige Aufgabe in diesem Umfang gespendet haben. Daß das Bauvorhaben Weberstraße/Richtstraße so erfolgreich abgewickelt werden konnte, ist in aller erster Linie der unermüdlichen und höchst professionellen

Arbeit unseres Geschäftsführers, Herrn Dieter Dziellak, zu verdanken. Er hat seine ganze Erfahrung als erfolgreicher Bürgermeister in diesem sehr schwierigen und risikoreichen Vorhaben eingesetzt und sich wirklich um jede Einzelheit selbst gekümmert. Dafür auch vom Schatzmeister aus Dank und Anerkennung!

Wenn Sie die Ihnen vorliegenden Unterlagen lesen oder bereits gelesen haben, wird Ihnen aufgefallen sein, daß wir im vergangenen Jahr erhebliche Zuschüsse im Bereich des Naturschutzes erhalten haben. Diese betragen fast 240 000 Mark. Hinter dieser Summe verbirgt sich insbesondere auch der erstmalige Erwerb eines archäologisch wichtigen Grundstücks in Ertingen im Kreis Biberach mit rund 90 000 Mark.

Wenn Sie dann weiter in der mittleren Zahlenkolonne der Haushaltsrechnung 1995 abwärts gehen, wird Ihnen auch der Betrag von rund 220 000 Mark Zuschüsse für das Naturschutzzentrum ins Auge fallen. Hier handelt es sich um Landesbeihilfen für Maßnahmen am Naturschutzzentrum, die bereits 1994 ausgegeben wurden, wogegen die Zuschüsse erst 1995 geflossen sind.

Daß wir im «Baujahr» 1995 noch mit Zinserträgen von über 30 000 Mark rechnen konnten, läßt auf einen sorgfältigen Umgang mit den anvertrauten Geldern schließen. Auch hier wieder ein besonderes Lob für Herrn Dziellak, der dieses Kunststück bewirkt hat.

Im Veranstaltungsbereich können wir durch die vielfältigen Aktivitäten wiederum eine Steigerung verzeichnen, so daß hier Einnahmen in Höhe von 1,1 Millionen Mark stehen. Diesem Betrag stehen Ausgaben in Höhe von 880 000 Mark gegenüber, wobei die Personal- und Sachkosten der Geschäftsstelle nicht berücksichtigt sind. Von letzteren, das sind rund 320 000 Mark, können laut Entscheidung des Finanzamtes ca. 200 000 Mark zu den Veranstaltungsfremdkosten dazugerechnet werden. Es handelt sich also nicht um «Gewinne».

Unsere hervorragende Zeitschrift Schwäbische Heimat kostet uns jährlich netto rund 200 000 Mark. Damit sind

zwei Drittel der regulären Beiträge von 48 Mark für die Herstellung der Zeitschrift aufgebraucht, so daß für alle anderen Aufgaben des Schwäbischen Heimatbundes nicht mehr allzu viel Geld zur Verfügung steht.

Wenn Sie auf Ihrer Vorlage weiter nach unten zum Punkt Ausgaben gehen, so werden Sie insbesondere bei Punkt 11 feststellen, daß für die Preisverleihungen des Denkmalschutzpreises und des Kulturlandschaftspreises erhebliche Kosten entstanden sind. Dies ist die Folge der Buchungssystematik, da die Preisgelder für den Kulturlandschaftspreis von der Sparkassen-Stiftung Umweltschutz als Spende zu betrachten sind, und wir diese Gelder über die Stadtkasse Stuttgart noch im Jahr 1995 führen mußten, jedoch der Rückfluß an uns erst im Jahr 1996 zu verzeichnen war.

Die Personalkosten und die Kosten für die Geschäftsstelle sind im Vergleich zum Volumen des Haushalts vertretbar. Der größte Anteil der Ausgaben ist Ziffer 15 mit 1,2 Millionen Mark Baukosten für die Rettung der Altsiedelhäuser. Wir hoffen darauf, daß im Jahr 1996 die noch in Aussicht gestellten und bereits zugesagten Zuschüsse eintreffen, damit die im vergangenen Jahr aufgebrauchten Reserven wieder angelegt werden können.

Aus der Position Darlehenszinsen können Sie die jährliche Belastung entnehmen.

Die beiden letzten Positionen der Ausgaben betreffen das Naturschutzzentrum: zum einen die Investitionen und dann den Betrieb. Zum Betrieb des Naturschutzzentrums ist noch zu erwähnen, daß wir vom Land für den Betrieb eine jährliche Beihilfe von 40 000 Mark erhalten, die bei den Einnahmen enthalten ist.

Wenn Sie dann am Schluß sehen, daß sich für das vergangene Jahr eine Vermögensminderung um 466 780,85 Mark ergeben hat, so liegt der Hauptgrund im Bauvorhaben Weberstraße. Dieser Fehlbetrag wurde mit einem Darlehen bei der Württemberger Hypo und einem Darlehen beim Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart ausgeglichen. Diese beiden Darlehen sind zu verzinsen und zu tilgen.

Meine Damen und Herren, mir persönlich und auch dem Vorstand macht die solide und langfristige Finanzierung des Vereins doch erhebliche Sorgen, da die regulären Einnahmen nicht oder nur knapp ausreichen, um die laufenden Ausgaben zu decken. Wir müssen versuchen, bei den Ausgaben jede Position zu überprüfen und, wenn dies nicht ausreicht, um die künftigen Haushalte auszugleichen, auch die Einnahmesituation des Vereins überdenken. Wir haben eine erhebliche Personalverantwortung und weitere dauerhafte finanzielle Verpflichtungen. Für beides brauchen wir möglichst sichere und berechenbare Einnahmen.

Am Anfang habe ich gesagt, daß Ihre Spendenbereitschaft außerordentlich hoch ist und dafür sind wir sehr dankbar. Wir können aber nicht immer mit gleichbleibend hoher Spendenbereitschaft rechnen. Wir können weiter nicht immer davon ausgehen, daß unsere Veranstaltungen gleichbleibende Einnahmen erzielen. Aus diesem Grund ist mir die langfristige Sicherung der Finanzen des Schwäbischen Heimatbundes mit berechenbaren

Einnahmen ein besonderes Anliegen. In der letzten Vorstandssitzung haben wir eine kleine Kommission gebildet, die sich intensiv damit befassen wird, alle ausgabenrelevanten Positionen zu durchleuchten. Ich bedauere es außerordentlich, daß es früher nicht gelungen ist, eine laufende Förderung durch das Land Baden-Württemberg für unsere Arbeit im Naturschutz und der Denkmalpflege zu erhalten. In der jetzigen Situation werden wir auch wohl keinen Antrag mit Erfolg stellen können.

Der Schwäbische Heimatbund war immer stolz auf seine Eigenständigkeit, insbesondere im finanziellen Bereich, und die damit verbundene Unabhängigkeit. Trotzdem sehen wir, wie Naturschutzverbände im Land oder unsere Schwesterverbände in den anderen Ländern der Bundesrepublik von den jeweiligen Landesregierungen eine ordentliche Finanzausstattung erhalten.

Ich hoffe und wünsche, daß es uns gelingt, wie schon gesagt, die Finanzen des Heimatbundes so zu ordnen, daß eine sichere jährliche Finanzierung gewährleistet ist. Ich danke Ihnen nochmals für all Ihre Hilfe und bitte auch weiterhin um Ihre Unterstützung.

TOP 5: Bericht des Kassenprüfers Alfred Müsle

Herr Blümcke verliest den Bericht des nicht anwesenden Kassenprüfers.

TOP 6: Entlastung des Vorstandes durch die Mitgliederversammlung

Herr Heinzelmann stellt den Antrag auf Entlastung des Vorstandes. Die Entlastung wird einstimmig, bei Enthaltung der Vorstandsmitglieder, erteilt.

TOP 7: Verabschiedung von Resolutionen

a) Windkraftanlagen

Herr Prof. Dr. Weller trägt den im Vergleich zur Vorlage leicht veränderten Entwurf zu dieser Resolution vor und bittet die Anwesenden um Diskussion. Er bemerkt, daß es vorrangiges Ziel sein sollte, Energie zu sparen. Man wolle sich mit der Resolution nicht generell gegen die Nutzung der Windkraft aussprechen, sie dürfe aber nicht unkontrolliert und überall eingesetzt werden.

Frau Seitz gibt zu bedenken, daß die jetzt noch auftretenden Probleme durch die Windkraftanlagen nur durch den Betrieb von Anlagen beseitigt werden könnten. Auch die Wirtschaftlichkeit solcher Anlagen könne nur durch den Betrieb geprüft werden.

Herr Weygandt erwidert, daß heute schon erwiesen sei, daß diese Anlagen in Baden-Württemberg nicht wirtschaftlich arbeiten könnten.

Herr Prof. Weller bittet daraufhin um Abstimmung. Die von Herrn Prof. Dr. Weller vorgetragene Form der Resolution wird von der Mitgliederversammlung bei vier Enthaltungen und keiner Gegenstimme angenommen.

b) Stuttgart 21 und Neubaustrecke Stuttgart-Ulm

Herr Oechßler trägt den im Vergleich zur Vorlage leicht veränderten Entwurf zu dieser Resolution vor und bittet die Anwesenden um Diskussion.

Herr Offenwanger gibt zu bedenken, daß durch das Großprojekt Stuttgart 21 und die Planung der Neubaustrecke Stuttgart-Ulm die Verkehrsanbindung des ländlichen Raumes stark vernachlässigt werde. Projekte für den ÖPNV im ländlichen Raum könnten nun nicht mehr finanziert werden. Er bittet den Schwäbischen Heimatbund, sich auch mit diesem Thema zu befassen. Herr Oechßler verweist hier auf den Arbeitskreis «Ländlicher Raum» des SHB und bittet Herrn Prof. Simons, sich im Arbeitskreises mit diesem Thema zu befassen.

Herr Oechßler bittet daraufhin um Abstimmung. Die Resolution wird einstimmig verabschiedet.

c) Neuordnung des Naturschutzes im Land

Herr Dr. Rathfelder trägt den im Vergleich zur Vorlage leicht veränderten Entwurf zu dieser Resolution vor. Er verweist auf die Aktualität dieses Themas und die große Gefahr, die dem Naturschutz im Land durch die Neuordnung und den Wegfall der bisher nicht weisungsgebundenen Fachbehörden drohe. Zum Entwurf zu dieser Resolution gibt es keine Wortmeldungen.

Herr Dr. Rathfelder bittet daraufhin um Abstimmung. Die Resolution wird einstimmig verabschiedet.

TOP 8: Entscheidung über eingegangene Anträge

Herr Blümcke stellt fest, daß keine Anträge vorliegen.

TOP 9: Verschiedenes

Keine Wortmeldungen.

Herr Blümcke beschließt die Mitgliederversammlung.

Mitgliederversammlung 1997

Die Mitgliederversammlung 1997 des Schwäbischen Heimatbundes wird am Samstag, 7. Juni 1997, im Bildungshaus Kloster Kirchberg bei Sulz am Neckar stattfinden. Wie in den letzten Jahren werden wir am Samstag, 7. Juni, und Sonntag, 8. Juni 1997, ein attraktives Begleitprogramm mit Besichtigungen, Führungen, Exkursionen und Abendveranstaltung organisieren. Es besteht die Möglichkeit, im Kloster Kirchberg zu übernachten.

Bitte merken Sie sich diesen Termin heute schon vor. In Heft 1/1997 der Schwäbischen Heimat werden wir das ausführliche Programm der Mitgliederversammlung abdrucken.



Vorsitzender Martin Blümcke und Protokollantin Sabine Langguth.

Geschäftsbericht 1995 des Schwäbischen Heimatbundes

Mitgliederversammlung, Vorstand und Beirat

Die Mitgliederversammlung für das Vereinsjahr 1994 fand am 8. April 1995 in Maulbronn-Schmie statt. 120 Mitglieder nahmen an der Mitgliederversammlung und am Programm, das am 8. und 9. April 1995 angeboten wurde, teil. Sechs Vorstandssitzungen, zwei Beiratssitzungen und zwei Besprechungen mit den Vorsitzenden der Orts-, Stadt- und Regionalgruppen fanden statt. Martin Blümcke ist einer der Vizepräsidenten des Deutschen Heimatbundes. Prof. Detlev Simons arbeitet in der Fachgruppe «Ländlicher Raum», Reinhard Wolf in der für Naturschutz und Johannes Wetzel in der Fachgruppe «Bau- und Denkmalpflege» des Deutschen Heimatbundes mit.

Rettung der Altsiedelhäuser im Stuttgarter Leonhardsviertel

Das Jahr 1995 war von einer intensiven Bauphase geprägt, dies kommt auch zum Ausdruck bei den Aufwendungen, die bei 1,2 Millionen Mark im Rechnungsjahr 1995 lagen. Es handelte sich im wesentlichen um die Ausbaurbeiten und um die Außenisolierungsarbeiten in der Richtstraße am Gebäude Weberstraße 2. Die Ausbaurbeiten konnten Mitte Dezember abgeschlossen werden, so daß die neue Geschäftsstelle bezugsfertig war. Am 26. Januar 1996 wurde die Geschäftsstelle offiziell eingeweiht und an den Tagen der offenen Tür am 4. und 5. Mai den Mitgliedern, Bauspendern und der Öffentlichkeit vorgestellt. Zu dieser Veranstaltung kamen ca. 900 Interessierte. Die Gesamtkosten für das Bauvorhaben (Grunderwerb,



Neue Geschäftsstelle Weberstraße 2 – Schiefe Böden mußten durch Absätze ausgeglichen und störende Balken umwickelt werden.

Baukosten, Möblierung und Einrichtung) werden bei über 3 000 000 Mark liegen. Erfreulich entwickelte sich das Spendenaufkommen der Mitglieder. Wir können heute 430 000 Mark an Spenden verzeichnen. Auch die Denkmalstiftung Baden-Württemberg erhöhte ihre Zuwendung von 300 000 auf 400 000 Mark. Die Landeshauptstadt Stuttgart stellte in Aussicht, daß der Bauherr Schwäbischer Heimatbund und Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart mit 40% Zuwendung aus den anerkannten Baukosten rechnen kann. Dies wäre eine Erhöhung des bisherigen Zuschusses von 600 000 Mark auf rund eine Million Mark. Damit dürften die größten Finanzierungsschwierigkeiten beseitigt sein, jedoch belasten die Darlehensaufnahmen in Höhe von 525 000 Mark den Verein nach wie vor. Insofern ist weiterhin jede Spende eine große Hilfe.

Die Geschäftsstelle hat sich im ersten Obergeschoß der Gebäude etabliert, der Veranstaltungsraum im Erdgeschoß zeigt schon die ersten Spuren seiner vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten und die Archiv- und Registraturbestände sind weitgehend geordnet. In den nächsten Wochen und Monaten wird die ausgelagerte Bücherei heimgeholt und benutzbar gemacht.

Vielfältige Aktivitäten können nun im Mehrzweckraum stattfinden, wofür sich insbesondere die Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes einsetzen will. Auch das äußere Umfeld unseres neuen Domizils wurde erheblich verbessert. So wurde die Weberstraße nach historischem Vorbild mit Katzenkopfpflaster erneuert mit zwei schmalen Gehwegen. Das Gartenbauamt der Stadt Stuttgart hat die Grünanlage an der Hauptstätter Straße neu gestaltet. Nun fehlt eigentlich nur noch, daß die 15 bis 20 Müllcontainer in der Richtstraße in den jeweiligen Gebäuden abgestellt werden und nicht, wie bisher, unter den Fenstern der Geschäftsstelle.

Denkmalschutz und Denkmalschutzpreis

Der Denkmalausschuß traf sich zu drei Sitzungen, ebenso das Redaktionskomitee für die beginnende Reihe in der Schwäbischen Heimat «Neues Bauen an alten Bauten». Neben der Beratung über Einzelfälle war insbesondere die Neufassung der Landesbauordnung ein wichtiger Anlaß und wir haben Stellungnahmen an die Landtagsabgeordneten, aber auch an das Wirtschaftsministerium abgegeben. Die Praxis zeigt, daß bei dem nunmehr eingeführten Kenntnisnahmeverfahren für die Durchführung eines Bauvorhabens der Denkmalschutz Not leidet und hier insbesondere die Archäologie. Zur Frage der Neuordnung der Denkmalpflege in Baden-Württemberg war der Verein zu einem Gespräch mit der CDU-Landtagsfraktion eingeladen. Dieses Gespräch verlief sehr konstruktiv, insbesondere deshalb, weil die Versetzung der Konservatoren von den Landesdenkmalämtern zu den unteren Denkmalbehörden bedeutet hätte, daß man 191 untere Baurechtsbehörden hätte bedienen müssen. Es bleibt zu hoffen, daß die bisherige unabhängige Behörde der Denkmalpflege erhalten bleibt und auch beibehalten wird, daß bei Dissenzfällen das Regierungspräsidium als höhere Denkmalschutzbehörde entscheidet. In die Öffentlichkeit soll mit zwei Themen gegangen werden: Es wird zum Erhalt und zum Erkennen der Kleindenkmale aufgerufen. Zu diesem Thema wird Ende September 1996 in Freudenstadt ein Symposium veranstaltet werden. Das Thema Denkmalpflege bei Betonbauten soll im Winter 1996 bei einer Veranstaltung in Stuttgart erörtert werden. Bei der Fensterbaumesse auf dem Killesberg in Stuttgart wurde zusammen mit der Holzmanufaktur Rottweil an einem Stand Werbung für den Schwäbischen Heimatbund gemacht. Ein besonderes Ereignis im Bereich der Denkmalpflege ist der Erwerb eines archäologischen Grundstücks in Ertingen im Kreis Biberach. Die dort vorhandene römischen Straßenstation konnte so gesichert werden.

Der Denkmalschutzpreis erfreut sich auch weiterhin einer großen Aufmerksamkeit. 38 Bewerbungen waren eingegangen und die Jury tat sich wie immer sehr schwer, nach einer zweitägigen Besichtigungsrundfahrt aus den zwölf Teilnehmern der Endrunde die fünf herausragenden Beispiele auszuwählen. Bei der Preisverleihung am 2. Oktober 1995 in Metzingen konnten eine Jugendstilvilla in Metzingen, ein Bier- und Eiskeller in Munderkingen, ein Kinzigtäler Schwarzwaldhaus in Schiltach-Vorderlehen-

gericht, eine gründerzeitliche Stadtvilla in Schwäbisch Gmünd und ein stattliches Fachwerkgebäude in Vaihingen/Enz ausgezeichnet werden. Die Zusammenarbeit mit der Württemberger Hypo, die diesen Preis sponsort, gestaltet sich sehr konstruktiv und harmonisch. Im Jahr 1994 war beschlossen worden, daß im Anschluß an die Fotoausstellung der prämierten Objekte am Ort der Preisverleihung, diese noch an den vier Orten der anderen Preisträger stattfinden sollte. Die Fotoausstellung wanderte so von Bad Mergentheim über Krautheim, Biberach und Rottweil nach Schwäbisch Hall. Die hohen Kosten, die dabei entstanden, waren jedoch nicht mehr vertretbar, weshalb von diesen Einzelausstellungen ab 1995 abgesehen wurde.

Naturschutz

Die Resolution zum Erhalt der Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege, verfaßt und beschlossen bei der Mitgliederversammlung in Maulbronn, stieß auf große Resonanz und ließ erkennen, daß unser Anliegen viele Befürworter hat. Daß die jetzige Koalitionsvereinbarung für die neue Landesregierung die Auflösung der Naturschutzstellen vorsieht, ist mehr als bedauerlich.

Auch im Jahr 1995 wurde weiter Grunderwerb betrieben zur Arrondierung bereits bestehender Flächen in Naturschutzgebieten, Naturdenkmälern und geplanten Naturschutzgebieten. So konnten im Pfrunger Ried auf den Gemarkungen Pfrungen, Wilhelmsdorf und Esenhausen Grundstücke erworben werden. Ebenso auf den Gemarkungen Riedhausen und Königseggwald. Weitere Grundstücke wurden in Untermarchtal, Rangendingen-Bietenhausen, Albstadt-Pfeffingen, Dotternhausen und in Maulbronn-Zaisersweiher erworben.

Im Rechnungsjahr 1995 wurden Kaufpreise für über 12,7 Hektar Grundstücksfläche bezahlt. An dieser Stelle ist

wie in den vergangenen Jahren das unermüdliche Wirken von Notar i.R. Walter Halm zu nennen, der die Geschäftsstelle in dieser Arbeit äußerst wertvoll unterstützt. Die Verbote einer sich verschlechternden Haushaltslage des Landes Baden-Württemberg ließen ab Herbst 1995 keine Bewilligungen von Zuschüssen in Höhe von 80 bzw. 90 % mehr zu. Ein großer Brocken steht zum Erwerb an, nämlich 22 Hektar, die Hund'schen Teiche auf Gemarkung Pfrungen und Riedhausen im Pfrunger-Burgweiler Ried. Zur Zeit ist jedoch nicht an den Erwerb zu denken, da keine Mitfinanzierung des Landes gegeben ist. Wir bemühen uns um weiteren Grunderwerb an den Weiherwiesen in Essingen, wo durch Aufforstungen am Wasserablauf des Weiherwiesenbachs ein Kaltluftsee entsteht. Jedoch ist bis heute keine Bereitschaft der Eigentümer zu erkennen, ihre Grundstücke zu verkaufen bzw. einzutauschen.

Eine ganze Reihe von Pflegeaktionen sind im vergangenen Jahr durchgeführt worden. Die größte fand wie immer am Irrenberg statt, an der über 100 Personen teilnahmen, wobei der Heimatverein Kohlraisle aus Tieringen sich wieder mit der Durchführung der Mähaktion hervortat. Ebenso die Ortschaftsverwaltung Zillhausen der Stadt Balingen mit der Verpflegung der Helfer. Aber auch die erstmals durchgeführte Aktion Tiefenbachtal in Schwäbisch Gmünd-Bettringen mit 25 Helfern war ein Erfolg, ebenso wie die zum dritten Mal veranstaltete Pflegeaktion am Grafenberg in Herrenberg-Kayh. Der Wegebau am Naturschutzgebiet Irrenberg beschäftigte uns auch 1995 wieder, denn nach dem Bau des langen Weges im Bereich des Gewanns Schönenhalde ist immer noch ein Wunsch der dortigen Bürgerschaft da, über Grundstücke des Heimatbundes ein weiteres Waldgebiet zu erschließen. Die Betreuung der Grundstücke nimmt einen erheblichen Arbeitsumfang an, denn nicht überall sind



Dank an den unermüdlichen Grunderwerber für den Schwäbischen Heimatbund, Walter Halm, durch den Vorsitzenden Martin Blümcke.

ehrenamtlich tätige Mitglieder bereit, sich um den Grundbesitz zu kümmern und mit offenen Augen über die Grundstücke zu gehen, sei es die Überwachung des Reitverbotes auf den Hochwiesen bei Pfullingen, Mithilfe bei Pflegemaßnahmen in Schöntal-Marlach oder die Meldung über einen fehlenden Rechen am Mönch des Birkensees bei Kaisersbach, um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Antragstellung beim Umweltministerium auf Anerkennung als Naturschutzverband nach § 29 Bundesnaturschutzgesetz, wie auch eine Reihe in der Zeitschrift Schwäbische Heimat über reaktivierte Bahnstrecken waren Gegenstand der Beratungen des Naturschutzausschusses.

Für den Kulturlandschaftspreis ging die Rekordzahl von 67 Bewerbungen ein. Die Vielfalt der Bewerbungen spiegelte das gesamte Schaffen von Bürgern und Gruppen aus dem Land wieder. Sieben Preisträger konnten am 2. November 1995 in Meßstetten-Tieringen einen Preis aus den Händen des Umweltministers Harald B. Schäfer erhalten. Dieser Preis wurde erstmals mit dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband und seiner Sparkassen-Stiftung Umweltschutz vergeben. Diese Konstellation erwies sich für alle Beteiligten als Glücksfall, da durch die Verbreitung über die Sparkassenorganisation mehr Aufmerksamkeit auf diesen Preis gelenkt werden konnte. Die Erstellung einer neuen farbigen Ausschreibungsbroschüre und die Erhöhung der Anzahl von fünf auf sieben Preisträger mit einem Preisgeld von je 2000 Mark steigerte die Attraktivität. Für 1996 hat der Württembergische Sparkassen- und Giroverband und seine Sparkassen-Stiftung Umweltschutz das Preisgeld auf insgesamt 21 000 Mark erhöht. Die Ausschreibung wird von der Bevölkerung wahrgenommen, da sie in sämtlichen Sparkassen des Verbandsgebiets ausliegt. Ausgezeichnet wurden 1995 die Elpersheimer Landwirte der Stadt Weikersheim für die Erhaltung der Steinriegellandschaft Leitenbuckel, die Öhringer Albvereinsgruppe für die Erhaltung eines Hohlweges und einer Heckenlandschaft bei Pfedelbach und Öhringen im Hohenlohekreis, die fünf Partner der Landschaftspflegegemeinschaft Volksmarsberg in Oberkochen im Ostalbkreis, Hans Freiherr Hiller von Gaertringen für eine naturnahe Waldwirtschaft im Privatwald bei Gärtringen im Landkreis Böblingen, Landwirte im Sulzbachtal bei Lauterbach im Landkreis Rottweil, die Familie Rieckert für den Erhalt der Schafweiden rund um das Galthus in Albstadt-Ebingen im Zollernalbkreis und der Heimatverein Kohlraisle Tieringen für den Erhalt von Wacholderheiden auf der Albhochfläche um Meßstetten-Tieringen im Zollernalbkreis.

Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried

Eigentlich sollte das Jahr 1995 dazu dienen, die innere Struktur für das Naturschutzzentrum zu festigen und weiter in dem kleinen Gebäude den Ausbau fortzusetzen sowie die Riedlehrpfade auszubauen. Es kam jedoch anders, weil die vom Schwäbischen Heimatbund in Auftrag gegebene Studie zum Ausbau und Aufbau eines Natur-

schutzzentrums in Wilhelmsdorf für sehr viel Aufregung in der Gemeinde sorgte. Die Studie, von der Planungsgruppe Pro Natur in Frankfurt verfaßt, ließ Befürchtungen wachsen, daß das Naturschutzzentrum mehr Besucher anziehen würde, als es für das Schutzgebiet verträglich sei und daß die Zurschaustellung von Natur den Schutzgedanken zurückdränge. Die Vorstellung der Studie im Gemeinderat von Wilhelmsdorf war von Sachlichkeit geprägt. Bis jedoch der zuständige Ausschuß tagte, war in öffentlichen Stellungnahmen des NABU Wilhelmsdorf eine deutliche Stimmungsmache gegen den Heimatbund zu spüren. Für die Medien war eine solche Auseinandersetzung im Vorfeld der Beratungen in den Gremien ein gefundenes Fressen. In der folgenden Sitzung des Ausschusses für das Naturschutzzentrum war es außerordentlich schwierig, zu einem Konsens für weitere Planungen zu kommen. Ein von der CDU Wilhelmsdorf veranstaltetes öffentliches Forum trug erheblich zur Aufklärung bei und auch ein Gespräch mit der SPD-Fraktion des Gemeinderates von Wilhelmsdorf. Konsensfähig erscheint eine behutsame Weiterentwicklung des Naturschutzzentrums auf der Basis des Konzepts von Pro Natur.

Das Investitionsprogramm zum Ausbau der Riedlehrpfade war beträchtlich, es wurden zwei größere Brücken erstellt im Bereich des alten Riedlehrpfades und eine ganze Reihe von Bohlenwegen im Naturschutzgebiet Überwachsener See und Eulenbruck um die Bodenflora zu schonen und zu schützen. Damit ging auch die Beschilderung des Riedlehrpfades sowie die Ergänzung mit einem geologischen Teil direkt am Gebäude des Naturschutzzentrums einher. Mittel des Landes über das Landratsamt Ravensburg, Mittel des Naturschutzfonds beim Umweltministerium Baden-Württemberg, Sachspenden von Unternehmen und Zuwendungen von zahlreichen Institutionen wie Landrat Dr. Blaser und Sparkasse Ravensburg, haben dazu beigetragen, daß am 19. April 1996 eine Erweiterung der Riedlehrpfade feierlich begangen werden konnte.

Eine große Summe muß für die Unterhaltung der Riedlehrpfade ausgegeben werden, denn die gezielte Besucherlenkung führt dazu, daß diese Pfade mit Häckselgut bzw. Rindenmulch immer wieder in einen begehbaren Zustand gebracht werden müssen. Hier arbeiten insbesondere die Zieglerschen Anstalten mit, die Patienten der Ringgenhofklinik und des Rotachheims sowie auf einem Teil des Riedlehrpfades die Ortsgruppe des Naturschutzbundes Wilhelmsdorf. Als großer Mangel erweist sich immer mehr, daß im Haus kein geeigneter größerer Raum zur Verfügung steht, um mehr als 15 Personen über die Arbeit im Naturschutzzentrum zu informieren. Das Haus war ja als Einfamilienhaus gebaut worden. Deshalb wurde das Büro des Zentrums, das sich im Erdgeschoß befand ins Dachgeschoß verlegt. Aus diesem Raum ist nun ein kleiner Veranstaltungs- und Ausstellungsraum für max. 20 Personen entstanden. Durch die großzügige Spende von 1000 naturkundlichen Büchern durch Frau Hanna Schmid aus Weingarten, deren verstorbener Ehemann Paul Schmid jahrelang Naturschutzbeauftragter

des Landkreises war, konnte eine stattliche Bücherei angelegt werden, die jetzt auch im Dachgeschoß untergebracht ist. Der Ausschuß des Naturschutzzentrums tagte drei Mal und es wurde eine Besichtigungsfahrt zu den Naturschutzzentren Bad Wurzach und Bad Buchau durchgeführt. Abteilungsleiter Bauer vom Umweltministerium Baden-Württemberg besuchte mit weiteren leitenden Mitarbeitern das Naturschutzzentrum. Der Tübinger Presseclub informierte sich ebenfalls. Ein Naturschutzzentrum ist auf Dauer nicht nur mit einer ehrenamtlich tätigen Person, wie Herrn Oberförster i. R. Lothar Zier, zu betreiben, weshalb seit 1. November 1995 Frau Antje Schnellbacher, eine Diplom-Biologin, mit einem Zeitvertrag beschäftigt ist. Das Dachgeschoß mußte mit geringen Mitteln für die Büronutzung gestaltet werden; die Möbel kamen von der alten Geschäftsstelle Charlottenplatz 17. Lediglich eine zeitgemäße EDV-Ausstattung und ein Fotokopierer sowie ein Faxgerät wurden angeschafft.

An Werktagen kommen vorangemeldete Besucher und Gruppen ins Naturschutzzentrum, während an Sonn- und Feiertagen nachmittags für jedermann geöffnet ist. Die Riedlehrpfade und das Haus werden im Schnitt mo-

natlich von 1000 Personen besucht. Erfreulich ist die Mitarbeit von einer ganzen Reihe von Personen aus Wilhelmsdorf beim Sonntagsdienst. Durch die erstmalige Herausgabe eines gedruckten Jahresprogramms 1996 wurde die Aufmerksamkeit der Region für das Zentrum wesentlich erhöht. Ziel ist die Besucherlenkung, damit das eigentliche Naturschutzgebiet nicht mehr betreten wird.

Veranstaltungsprogramm

Mit 64 Veranstaltungen war das Reiseprogramm 1995 wieder sehr umfangreich. Längeren Studienreisen ins In- und Ausland standen wieder zahlreiche Tagesfahrten und Exkursionen gegenüber. Als besonderer Anziehungspunkt erwiesen sich die zusätzlich angebotenen zahlreichen Ausstellungssonderfahrten. Das umfangreiche Programm wirkte sich auch auf die Haushaltsrechnung 1995 aus. Einnahmen in Höhe von 1,11 Millionen Mark stehen Ausgaben in Höhe von rund 880 000 Mark gegenüber. Letztere sind Fremdleistungen an Unternehmen und Hotels. Der Differenzbetrag wird aber dringend benötigt, um die zur Organisation notwendigen Sach- und Personalkosten zu decken.

Der Veranstaltungsausschuß traf sich 1995 drei Mal, um über Inhalt und Durchführung des Reiseprogramms zu sprechen. Der Schwäbische Heimatbund strebt an, bei der Durchführung von Veranstaltungen mit anderen Vereinen zu kooperieren. Eine solche Kooperation besteht bereits mit Schwaben International, mit der Gesellschaft für Naturkunde, mit dem Verein für Familien- und Wappenkunde und dem Treffpunkt Senior Rotebühlplatz. Ein positiver Nebeneffekt dieser Kooperation ist, daß der Schwäbische Heimatbund auch bei den Mitgliedern dieser Vereine bekannt wird. Das seit 1995 neu gestaltete, und damit auch teurere Programmheft wurde positiv aufgenommen, das handlichere Format und die übersichtlichere Darstellung wurde von vielen Seiten gelobt. Als Schwerpunktthema für 1996 wurde anlässlich seines 500. Todestages das Thema Graf Eberhard im Bart gewählt.

Zeitschrift Schwäbische Heimat

Der Verein ist in der glücklichen Lage, eine hochwertige landeskundliche Zeitschrift herauszugeben, die im Blätterwald der Journale ihresgleichen sucht. Deshalb erhalten wir rundum auch sehr viel Zustimmung zum Inhalt unserer Zeitschrift. Über die vielfältigen Aktivitäten des Schwäbischen Heimatbundes konnte auch immer wieder in SH-Intern berichtet werden, so daß die Mitglieder über die laufende Vereinsarbeit und auch besonders über das Bauvorhaben Weberstraße informiert sind. Auch die Beiträge «Zur Sache» erregen in der Öffentlichkeit viel Aufmerksamkeit. Unsere Aufrufe nach alten Heften der Schwäbischen Heimat haben ein ungeahntes Echo hervorgerufen. Wir besitzen nunmehr jeweils fast 20 Hefte aller seit 1950 herausgegebenen Einzelexemplare. Aber auch einige der sehr raren Schwäbischen Heimatbücher von 1909 bis 1949 konnten wir kostenlos erhalten. Dafür



Exkursion bei der Mitgliederversammlung zu den Essinger Weiherwiesen. Dr. Hans Mattern erläutert den Schutzzweck des Naturschutzgebietes.

danken wir besonders. Wir sind jetzt tatsächlich in der Lage, im begrenztem Umfang natürlich, auch alte Hefte wieder abzugeben. Das bis 1970 geführte Inhaltsverzeichnis soll bis 1985 ergänzt werden, ab diesem Zeitpunkt ist ein kompletter Index der Landesbibliothek vorhanden, der uns ergänzt vorliegen wird.

Im Redaktionsausschuß, aber auch im Vorstand wird immer wieder darüber beraten, das äußere Erscheinungsbild der Zeitschrift dem Lesergeschmack anzupassen, ohne den Charakter oder die Qualität zu beeinträchtigen. Allein die hohen Herstellungskosten zwingen uns, ständig nach weiteren Möglichkeiten der Kostensenkung zu suchen, wenn es schon nicht gelingt, das Anzeigenvolumen zu erhöhen oder die Mitglieder- bzw. die Abonnentenzahl.

Ortsgruppen und Chor des Schwäbischen Heimatbundes

Die Arbeit in den Ortsgruppen gestaltete sich auch in diesem Jahr sehr vielfältig, zum einen gestalten die meisten Ortsgruppen auch ein Programm mit Besichtigungen, Exkursionen und Vorträgen für ihre Mitglieder, zum anderen beziehen sie Stellung zu Themen vor Ort, oftmals in Zusammenarbeit mit anderen örtlichen Vereinen.

Die Bezirksgruppe Alb-Donau-Ulm wurde 1995 nach längerer Pause wieder aktiv. Auftaktveranstaltung war eine auch für Nichtmitglieder offene Führung durch die Basilika und Bibliothek des Klosters Wiblingen. Zwei Tagesfahrten führten zu den «Römern in Ostwürttemberg» und zum «Kloster Neresheim». Die Gruppe möchte sich auch dem Erhalt der schwäbischen Mundart widmen, so war der Mundartdichter Karl Napf zu Gast.

Die Bezirksgruppe Backnang veranstaltete wieder zahlreiche Vorträge und Fahrten, wie z. B. zum Lago Maggiore, nach Florenz, aber auch in die nähere Umgebung nach Maulbronn und zu den Cannstatter Quellen. Das Wohl des Gesamtvereins ist auch dieser Ortsgruppe ein besonderes Anliegen, so wird immer wieder zu Spenden für das Bauvorhaben Weberstraße aufgerufen. Die Bezirksgruppe möchte sich 1996 wieder zum Thema «Güterverkehr von der Straße zur Bahn» zu Wort melden.

Die Bezirksgruppe Heilbronn berichtet davon, daß die angebotenen Veranstaltungen immer sehr gut besucht waren. Vorträge und Fahrten mit verschiedenen Schwerpunkten zeigen das breite Interesse auf («Aufgabe und Bedeutung der Städtischen Museen Heilbronn», «Landschaft und Naturdenkmale um Wüstenrot», «Landschaft an Kocher und Jagst», «Blaubeuren und seine Umgebung», «Obere Donau von der Quelle bis Sigmaringen», «Feuchtwangen und seine Umgebung», Dreitagesfahrt nach «Eisenach-Erfurt-Weimar-Naumburg»). Die Bezirksgruppe führte zwei Mitgliederversammlungen durch und veranstaltete Führungen durch den Alten Heilbronner Stadtfriedhof. Die Besucher können sich mittels eines eigens herausgegebenen Faltblatts informieren. Als wirkungsvoll wird die Mitarbeit der Mitglieder der Bezirksgruppe bei anderen Vereinen, wie auch bei Veranstaltungen des Schul- und Kulturamtes der Stadt Heilbronn erachtet.

Der Schwerpunkt der Arbeit der Ortsgruppe Kirchheim lag bei der Aktion «Rettet die Schöllkopfkapelle» (siehe Artikel von Fritz Heinzelmann in diesem Heft). Bei einem Vortrag stand das Thema «Kleindenkmäler in den Fluren unserer Heimat» auf dem Programm, die thematisch vielseitigen Exkursionen in die nähere und fernere Umgebung waren immer gut besucht. Zusammen mit anderen Naturschutzgruppen und dem Gemeinderat wurde die Heckenlandschaft im Kirchheimer Naherholungsraum abgelaufen und kritisch untersucht. Ein Vorstoß auf dem Kirchheimer Rathaus führte zur Wiederherstellung einer Gedenktafel zugunsten des bedeutenden Afrikaforschers und Missionars Schlenker, der in Kirchheim geboren ist. Die Bodendenkmalpflege wurde durch eine Initiative bei der Sicherung und Bergung von Bodendenkmalsfunden unterstützt.

Auch die Ortsgruppe Leonberg bot 1995 wieder ein Programm für jeden Geschmack. Jahresauftakt war eine Auf-führung der Sindelfinger Puppenbühne «Das Schauspiel von Dr. Johannes Faust», es folgte eine Orgelfahrt nach Oberschwaben (zusammen mit der Kantorei der Stadtkirche Leonberg), der Besuch der Partnerstadt Belfort, eine technische Fahrt in den Südschwarzwald, Informationsfahrt nach Stuttgart mit dem Thema «Stuttgart 21», eine Zweitagesfahrt ins Elsaß und eine Stadtführung in Plochingen mit Besuch des Hundertwasserhauses. Zusammen mit anderen Vereinen wurde der «Förderverein zur Rettung der Grabdenkmäler an der Leonberger Stadtkirche» gegründet. Dank einer Spendensumme von 80000 DM können die ersten Grabdenkmäler restauriert werden.

Die Ortsgruppe Leutkirch im Allgäu, führte Ende April eine Städtekunstfahrt nach Villingen und Engen im Hegau durch, bei der die Stadtbildpflege im Mittelpunkt stand. Im Herbst folgte eine Fahrt zum Bergfriedhof Lindenberg, einem der schönsten modernen Friedhöfe im Allgäu, eine Führung durch das Heimatmuseum in Weiler sowie das historische Ortszentrum rundeten die Fahrt ab.

Die Aktivitäten der Ortsgruppe Nürtingen stehen 1996 im Zeichen des Stadtjubiläums, anlässlich der ersten urkundlichen Erwähnung 1046. Die Ortsgruppe ist Mitveranstalterin einer sehr gut besuchten Vortragsreihe zur Stadtgeschichte, in einer Ausstellung im Stadtmuseum werden die Ergebnisse der stadarchäologischen Grabungen gezeigt. Über das Jahr verteilt, werden Führungen durch die Stadt, in der Römervilla, auf dem alten Friedhof und auf keltischen Spuren vor und auf der Alb angeboten.

Die Aktivitäten der Ortsgruppe Ravensburg konzentrierten sich auf den oberschwäbischen Raum. Eine Fahrt führte nach Ulm, das neueröffnete Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf wurde besichtigt, die ehemalige Reichskartause Buxheim und die einstige Reichsstadt Memmingen standen neben anderen Fahrten auf dem Programm. Verschiedene Mitglieder engagierten sich in Zusammenarbeit mit anderen Vereinen bei verschiedenen Aktionen zum Natur- und Denkmalschutz, insbesondere im Zu-

sammenhang mit der Altstadtanierung und der Schaffung eines Stadtmuseums. Ende Oktober verstarb Paul Schmid, eines der aktivsten Mitglieder und einer der besten Kenner schützenswerter oberschwäbischer Biotope und jahrelanger Naturschutzbeauftragter. Seine umfangreiche Privatbibliothek wurde von seiner Frau dem Naturschutzzentrum des Schwäbischen Heimatbundes übereignet.

Die noch recht junge Ortsgruppe Riedlingen sieht ihren Schwerpunkt im aktiven Einsatz für die historischen Belange der Stadt Riedlingen. Wichtiges Thema ist die zukünftige Verwendung des alten Feuerwehrhauses als «Bürgerhaus», eine Informationsfahrt nach Haigerloch brachte wertvolle Erkenntnisse sowie die Herausgabe einer Publikation über die denkmalgeschützten Gebäude. Die wichtigsten historischen Gebäude der Stadt sollen mit Schildern versehen werden.

Die derzeit 25 Mitglieder zählende Ortsgruppe Untermarchtal, machte sich wie in den vergangenen Jahren um die Betreuung des Kalkofenmuseums verdient. Das Museum hatte an 30 Sonntagen und 6 Feiertagen in der Zeit vom 9. April bis zum 29. Oktober geöffnet. Es konnten 1650 Besucher verzeichnet werden. In 250 Stunden wurde ehrenamtlich nicht nur das Museum betreut, sondern auch Mäharbeiten, Instandsetzungs- und Unterhaltungsarbeiten durchgeführt. Der Tag der offenen Tür, am 16. Juli 1995, fand regen Anklang, auch wird gute Pressearbeit geleistet, um für das Museum Werbung zu machen. Seit Ende 1994 rundet der Museumsführer «Technisches Museum, Kalkofen Untermarchtal», das Informationsangebot ab.

Seit 1993 kann der Schwäbische Heimatbund einen Chor sein eigen nennen. Er engagierte sich gleich insofern, daß er zugunsten der Renovierung der Häuser in der Weber-/Richtstraße 1994 ein Benefizkonzert in der Hospitalkirche gab. Der gesamte Erlös kam dem Bauvorhaben zugute.

1995 führte der Chor gemeinsam mit der Stadtgruppe Stuttgart ein Singwochenende in St. Odile im Elsaß durch, um Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes zum Chorsingen zu motivieren, was auch Erfolg hatte. Im Dezember 1995 gab der Chor im Rahmen seiner Weihnachtsfeier ein kleines Konzert. Gemeinsam mit dem Chor der Birkenrealschule in Heumaden trat der Chor im Jahresabschlußgottesdienst der Schule in der dortigen katholischen Kirche auf.

Aus beruflichen Gründen mußte der Dirigent Dietrich Westhäufer-Kowalski leider seine Tätigkeit aufgeben. Übergangslos fand sich zufällig durch Vermittlung einer Sängerin ein neuer Chorleiter. Seit Januar 1996 heißt der Dirigent Albrecht Luy. Sein Debüt hatte er zum Tag der offenen Tür in den Altstadthäusern, der vom Chor an beiden Tagen musikalisch umrahmt wurde. In diesem Jahr kann der Chor auf eine fünfzigjährige Sangestradi-tion zurückblicken. Der Chor umfaßt zur Zeit 34 Mitglieder, neue Sängerinnen und Sänger sind jederzeit herzlich willkommen.

Mitgliederstand

Zur Zeit zählt unser Verein 5794 Mitglieder gegenüber dem Vorjahresstand von 5776.

Wie im letzten Jahr festgestellt, haben wir einen Stillstand beim Mitgliederrückgang erreicht, was sicherlich auf die zahlreichen Werbeaktionen zurückzuführen ist. Bei 120 Werbern konnten wir uns mit Geldpreisen, in Form von Gutscheinen und dem Schwäbischen Heimatkalender für ihren Einsatz bedanken.

Mit Heft 1996/1 der Schwäbischen Heimat haben wir ein Werbeblatt versandt, in der Hoffnung, daß viele Mitglieder die Möglichkeit nutzen, neue Mitglieder zu werben und bei Bekannten und Freunden auf den Schwäbischen Heimatbund aufmerksam zu machen.

Sehr hilfreich war die Versendung der Anforderung des Jahresbeitrags 1996 mit Heft 1995/4 der Schwäbischen Heimat im Dezember 1995, erstmals mit einem Mitgliedsausweis gekoppelt. Dies hat nicht nur dazu geführt, daß viele Mitglieder ihren Jahresbeitrag 1996 bereits im Jahr 1995 gezahlt haben und damit zur Liquidität der durch das Bauvorhaben Weberstraße arg strapazierten Kasse beitragen, sondern daß der Geschäftsstelle die umfangreiche Arbeit einer separaten Versendungsaktion der Jahresbeitragsrechnungen erspart blieb.

Geschäftsstelle

Für die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes bedeutete nicht nur die Betreuung des Bauvorhabens Weberstraße, sondern vor allem die Vorbereitung und Durchführung des Umzugs vom Charlottenplatz 17 eine außerordentliche Belastung. Um dieser Belastung zu begegnen, wurde am 1. November 1995 für ein Jahr Klaus-Dieter Bock eingestellt, der als Historiker die Aufgabe hat, das Archiv, die Registratur und die Bücherei einzurichten. Die gesamten Archivbestände und auch die Bücherei werden mit EDV erfaßt. Darüber hinaus soll auch noch der gesamte Grundbesitz mit einem Datenerfassungsprogramm registriert werden. Ein Bildarchiv ist ebenfalls in Vorbereitung. Mit dem Umzug in die neue Geschäftsstelle und in veränderte Räumlichkeiten ist auch manche Neuorganisation in der Geschäftsstelle notwendig geworden, die in den nächsten Monaten abgeschlossen wird. Unterstützt wird die Geschäftsstelle immer wieder von ehrenamtlichen Mitarbeitern, die bei großen Aktionen wie bei den häufigen Versandaktionen mithelfen. Es sind dies die Eheleute Ortrun-Erdmute und Herbert Lotz, Lilo und Gerhard Käser sowie Herta Klaar, Dore Findt, Annelore Krauss, Else Schmohl und Christoph Berner. Herr Berner macht sich um die Verteilung unserer Zeitschrift und Reiseführer in Museen, Krankenhäusern und anderen öffentlichen Einrichtungen verdient.

Sehr bedauert haben wir alle, daß Frau Elfriede Fritz nach längerer Krankheit im April 1996 verstorben ist. Frau Fritz war über ein Jahrzehnt ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der Geschäftsstelle und der Stadtgruppe Stuttgart.

Haushalt 1995 – Haushaltsrechnung 1995 – Haushalt 1996

I. Einnahmen	Haushalt 1995	Haushalts-Rechnung 1995	Haushalt 1996
1. Spenden, Beiträge	400 000,00	569 564,53	420 000,00
2. Spenden Weberstraße	80 000,00	103 820,00	50 000,00
3. Zuschüsse Weberstraße	375 000,00	339 919,38	766 000,00
4. Anteile Verschönerungsverein	133 000,00	s. Nr. 3	s. Nr. 3
5. Zuschüsse Naturschutz	100 000,00	236 487,43	100 000,00
6. Spenden Naturschutzzentrum	5 000,00	s. Nr. 7	s. Nr. 7
7. Zuschüsse Naturschutzzentrum	197 000,00	221 669,75	123 000,00
8. Erlöse Schwäb. Heimat u. a.	15 000,00	19 642,55	20 000,00
9. Zinserträge	5 000,00	31 661,40	10 000,00
10. Veranstaltungen	800 000,00	1 116 443,01	1 000 000,00
11. Kalkofen	20 000,00	–,—	70 000,00
12. Darlehensaufnahme	375 000,00	s. Nr. 3	–,—
	2 505 000,00	2 639 208,05	2 559 000,00

Entnahmen aus Rücklagen

13. Veranstaltungen	82 000,00	82 000,00	65 000,00
14. Grunderwerb	41 000,00	41 000,00	4 100,00
15. Beiträge, Spenden	5 700,00	5 700,00	150 000,00
16. Baukosten Weberstraße	317 000,00	187 000,00	–,—
17. Rekultivierungsm. Stromberg	14 000,00	14 000,00	–,—
18. Rekultivierungsm. Stuttgart	30 000,00	23 800,00	6 200,00
19. Naturschutzzentrum	–,—	–,—	14 400,00
	2 994 700,00	2 992 708,05	2 798 700,00

II. Ausgaben

1. Beiträge an andere Vereine	6 000,00	5 586,90	6 000,00
2. Veranstaltungen	700 000,00	883 762,98	750 000,00
3. Zeitschrift Schwäb. Heimat	220 000,00	222 762,77	220 000,00
4. Naturschutz (Grunderwerb)	150 000,00	247 757,57	135 000,00
5. Kalkofen u. andere Gebäude	3 000,00	5 684,77	5 000,00
6. Ortsgruppen	10 000,00	4 979,68	6 000,00
7. Vorstand, Ausschüsse u. a.	10 000,00	9 449,19	10 000,00
8. Zinsen/Gebühren	8 000,00	17 742,96	5 000,00
9. Versicherungen	4 200,00	4 109,50	5 000,00
10. Mitgliederwerbung	20 000,00	12 452,61	15 000,00
11. Preisverleihungen u. a.	20 000,00	49 194,34	15 000,00
12. Personalkosten	260 000,00	235 350,33	260 000,00
13. Büroeinrichtung	50 000,00	14 905,13	5 000,00
14. Sachkosten Geschäftsstelle	100 000,00	83 834,35	80 000,00
15. Baukosten Weberstraße	1 100 000,00	1 204 273,80	424 000,00
16. Darlehenszinsen Weberstraße	27 000,00	26 394,51	25 500,00
17. Naturschutzzentrum – Maßnahmen	140 000,00	119 230,15	132 000,00
18. Naturschutzzentrum – Betrieb	s. Nr. 17	78 517,36	90 000,00
	2 841 700,00	3 225 988,90	2 201 500,00

Einstellung in Rücklagen

19. Beiträge, Spenden	20 000,00	150 000,00	150 000,00
20. Veranstaltungen	100 000,00	65 000,00	260 000,00
21. Naturschutzzentrum	–,—	14 400,00	–,—
22. Rekultivierungsm. Stuttgart	–,—	–,—	–,—
23. Grunderwerb	33 000,00	4 100,00	187 200,00
	2 994 700,00	3 459 488,90	2 798 700,00

III. Fehlbetrag/Vermögensminderung

466 780,85

Erläuterungen zur Haushaltsrechnung 1995
(bei wesentlichen Veränderungen gegenüber dem Haushaltsplan 1995)

I. Einnahmen

Zu 1. Spenden/Beiträge

Der Haushaltsansatz wurde deshalb um ca. 170 000,- DM überschritten, weil im Dezember 1995 bereits 150 000,- DM Beiträge und Spenden für 1996 eingegangen sind.

Zu 3. Zuschüsse Weberstraße

In dieser Position sind alle Einnahmen für das Bauvorhaben enthalten, also auch die Anteile des Verschönerungsvereins.

Zu 5. Zuschüsse Naturschutz

Durch Ausweitung des Grunderwerbs in Naturschutzgebieten und den Erwerb eines archäologischen Grundstückes in Ertingen Kreis Biberach erhöhten sich die Zuschüsse.

Zu 7. Zuschüsse Naturschutzzentrum

Die Einnahmen betrafen zum Teil auch Ausgaben im Jahr 1994.

Zu 10. Veranstaltungen

Durch Ausweitung des Programms, insbesondere auch Ausstellungsfahrten, konnten die Einnahmen erhöht werden.

II. Ausgaben

Zu 2. Veranstaltungen

Mit der Ausweitung des Programms stiegen auch die Ausgaben, wobei hier nur die Fremdleistungen gebucht sind. Die Personal- und Sachleistungen der Geschäftsstelle sind nicht berücksichtigt.

Zu 4. Naturschutz (Grunderwerb)

Der Grunderwerb in Naturschutzgebieten wurde verstärkt.

Zu 8. Zinsen/Gebühren

Die Zwischenfinanzierung von Kosten für das Bauvorhaben Weberstraße erforderten Kontokorrentzinsen.

Zu 11. Preisverleihungen

Die Zuwendungen der Sparkassengruppe für den Kulturlandschaftspreis (Preisgelder und weitere Kosten) wurde als Durchlaufspende an die Stadtkasse Stuttgart überwiesen. Die Rücküberweisung von der Stadtkasse Stuttgart erfolgte erst 1996. Deshalb höhere Ausgaben.

Zu 12. Personalkosten

10 % der Personalkosten wurden dem Naturschutzzentrum-Betrieb angelastet, weil die Geschäftsstelle Verwaltungs- und Finanzierungsaufgaben für das Naturschutzzentrum wahrnimmt.

Zu 13. Büroeinrichtung

Die Einrichtung der Geschäftsstelle wurde weitgehend über das Baukonto (Nr. 15) abgewickelt. Es wurde ein neues Faxgerät und ein neues größeres Fotokopiergerät angeschafft, was zu diesen Ausgaben führte.

Zu 18. und 19. Naturschutzzentrum – Maßnahmen und Betrieb

Es wurden mehr Maßnahmen mit entsprechenden Zuschüssen durchgeführt, als vorgesehen.

Zu Fehlbetrag/Vermögensminderung

Der Fehlbetrag wird durch das Darlehen bei der Württemberger Hypo und beim Verschönerungsverein als Teilfinanzierung des Bauvorhabens Weberstraße/Richtstraße abgedeckt.

Erläuterungen zum Haushaltsplan 1996

I. Einnahmen

Zu 3. Zuschüsse Weberstraße

Die Stadt Stuttgart hat die Absicht, die Sanierungsmittel auf 40 % der anerkannten Baukosten zu erhöhen; die Denkmalstiftung erhöhte ihre Zuwendung um 100 000,- DM auf 400 000,- DM. In diesem Ansatz sind auch die noch nicht ausbezahlten Restzuschüsse der bisher bewilligten Zuwendungen.

Zu 7. Zuschüsse Naturschutzzentrum

Zu Maßnahmen und zum Betrieb erhalten wir Zuschüsse und Spenden.

Zu 11. Kalkofen Untermarchtal

Mit der Schlußabrechnung gegenüber der Denkmalstiftung kann der Restzuschuß abgerufen werden.

II. Ausgaben

Zu 12. Personalkosten

Die Personalkosten stiegen durch die zeitweilige Beschäftigung eines Archivars für Archiv, Registratur und Bibliothek und durch erhöhte Aufwendungen in der neuen Geschäftsstelle für einen teilzeitbeschäftigten Hausmeister, der auch die Raumpflege macht.

Zu 13. Baukosten Weberstraße

Mit diesem Betrag ist die Restfinanzierung vorgesehen.

Wilhelmsdorfer Riedlehrpfad verlängert

Schwäb. Zeitung Ravensburg vom 20. 4. 1996 – Das Naturschutzzentrum mit Riedlehrpfad in Wilhelmsdorf ist erweitert worden. Dank zahlreicher Spenden steht den Besuchern künftig eine Fachbibliothek aus der Hinterlassenschaft Paul Schmid's zur Verfügung, außerdem ein geologisch interessanter Steingarten. Der Schwäbische Heimatbund, Betreiber des Naturschutzzentrums, dankte beim Ortstermin den Spendern.

Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, betonte, daß zum Schutz des Pfrunger-Burgweiler Rieds nur Schritt für Schritt vorangegangen werde. Im Monatsmittel seien im vergangenen Jahr 1000 interessierte Besucher gezählt worden. Man könne also nicht von «Massentourismus» reden. Der Riedlehrpfad sei ein Beispiel dafür, daß die Besucherlenkung funktioniere.

Neu im Naturschutzzentrum und dem angrenzenden Riedlehrpfad ist ein Steingarten mit bis zu 25 Tonnen schweren Findlingen. Die Brocken wurden im Kieswerk in Ostrach gewonnen, stammen aber eigentlich aus den Alpen, von wo sie in der letzten Eiszeit aus Richtung Ostrach gerollt worden sind. Schautafeln verdeutlichen, welche Strecken jeder der Steine zurückgelegt hat. Die allerletzten Meter, von Ostrach nach Wilhelmsdorf, legten die Steine auf Lastwagen des Wilhelmsdorfer Fuhrunternehmens Rothmund zurück. Das Unternehmen hatte den Transport kostenlos übernommen. Ursprünglich war die Bundeswehr beauftragt worden, hätte dafür dem Naturschutzzentrum aber einen zu hohen Betrag in Rechnung gestellt. Die Schautafeln wurden mit einer 6000-Mark-Spende der Kreissparkasse Ravensburg finanziert. Dieter Wörner, Umweltdezernent im Ravensburger Landratsamt, lobte den Riedlehrpfad als «vorbildlich». Das Geld

vom Landkreis dafür sei «außerordentlich gut angelegt». Eine großzügige Spende stammt von Hanna Schmid, der Ehefrau des im vergangenen Herbst verstorbenen Paul Schmid. Aus der Hinterlassenschaft des früheren Naturschutzbeauftragten im Landkreis Ravensburg stehen nun etwa 1000 naturkundliche Bände mit Schwerpunkt Botanik im Bücherregal des Naturschutzzentrums.

Wie hart sich die Moorbauern einst ihr Brot verdienen mußten

Schwäb. Zeitung, Saulgau, vom 24. 4. 1996 – Vor eineinhalb Jahren eröffnete der «Schwäbische Heimatbund» am Ortsrand von Wilhelmsdorf die ständige Ausstellung im Naturschutzzentrum und gab zugleich auch die vor dem Haus beginnenden Riedlehrpfade für die Besucher frei. Jüngst stellte die Naturschutzorganisation in einer Feierstunde und in einem Tag der offenen Tür drei Erweiterungen vor, nämlich den geologischen Teil des Riedlehrpfades, die Paul Schmid-Bibliothek und die Ausstellung «Mensch und Ried» im Naturschutzzentrum.

«Wir haben uns am 11. Oktober 1994 gefreut über die Fertigstellung des Naturschutzzentrums und der Riedlehrpfade. Nicht weniger Freude erfüllt uns heute bei der Übergabe der Erweiterungen, denn wir haben festgestellt, daß die Menschen, hier in den Räumen rings um das Pfrunger-Burgweiler Ried und im ganzen Land Baden-Württemberg, einzeln und in Gruppen, sich für unsere Einrichtungen interessieren. Wir haben einen wichtigen Teil des Besucherlenkungskonzeptes verwirklicht.» Mit dieser Feststellung zog Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, anläßlich der Feierstunde vor dem Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf Bilanz über



Der neue geologische Teil des Riedlehrpfades beim Naturschutzzentrum des Schwäbischen Heimatbundes in Wilhelmsdorf.

die Besucherfrequenz in den ersten eineinhalb Jahren Öffentlichkeitsarbeit.

Schließlich betrachtete der Schwäbische Heimatbund die Sicherung des Pfrunger Riedes seit langem als seine Schwerpunktaufgabe. Martin Blümcke kam in der Festansprache immer wieder auf den Königseggwalder Oberförster und Naturschutzbeauftragten Lothar Zier zu sprechen, der sich die Erforschung des Pfrunger Riedes und die Vertiefung des ökologischen Bewußtseins der Besucher zur Lebensaufgabe gemacht habe.

Bei der Erweiterung der Riedlehrpfade habe man sich die Erfahrungen der letzten eineinhalb Jahre zunutze gemacht, sagte Martin Blümcke. Die Besucher des Naturschutzzentrums und der Lehrpfade seien größtenteils interessierte Menschen. Schließlich erfahren sie nicht isoliert Naturschutz, sondern werden über die Geologie, Archäologie, Landeskunde und Geschichte des Kulturraums informiert.

So wird bis zum 5. Juli die Sonderausstellung «Mensch und Ried – aus dem Leben von Wasenstechern und Moorbauern» gezeigt. Die Ausstellung befaßt sich mit den Nutzungsformen des Riedes einst und jetzt. Historische Fotos vermitteln, wie hart sich die Wilhelmsdorfer Moorpioniere ihr Brot verdienen mußten. Aufnahmen aus der neueren Zeit dokumentieren die heutigen Verhältnisse und weisen auf zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten des Riedes und seiner Umgebung hin.

Martin Blümcke war die Freude über die großzügige Stiftung der Fachbibliothek der Witwe des verstorbenen Weingartener Amtrates Paul Schmid vom Gesicht abzulesen. Die Bücher, hauptsächlich botanischen Inhalts, nannte der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes eine Bereicherung des Naturschutzzentrums. Ein Blumenarrangement an die anwesende Hanna Schmid war ein sichtbares Zeichen des Dankes. Dauer- und Sonderausstellung zeigen, so Martin Blümcke, wie die Menschen das Ried genutzt und teils zerstört haben, sie zeigen aber auch Möglichkeiten und Ziele auf, wie dem Ried wieder zur Natur verholzen werden könne.

Dem Pionier dieser Forschungsarbeit, Lothar Zier, übergab Dieter Wörner, Leiter des Umweltdezernates des Landratsamtes Ravensburg, als Dankesgeschenk ein Faxgerät. Im Namen von Landrat Dr. Guntram Blaser bedankte sich der Dezernatsleiter bei den vielen Freunden, Gönnern und ehrenamtlichen Mitarbeitern, ohne die das Naturschutzzentrum nur Traum geblieben wäre. «Hier sind Gelder des Landkreises Ravensburg gut angelegt», stellte Dieter Wörner fest. Dann führte Lothar Zier die Gäste durch Haus und Pfade und stellte ihnen anhand einer historischen Torfstechmaschine die Gewinnung von Brenn- und Streutorf im vorigen und anfangs des jetzigen Jahrhunderts vor.



Ein Faxgerät – gut verpackt – überreicht Dieter Wörner, Leiter des Umweltdezernates des Landratsamtes Ravensburg, an Lothar Zier.



Vorsitzender Martin Blümcke bedankt sich mit einem Blumenstrauß bei der Spenderin der Bibliothek für das Naturschutzzentrum, Frau Hanna Schmid.

Kahlschlag im Naturschutz

Auf die bei der Mitgliederversammlung am 11. Mai 1996 verabschiedete Resolution antwortete der Staatssekretär im Staatsministerium Baden-Württemberg: Dr. Lorenz Menz.

Sehr geehrter Herr Blümcke, vielen Dank für Ihr Schreiben vom 20. Mai 1996, mit dessen Beantwortung mich Herr Ministerpräsident Teufel beauftragt hat.

Die Zuweisung von 44 Stellen der Bezirksstellen für Natur- und Landschaftspflege an die Landratsämter hat gerade zum Ziel, den Naturschutz vor Ort zu stärken.

Die im Zuge der Verwaltungsreform durchgeführte Untersuchung der Naturschutzverwaltung hat ergeben, daß die Organisation der staatlichen Naturschutzverwaltung insgesamt erheblich optimiert werden könnte. Als nachteilig wurde insbesondere die strikte Trennung zwischen der Verwaltungsschiene (Umweltministerium als oberste Naturschutzbehörde, Regierungspräsidien als höhere Naturschutzbehörden, Landratsämter und Bürgermeisterämter der Stadtkreise als untere Naturschutzbehörden) und der sog. Fachschiene (Landesanstalt für Umweltschutz, Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege, ehrenamtliche Naturschutzbeauftragte) ermittelt. Dieses System mit drei Ebenen und drei verschiedenen Strängen, bestehend aus sechs verschiedenen Behörden und zusätzlichen Beiräten auf allen drei Ebenen sowie einer geteilten Dienst- und Fachaufsicht, ist entschieden zu komplex. Die vielen Schnittstellen und die sich daraus naturgemäß ergebenden Kommunikations-, Abstimmungs- und Entscheidungsprobleme sind zu einem großen Teil verantwortlich für die geringe Effizienz der Naturschutzverwaltung.

Hinzu kommt, daß sich die personellen Kapazitäten mit 113 Stellen, davon 28 Zeitverträgen, bei den Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege auf der mittleren Ebene konzentrieren. Dem stehen auf der Verwaltungsseite bei den Regierungspräsidien lediglich 37 Stellen gegenüber. Auf der unteren Ebene ist das Verhältnis umgekehrt. Rechnet man die Arbeitskapazität der 193 ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten auf Sollstellen um, ergibt sich ein Verhältnis von 60 Stellen auf der Fachseite zu 176 Stellen bei den unteren Naturschutzbehörden auf der Verwaltungsseite.

Das Gutachten hat auch gezeigt, daß die fachliche und die personelle Kapazität auf der unteren Ebene «vor Ort» nicht ausreicht, die Belange des Naturschutzes in wünschenswertem Maße zu vertreten. Zwei Drittel der Stadt- und Landkreise haben u. a. zum Ausgleich von Defiziten und ohne entsprechende gesetzliche Vorgaben eigene Fachberater eingestellt, die für die Erfüllung staatlicher Aufgaben der unteren Naturschutzbehörde eingesetzt werden. Aus fachlicher Sicht ist deshalb eine Stärkung der unteren Naturschutzbehörden vor Ort angebracht.

Da die Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege schon bisher für die Beratung der Naturschutzbeauftragten und der unteren Naturschutzbehörden tätig waren, liegt die einzige Änderung nunmehr darin, daß

die Beratung künftig nicht mehr aus der ortsfernen Fachbehörde, sondern unmittelbar vor Ort erfolgt.

Das Gutachten zur Naturschutzverwaltung hat auch festgestellt, daß von den Fallzahlen her der Devolutiveffekt auf allen drei Ebenen keine große Rolle spielt. Seine Wirkung liege im wesentlichen im psychologischen Bereich. Es erscheint deshalb vertretbar, die Bezirksstellen und die ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten zu normalen, beratenden Fachbehörden zu machen, die im Verfahren eingeschaltet werden müssen. Hier wird künftig damit das allgemeine Prinzip gelten, daß Verwaltungsentscheidungen vom zuständigen Behördenleiter vor Ort verantwortet werden müssen.

Dabei wird es den Naturschutzverantwortlichen vor Ort auch künftig unbenommen bleiben, im Einzelfall die vorgesetzte Behörde einzuschalten, für die dann ggf. die Möglichkeit besteht, im Wege der Fachaufsicht weiteres zu veranlassen.

Für Ihr Gesprächsangebot danke ich Ihnen sehr. Ich bin sicher, daß der Umweltschutz und der Naturschutz auch in den nächsten fünf Jahren ein Schwerpunkt der Landespolitik sein wird.



Am Tag der offenen Tür des Naturschutzzentrums am 21. April 1996 wurde auch die alte Torfstechmaschine wieder in Gang gesetzt, betrieben von Ortsvorsteher Günther Metzger und Ludwig Hug (von rechts).

Tag des offenen Denkmals:

Weberstraße 2 in Stuttgart Ochsenwirts-Keller in Munderkingen (Alb-Donau-Kreis)

Der Tag des offenen Denkmals wird bundesweit begangen. Diese Aktion hat das Ziel, sonst nicht öffentlich zugängliche Bauten für jedermann zu öffnen und Einblick zu geben in das Leben und Arbeiten in einem Denkmal.

Der Schwäbische Heimatbund möchte am
Sonntag, dem 8. September 1996,
von 11.00 bis 17.00 Uhr
zwei Objekte der Öffentlichkeit vorstellen:

In Stuttgart, Weberstraße 2, die Altstadt Häuser,
die die Geschäftsstellen des Schwäbischen Heimatbundes
und des Verschönerungsvereins der Stadt Stuttgart
beherbergen, sowie in Munderkingen,
Hausener Straße 25, den Ochsenwirts-Keller.

Der Ochsenwirts-Keller wurde 1995 mit dem Denkmal- schutzpreis der Württemberger Hypo und des Schwäbi- schen Heimatbundes ausgezeichnet und ist sonst nicht zugänglich. Die Besitzer, Familie Vesper, freuen sich dar- auf, das restaurierte Bauwerk der Öffentlichkeit vorzu- stellen. Es werden Führungen angeboten, und wer nach dem Abstieg in den Eiskeller Lust zum Verweilen hat, kann das Angebot an Speisen und Getränken in An- spruch nehmen.

Die Nachfrage nach Besichtigungen der neuen Geschäfts- stelle Weberstraße 2 hat nicht nachgelassen – Einzelpersonen bis hin zu Schulklassen zeigen großes Interesse an den renovierten Häusern. Um dem offenbar gestiegenen Denkmalbewußtsein in der Region Stuttgart nachzukommen, sind die Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes und die Geschäftsführung gerne am Tag des offenen Denkmals bereit, neugierige Besucher durch das Haus zu führen. Damit auch das leibliche Wohl nicht zu kurz kommt, werden Getränke und kleine Speisen an- geboten.

Naturschutzaktion «Grafenberg» bei Herrenberg-Kayh am 18. Oktober 1996

Der «Berg des Grafen» bei Kayh und Mönchberg, Teilorte der Stadt Herrenberg, gehört mit zu den ältesten Besitzungen des Schwäbischen Heimatbundes. Durch ständige Pflege ist es gelungen, diese steile Bergnase am Schönbuch- rand als einzigartige Oase der Tier- und Pflanzenwelt zu be- wahren.

Um diesen Zustand zu erhalten, muß eine Wiese im süd- lichen Bereich des Grafenbergs einmal jährlich gemäht wer-

den und das Gras von Helfern in einer Gemeinschaftsaktion abgeräumt werden.

Die Aktion findet am Freitag, dem 18. Oktober 1996, um 14.00 Uhr statt. Treffpunkt ist die Kelter in Herrenberg- Kayh.

Wir würden uns freuen, wenn wieder zahlreiche Helfer un- seren ständigen Betreuer für dieses Gebiet, Herrn Forst- direktor Hansjörg Dinkelaker, unterstützen würden. Bitte melden Sie sich bei der Geschäftsstelle an.

Festkonzert

Chor des Schwäbischen Heimatbundes ehem. Chor
der Volkshochschule Stuttgart 1946
50jähriges Chorjubiläum 1946–1996 am Samstag,
9. November 1996, 17.00 Uhr, Großer Saal im Ge-
werkschaftshaus, Willi-Bleicher-Straße 20, Stuttgart

Programm

Begrüßung

Lob der Musik,
«Was mag doch diese Welt» J. R. Ahle
Chor mit Instrumenten

Ansprache

Ich will, so lange ich lebe H. Schütz
Du bist's, dem Ruhm und Ehre J. Haydn

Literarischer Teil

Im Wald, im hellen
Sonnenschein Fanny Hensel
Lockung, «Hörst du nicht die
Bäume rauschen» Fanny Hensel
Glückwunsch, «Brecht der
lustige Sonnenschein» K. Marx

Literarischer Teil

O du schöner Rosengarten Satz: H. Bornemann
Du mein einzig Licht Satz: J. H. E. Koch
Ach du klarblauer Himmel Fr. Silcher
Wenn alle Brunnlein fließen Satz: Fr. Silcher
In einem kühlen Grunde Satz: G. Wilhelm

Literarischer Teil

«Die Gunst des Augenblicks» C. F. Zelter
nach Worten von Friedrich von Schiller
Kantate für Soli, Chor und Orchester

Ausführende:

Chor des Schwäbischen Heimatbundes
Mitglieder des Brenzhaus Kammerorchesters
Solisten und Sprecher

Leitung: Albrecht Luy

Änderungen vorbehalten!

Eintritt: 15,- DM/Person

Tage der offenen Tür in Altstadthäusern

Stuttgarter Zeitung vom 6. 5. 1996 – Der Blick lohnt sich. Nein, gemeint ist nicht die langbeinige Dame im roten Ledermini, die in der Weberstraße zwischen Sissy- und Tabubar hochhackig stolziert, gemeint sind drei alte Häuser aus dem 18. Jahrhundert, die der Schwäbische Heimatbund und der Stuttgarter Verschönerungsverein unter großen finanziellen Anstrengungen renoviert haben und die am Wochenende mit Tagen der offenen Tür der Bevölkerung vorgestellt wurden. Schiefe Fenster und rote Läden kündeten schon von außen von der Besonderheit der Gebäude, im Innern zeigen alte Steinplatten und Balken, freigelegtes Fachwerk und geschwärzte Überreste des Kaminbezugs ihre historische Bedeutung als Zeugen der Stadtgeschichte. Die heruntergekommenen Häuser wurden von der Stadt gekauft und in rund zweijähriger Arbeit beispielhaft saniert. Heute beherbergen sie die Geschäftsstellen des Schwäbischen Heimatbundes und des Verschönerungsvereins, außerdem einen Veranstaltungsraum für rund 50 Personen im Erdgeschoß und eine Bibliothek. Trotz moderner Technik ist der Charakter der zusammengeführten alten Häuser erhalten geblieben.

Mit den Tagen der offenen Tür wolle man «den vielen Spendern zeigen, was aus ihrem Geld geworden ist», sagte Heinz Bonn, Vorsitzender der Stadtgruppe des Schwäbischen Heimatbundes, die 1500 Mitglieder zählt. Immerhin wurden bereits 400 000 Mark Spenden gesammelt, dennoch hofft man auf weitere Zuwendungen, weil trotz des finanziellen Kraftakts beider Vereine noch ein sechsstelliges Loch in der Kasse klafft. Das neue Domizil, in dem Arbeitsgruppen tagen und Vorträge angeboten werden, soll nach den

Worten Bonns zu einem Zentrum all derjenigen werden, die sich dem Denkmalschutz und der Heimatpflege verschrieben haben. «Es geht uns nicht nur um die Bauten, sondern um die Lebensqualität in der Stadt», so Bonn.

Der Zulauf zu den drei kleinen Häusern im Leonhardsviertel beim Wilhelmsplatz am Wochenende ermuntert jedenfalls zu Hoffnungen: Es kamen rund 900 Leute, die «sehr interessiert» waren. «Das hätten wir nicht erwartet», so Bonn, der sich bestätigt sieht in der Ansicht, daß der Standort des Domizils im Rotlichtviertel keine Probleme macht. «Das stört uns überhaupt nicht», sagt Bonn, »hier ist es doch sicherer als sonst in der Stadt«.

Aus den Augen, aus dem Sinn? Vergessene Kulturdenkmale in der Landschaft

Eine Tagung, veranstaltet vom Schwäbischen Heimatbund e.V., dem Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen, dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der Friedrich-Ebert-Stiftung, vom 30. September bis 2. Oktober 1996 in der Fritz-Erler-Akademie Freudenstadt.

Kulturdenkmale in der Landschaft sind wertvolle Zeugen der Vergangenheit. Insbesondere berichten sie vom Alltag unserer Vorfahren, von deren Wirtschaften und Schaffen. Doch sie sind in zunehmendem Maße gefährdet.

Die moderne Zeit ermöglicht mit erschreckender Gründlichkeit und Schnelligkeit erfolgreiche, tiefgreifende Eingriffe nicht nur im historischen Gebäudebestand, sondern auch in Feld, Wald und Flur. Gerade auf den ersten Blick unscheinbare Kulturdenkmale werden dabei teils gar



900 interessierte Mitglieder und Gäste waren am 4. und 5. Mai 1996 in der neuen Geschäftsstelle. Der Chor des Schwäbischen Heimatbundes gefiel unter der Leitung von Albrecht Luy mit besinnlichen und heiteren Chor-Sätzen.

nicht erkannt, teils aus Desinteresse zerstört, teils wirtschaftlichen Erwägungen geopfert. Eingeebnete Wölblacker und verfüllte Hohlwege, zerstörte, beschädigte oder auch gestohlene Steinkreuze und Marksteine zeugen immer wieder ebenso von einem achtlosen Umgang mit den materiellen Relikten der Geschichte wie das plötzliche Verschwinden von Hausmarken oder geschnitzten Inschriften an Bauernhäusern. In zunehmend «ausgeräumten» Orten und Landschaften erinnert immer weniger an die Welt, aus der die Gegenwart erwuchs.

Die Tagung zum Thema «Vergessene Kulturdenkmale in der Landschaft» richtet sich sowohl an die Fachleute in den staatlichen Ämtern, in Vereinen und Verbänden wie an Multiplikatoren und interessierte Laien. Im Mittelpunkt der Tagung soll in einer Reihe von Vorträgen, insbesondere aber auch bei einer ganztägigen Exkursion im Schwarzwald und im Oberen Gäu die Frage nach dem praktischen Umgang mit diesen Denkmälern stehen: Weshalb verdienen sie Schutz? Wie können sie erkannt, wie besser geschützt und erhalten werden?

Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen

Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Elmar Haug, Fritz-Erler-Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung

Tagungsprogramm:

Montag, 30. September 1996

12.00 Uhr Tagungsbeginn

12.30 Uhr Mittagessen

14.00 Uhr Begrüßung durch Elmar Haug, Fritz-Erler-Akademie

Kulturelles Erbe und regionale Identität

Eröffnung der Tagung durch Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, und Prof. Dr. Sönke Lorenz, Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen

14.30 Uhr Prof. Dr. Winfried Schenk, Geographisches Institut der Universität Würzburg:

Kulturlandschaftspflege als Aufgabe der Landeskunde: Entwicklung des Arbeitsfeldes, rechtliche Bezüge und Projekte

15.15 Uhr Dr. Inge Schöck, Landesdenkmalamt Stuttgart: **Kleindenkmale: Lesezeichen zum Verstehen unserer Kulturlandschaft und ihrer Geschichte. Warum Feldkreuze, Ruhebänke, Unterstände, Gedenksteine, Etterstöcke usw. unsere Aufmerksamkeit und unseren Schutz verdienen (mit Lichtbildern)**

16.30 Uhr Kaffeepause

17.00 Uhr Dr. Vera Denzer, Institut für Geographie i. G. der Universität Leipzig: **Informationsgehalt und Bedeutung von Relikten historischer Wald- und Landnutzung in deutschen Mittelgebirgen (mit Lichtbildern)**

18.30 Uhr Abendessen

20.00 Uhr **Ein Betrieb entdeckt den Umweltschutz und die Bedeutung regionaler Identität. Ein Gespräch mit Mitarbeitern/Inhaber der Alpirsbacher Klosterbrauerei mit anschließendem gemütlichen Beisammensein.**

Dienstag, 1. Oktober 1996

7.00 Uhr Frühstück

8.15 Uhr **Klein- und Kulturdenkmale vor Ort: Tagesexkursion ins Obere Gäu und den Nord-schwarzwald.** Leitung: Prof. Dr. Sönke Lorenz und Dr. Inge Schöck

Für das Mittagessen ist gesorgt

18.30 Uhr Abendessen

Gelegenheit zum gemütlichen Beisammensein

Mittwoch, 2. Oktober 1996

7.30 Uhr Frühstück

8.15 Uhr Dr. Bertram Jenisch, Landesdenkmalamt Freiburg/Br.: **Pingen, Halden, Hüttenwerke – Zeugnisse des mittelalterlichen Bergbaus im Schwarzwald (mit Lichtbildern)**

9.00 Uhr Reinhard Wolf, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe: **Landschaft + Kultur = Kulturlandschaft. Die Bedeutung von Klein- und Geländedenkmälern als prägende Elemente einer Landschaft und ihres spezifischen Charakters (mit Lichtbildern)**

10.30 Uhr **Kulturdenkmale – wider den Geschichts- und Gesichtsverlust einer Landschaft.**

Schlußdiskussion mit Referenten und leitenden Vertretern des Ministeriums Ländlicher Raum, des Landesdenkmalamtes, der Forstdirektion, des Landesamts für Flurneuordnung, des Landesvermessungsamtes, des Geologischen Landesamtes, des Bauernverbandes sowie einem Vertreter der Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale
Moderation: Martin Blümcke, Süddeutscher Rundfunk (Land und Leute), Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes

12.15 Uhr Mittagessen

Tagungsort: Fritz-Erler-Akademie, Am Zollernblick 1, Lauterbad, 72250 Freudenstadt, Telefon (07441) 86070, Telefax (07441) 6609.

Veranstalter: Schwäbischer Heimatbund e.V., Weberstraße 2, 70182 Stuttgart, Telefon (0711) 23942-0, Telefax (0711) 23942-44

und

Fritz-Erler-Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Tagungsleitung: Prof. Dr. Sönke Lorenz, Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen.

Tagungsbeitrag: 170,- DM, Übernachtung im Einzelzimmer mit Vollpension incl. Busexkursion. Nach Ihrer schriftlichen Anmeldung beim Schwäbischen Heimatbund erhalten Sie eine Bestätigung mit der Aufforderung, den Tagungsbeitrag zu bezahlen sowie eine Anfahrtsskizze.

Denkmalschutzpreis 1996 des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo Sonderfahrt zur Preisverleihung

Aus 48 Bewerbungen wählte die Jury fünf überzeugende Beispiele aus, die vorbildlich erneuert und restauriert wurden. Die Jury schätzte die große Sensibilität der Bauherren im Umgang mit ihrem Gebäude, das nun zukünftigen Generationen in seinem überkommenen Sinn weitervermittelt werden kann.

Ausgezeichnet werden das Fachwerkeinhaus Gaisengasse 4 in Trossingen (Kreis Tuttlingen), das Fachwerkwohnhaus Knittlinger Straße 21 in Lienzingen bei Mühlacker (Enzkreis), das Schafhaus bei Essingen-Hohenroden Lauchkling (Ostalbkreis), das Fachwerkhaus Sebaldstraße 10 in Schwäbisch Gmünd (Ostalbkreis) und das «Schiefe Haus», Schwörhausgasse 6, im Ulmer Fischerviertel.

Der Preis ist mit Urkunden für die Eigentümer und Architekten verbunden. Als Zeichen der Anerkennung erhalten die Eigentümer einen Geldpreis in Höhe von 10.000 DM und eine Bronzeplakette zum Anbringen an das prämierte Gebäude.

Die Preisverleihung findet am Mittwoch, 23. Oktober 1996, in Mühlacker-Lienzingen statt.

Die Sonderfahrt bietet allen Mitgliedern und Freunden des Vereins die Gelegenheit, ein preisgekröntes Objekt kennenzulernen sowie am Festakt teilzunehmen.

Programm der Sonderfahrt

13.30 Uhr Abfahrt in Stuttgart, Omnibusbahnhof, Bussteig 14

14.30 Uhr Ankunft in Mühlacker-Lienzingen, Führung durch das Objekt Knittlinger Straße 21.

16.00 Uhr **Festveranstaltung in der Frauenkirche**

Begrüßung

Dr. Jürgen Blumer,

Vorstandssprecher der Württemberger Hypo

Grußwort

Klaus Schönfeld,

Oberbürgermeister der Stadt Mühlacker

Ansprache

Dr. Walter Döring MdL, Wirtschaftsminister

des Landes Baden-Württemberg

Vorstellung der Preisträger

Ulrich Gräf, Baudirektor, Vorsitzender der Jury

Überreichung der Preise

Erfahrungen eines Preisträgers

Schlußwort Martin Blümcke,

Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes

Empfang in der Turn- und Festhalle

18.30 Uhr Rückfahrt nach Stuttgart

Die Sonderfahrt kostet 15,- DM pro Person. Selbstverständlich können auch diejenigen am Programm teilnehmen, die nicht an der Sonderfahrt ab Stuttgart teilnehmen, sondern auf eigene Rechnung nach Mühlacker-Lienzingen kommen.

Aus organisatorischen Gründen bitten wir aber alle Teilnehmer um ihre Anmeldung bei der Geschäftsstelle.

Naturschutzzentrum des Schwäbischen Heimatbundes Pfrunger-Burgweiler Ried in Wilhelmsdorf

Veranstaltungen 2. Halbjahr 1996

Samstag, 7. September 1996, 14.00 Uhr

Führung durch die Ausstellung und über die Riedlehrpfade

Treffpunkt: Naturschutzzentrum

Kosten: Erwachsene 4,- DM

Schüler/Jugendliche bis 18 Jahre: 1,- DM

Kinder unter 6 Jahren frei

Samstag, 12. Oktober 1996, 14.00 Uhr

Naturerlebnis Herbstwald

Treffpunkt: Naturschutzzentrum

Kosten: Erwachsene 4,- DM

Schüler/Jugendliche bis 18 Jahre: 1,- DM

Kinder unter 6 Jahren frei

Leitung: Antje Schnellbacher

Sonntag, 27. Oktober 1996, 14.00 Uhr

Führung durch die Ausstellung und über die Riedlehrpfade

Treffpunkt: Naturschutzzentrum

Kosten: Erwachsene 4,- DM

Schüler/Jugendliche bis 18 Jahre: 1,- DM

Kinder unter 6 Jahren frei

Treffpunkt: Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried, Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf

Führungen mit Voranmeldung

Für Gruppen ab 10 Personen können Führungen durch die Ausstellung im Haus und über die Lehrpfade vereinbart werden.

Dauer: gesamter Rundgang ca. 2 Stunden

Für Kinder und Jugendliche sowie junggebliebene Erwachsene werden Naturerlebnis-Führungen mit Spielen und einfachen Experimenten angeboten. Die Lebensräume, die wir dabei genauer unter die Lupe nehmen wollen, richten sich nach den Jahreszeiten und den Wünschen der Gruppe.

Anmeldungen werden an Werktagen zwischen 9.00 und 16.00 Uhr unter der Telefonnummer (07503) 739 entgegen genommen. Außerhalb dieser Zeiten hinterlassen Sie bitte eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Wir rufen Sie umgehend zurück. Bitte teilen Sie auch mit, ob Sie an bestimmten Themen besonders interessiert sind.

Kosten: Gruppen über 25 Personen: 50,- DM pro Stunde (100,- DM für den gesamten Rundgang)

Kleinere Gruppen: Erwachsene 4,- DM

Schüler/Jugendliche bis 18 Jahre: 1,- DM

Kinder unter 6 Jahren frei

Reiseprogramm

Reiseprogramm 1996

Nachfolgend finden Sie eine kurze Übersicht über unsere Veranstaltungen im Spätsommer, Herbst und Winter 1996. Unsere Veranstaltungsbroschüre mit den ausführlichen Beschreibungen dieser und anderer Exkursionen senden wir Ihnen und Ihren Bekannten auf Wunsch gerne kostenlos zu.

AUSSTELLUNGSSONDERFAHRTEN:

«Die Franken – Wegbereiter Europas. König Chlodwig und seine Erben»

Nachmittagsfahrt nach Mannheim
Sonntag, 22. September 1996

«Moritz von Schwind: Geschichte und Bildwitz, Märchen und Traum»

Nachmittagsfahrt nach Karlsruhe
Mittwoch, 16. Oktober 1996

«Liselotte von der Pfalz. Madame am Hofe des Sonnenkönigs»

Tagesfahrt nach Heidelberg
Samstag, 9. November 1996

Das Diözesanmuseum in Rottenburg

Nachmittagsfahrt am Donnerstag, 21. November 1996

«Von der Brücke zum Blauen Reiter» und das Haus der Geschichte

Zweitagesfahrt nach Dortmund und Bonn
Samstag, 23. November, bis Sonntag, 24. November 1996

«Die sichtbare Welt. Niederländische Bilder des 16. und 17. Jahrhunderts. Sammlung Christoph Müller, Tübingen»

Nachmittagsfahrt nach Ulm
Samstag, 18. Januar 1997

STUDIENREISEN:

Wegen großer Nachfrage:

Wiederholung der Studienreise zum 450. Todestag des Reformators: «Lutherstätten in den neuen Bundesländern»

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Termin der Wiederholungsreise:

Montag, 28. Oktober,
bis Sonntag, 3. November 1996

Die Ausschreibung zu dieser Studienreise finden Sie in unserem Veranstaltungsprogramm unter Fahrt Nr. 18 (ursprünglicher Termin: 27. Mai bis 2. Juni 1996).

Zusätzliche Adventsfahrt 1996 : Köln

Freitag, 6. Dezember, bis Sonntag, 8. Dezember 1996

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Prof. Dr. Wilfried Setzler

Zum Jahreswechsel 1996/97: Silvesterreise in die Europäische Kulturhauptstadt 1996: Kopenhagen

Bitte fordern Sie unsere Sonderprogramme an!

Ungarn: Geschichte, Kultur und Landschaft

Führung: Sibylle Setzler und Prof. Dr. Wilfried Setzler
Samstag, 7. September, bis Dienstag, 17. September 1996

Seminar mit Exkursionen: Mönchtum und Klosterkultur in Oberschwaben

Führung: Dr. Uwe Kraus
Donnerstag, 17. Oktober, bis Sonntag, 20. Oktober 1996

Städtereise: Istanbul

Führung: Sibylle Setzler und Melek Tunca
Mittwoch, 30. Oktober, bis Sonntag, 3. November 1996

TAGESEXKURSIONEN UND FÜHRUNGEN:

Romanische Baukunst im Stauferland: Lorch und Faurndau

Führung: Prof. Dr. Hans-Martin Maurer
Mittwoch, 11. September 1996

Stuttgarter Spaziergänge:

Von Degerloch nach Kaltental mit Besichtigung von Dornhaldenfriedhof und Waldfriedhof

Führung: Harald Schukraft
Samstag, 21. September 1996

Auf den Spuren Hans Multschers: In Ulm

Führung: Dr. Heribert Meurer
Samstag, 5. Oktober 1996

Auf den Spuren Hans Multschers: Um Ulm herum

Führung: Dr. Heribert Meurer
Samstag, 12. Oktober 1996

Fahrten ins Blaue

Sonntag, 20. Oktober, und Mittwoch, 23. Oktober 1996

Orgeln in Stuttgart-Mitte

Führung: Dr. Helmut Völkl
Samstag, 26. Oktober 1996

Bürger, Bauer, Edelmann – Frühneuzeitliche Stadt-Land-Beziehungen im Strohgäu

Führung: Dr. Volker Trugenberger und Albrecht Gühning
Samstag, 16. November 1996

INFORMATIONEN UND ANMELDUNG:

Schwäbischer Heimatbund, Weberstraße 2,
70182 Stuttgart
Telefon (07 11) 2 39 42 11
Telefax: (07 11) 2 39 42 44

Restaurierte Waldburg wurde wiedereröffnet

(dpa/lsw) Die Waldburg, eine der ältesten, markantesten und bedeutendsten Burg- und Schloßanlagen Oberschwabens, ist nach zehn Jahren wieder zugänglich. Die restaurierte Burg der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg-Waldsee wurde am 26. Juli wieder eröffnet. Sie soll als Museum die Geschichte der Waldburg, des Grafen- und Fürstenhauses, der Region und des alten Deutschen Reiches dokumentieren.

Nach ersten Rissen in der Kapelle 1980 wurde 1986 die Untersuchung der Burg begonnen, deren Ergebnisse 1991 vorlagen. Inzwischen hatte sich eine Bürgerinitiative «Rettet die Waldburg» gebildet. Nach ersten Arbeiten 1989 an der Kapelle konnte dann die Sanierung begonnen werden. Die Kosten für Renovierung und museale Einrichtung betragen rund 6,1 Millionen Mark. Zwei Drittel der Kosten trägt das Fürstenhaus, ein Drittel sind Fördermittel. Nach dem Konzept der Bauherren wurden, so Regierungspräsident Max Gögler, «notwendige Eingriffe absolut minimiert». Bei der Museumsnutzung werde so die Waldburg selbst museal präsentiert.

Die Waldburg, eine der wenigen völlig erhaltenen Burganlagen Oberschwabens, wurde vermutlich im späten 11. Jahrhundert gegründet. Die ältesten Teile stammen aus der Zeit um 1200. Unter den Stauern verwahrten die Truchsessen von Waldburg 1220 bis 1250 hier die Reichsinsignien. In der Renaissance wurde die mittelalterliche Burg zur neuzeitlichen Wohn- und Repräsentationsanlage, ist aber seit Jahrhunderten unbewohnt. Seit etwa 1800 ist das Dach der 771 Meter hoch gelegenen Waldburg wesentlicher Vermessungspunkt Oberschwabens und ein Aussichtspunkt mit Blick über den Bodensee und die Alpenkette.

Unwetter führte zu Storchen-Drama in Saulgau

(STN) In Oberschwaben ist auch die Tierwelt noch in Ordnung: Eine Bilderbuch-Landschaft mit zahlreichen Riedflächen bietet Lebensraum für alles, was krecht und fleucht. Da quaken Frösche im Sumpf, schwirren dicke Käfer und zarte Libellen über Bäche und Seen – zur Freude der zahlreichen Störche, die sich zuhauf dort niedergelassen haben. Auch in Saulgau ist das Kreuz auf der St.-Johannes-Kirche seit Jahrzehnten von einem Storchennest besetzt. Seit elf Jahren brütet dort bereits die gleiche Störchin – mit wechselnden Storchennännchen. Den Störchen gefällt es so gut in Saulgau, daß sie winters nie nach Afrika fliegen. Bei strengem Frost suchen sie höchstens mal eine der Storchestationen in Salem oder der Schweiz auf.

Auch in diesem Jahr sorgten sie redlich für ihre vier Jungen, bis ein Hagelsturm die Idylle jäh zerstörte: Die Störchin fiel vom Kirchturm und wurde schwer verletzt. Da der Storchenvater mit vier Jungen überfordert war und ihn zudem ein fremdes Storchennest bedrohte, holte die Saulgauer Feuerwehr zwei Junge aus dem Nest. Sie werden jetzt von einem Tierschützer hochgepäppelt. Zwei Tage später wütete erneut ein Sturm über Saulgau, wobei eine Böe den Storchenvater erfaßte. Er schlug gegen die Kirchenmauer und fiel tot auf den Marktplatz. Die Feuerwehr rettete die restlichen beiden Jungen, und Tierschützer schoben sie zwei anderweitig brütenden Storchennestern unter. Während die Saulgauer noch um den toten Storch trauerten, setzte sich kurzerhand ein fremdes Storchennest ins gemachte Nest – und tut so, als sei es der Retter der Saulgauer Storchennidylle.

Kloster Gnadental feiert 750jähriges Bestehen

(epd) Das 750jährige Bestehen des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Gnadental in den Waldenburger Bergen feiern die evangelische Kirchengemeinde Gnadental-Neunkirchen und die Gemeinde Michelfeld-Gnadental. Beim Festgottesdienst sagte Bürgermeister Reiner Schickner, Gnadental sei trotz Jahrhunderte materieller Armut geprägt gewesen von einem geistigen Reichtum.

Der Heilbronner Prälat Hans Kümmel unterstrich, daß auch Protestanten ihre Wurzeln in der «Alten Kirche» hätten. Die Themen der Klöster wie Vollkommenheit und Nachfolge spiegelten sich in der Reformation. Martin Luthers Erkenntnis, wonach der Glaube die Versöhnung nicht herzustellen brauche, sondern sie vielmehr Geschenk der Barmherzigkeit Gottes sei, resultiere aus der Auseinandersetzung mit den Grundfragen des Klosterlebens. Diakonie sei die größte Leistung der Klöster für Europa gewesen, so Kümmel. Heute sei Diakonie eine Frage europäischer Politik und müsse im Alltag umgesetzt werden.

Das Kloster Gnadental wurde wahrscheinlich zunächst in Hohebach im Jagsttal um 1237 von der Familie des Ritters Konrad von Krautheim gegründet und später in die abgeschiedeneren Waldenburger Berge ins Biberstal verlegt. Die genaue Gründungsgeschichte liegt im dunkeln.

Seit 1557 ist Gnadental evangelisch. Nach 27 Äbtissinnen ist Pfarrer Johannes Kohn heute der 55. evangelische Pfarrer Gnadentals. Das Kloster Gnadental beherbergte von 1696 bis zur Verlegung nach Neuenstein 1777 ein Spital mit 24 äußerst begehrten Plätzen für Menschen mit Behinderungen. – Der landeskirchliche Archivdirektor Hermann Ehmer sprach bei der Festreihe am 21. Mai über das Thema «Vom Kloster zum Dorf».



Armin Dieter

Naturerlebnis Schwäbische Alb

Broschur mit farbigem Kartonumschlag,
Format 21 × 14,8 cm, Umfang 96 Seiten,
60 Farbaufnahmen (Großteil ganzseitig),
Verkaufspreis 23,80 DM, ISBN 3-9803568-0-9

Der Autor zeigt in klaren Worten und mit eindrucksvollen Aufnahmen die vielseitige Landschaft der Schwäbischen Alb mit ihren Tieren, Pflanzen und Naturgewalten auf.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, August-Bebel-Straße 9,
72072 Tübingen, beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen, An der Neckarbrücke,
und beim Autor, Herrn Armin Dieter, Bästehardtstraße 24, 72116 Mössingen.



Verlag Tübinger Chronik, 72072 Tübingen, August-Bebel-Straße 9

Alte Bauten neu genutzt

Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981.

Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kulturdenkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalgeschützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denkmaleigentümer«. Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teilbereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle interessierten Bürger Baden-Württembergs.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.



Verehrte Freundin!
Wo sind Sie?



Justinus Kerners Briefwechsel mit Ottilie Wildermuth · 1853–1862

Der Briefwechsel zwischen Justinus Kerner, dem berühmten Dichter und Weinsberger Oberamtsarzt, und der Schriftstellerin Ottilie Wildermuth, die am Anfang ihrer literarischen Erfolge steht, erstmals vollständig ediert! Herausgegeben von Rosemarie Wildermuth. Mit einem Vorwort von Bernhard Zeller.

362 Seiten Leinenband. DM 29,80
ISBN 3-8848-022-1

LITHOS-VERLAG,
Hermannstraße 5 · 70178 Stuttgart

Ries/Ostalb

Abschalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen fünf im Württembergischen Ries: die ehemalige Reichsstadt Bopfingen, die ehemalige Deutsch-Ordensstadt Lauchheim sowie die Gemeinden Kirchheim/Ries, Riesbürg und Unterschneidheim laden ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug.

Ideale Wander- und Radfahrmöglichkeiten durch 2200 ha Landschafts- und Naturschutzgebiete, Wald und Heide, interessante Kulturdenkmale, Offnethöhlen, archäologischer Lehrpfad, Burgen, Schlösser und Museen mit 6000 Jahren Geschichte sowie zahlreiche Freizeitangebote.

Prospekte anfordern bei:

Ries-Ostalb, Fremdenverkehrsverein
73441 Bopfingen, Geschäftsstelle Rathaus
Telefon 0 73 62/801-21, Telefax 0 73 62/8 01-50

VOLKSHOCHSCHULHEIM INZIGKOFEN

Kulturgeschichtliche Wanderungen mit Prof. Christel Köhler-Hezinger

16. - 21. September 1996

"Pfade in die Industriegeschichte" sollen die Routen bei dieser Wanderwoche auf der Schwäbischen Alb, im Donautal, Hegau und in Oberschwaben sein. Besichtigungen und abendliche Vorträge nehmen Auslöser, Vorläufer und Anfänge heutiger Industrie ins Visier. Die Teilnehmer wohnen in einem ehemaligen Nonnenkloster im oberen Donautal bei Sigmaringen. Von dort führen Busfahrten und Wanderungen (ca. 12 km in Etappen/Tag) zu Relikten, musealen Spuren und noch bestehenden Produktionsstätten aus den Anfangszeiten der Industrialisierung.

Weitere Informationen und Anmeldung:

VHS-Heim, 72514 Inzigkofen, Tel. 07571/73980, Fax: 739833

«Götzenburg» in Möckmühl wurde ausgeräumt

(lsw) Das Inventar des als «Götzenburg» bekanntgewordenen Schlosses Möckmühl wurde am 12. und 13. Juli versteigert. Aus dem Amtssitz des Götz von Berlichingen kamen nach Angaben des Stuttgarter Auktionshauses Fritz Nagel etwa 2000 Gegenstände unter den Hammer. Der ehemalige Schloßherr Philip Graf Alvensleben-Neugattersleben erhofft sich aus der Auktion eine Gesamtsumme von rund zwei Millionen Mark. Das Schloß, das neben dem berühmten Götzenturm oberhalb von Möckmühl liegt, wurde im vergangenen Jahr an ein medizinisches Unternehmen in Weinheim (Neckar-Odenwald-Kreis) verkauft.

Unter den zahlreichen Bildern ragen zwei Gemälde des bekannten Schweizer Porträtmalers Anton Graff (1736–1813) heraus. Für das Porträt von Philipp Karl von Alvensleben-Hundisburg aus dem Jahre 1800 steht der Schätzwert bei 25 000 Mark. Für ein zweites Porträt mit Prinz Heinrich, dem Bruder des Preußenkönigs Friedrich II., sind genauso 20 000 Mark veranschlagt wie für das Porträt des Franzosen Antoine Pesne (1638–1757) von Königin Elisabeth Christine von Preußen.

Zum Verkauf des Schlosses war es durch den Umzug der Familie Alvensleben nach Sachsen-Anhalt gekommen. Dort pachtete auf den ehemaligen Besitzungen des Geschlechts Philip Graf Alvensleben-Neugattersleben ein landwirtschaftliches Anwesen mit 800 Hektar Fläche. Der 32jährige Graf, im Hauptberuf Filmkaufmann in München, bewohnte Schloß Möckmühl in vierter Generation.

Das Schloß Möckmühl, das 1251 erstmals erwähnt wurde, verteidigte Götz von Berlichingen im Jahre 1519 als Vogt des Herzogs Ulrich von Württemberg gegen den «Schwäbischen Bund» und geriet bei einem Ausfall in Gefangenschaft. Das berühmte Götz-Zitat allerdings soll der Herr von Berlichingen nach Ansicht von Historikern dem Amtmann zu Krautheim zugerufen haben.

Schloß Presteneck nimmt 18 Eigentumswohnungen auf

(swp) Für das Wasserschloß Presteneck bei Neuenstadt wurde nach 25jähriger Suche ein Käufer gefunden.

Im letzten Vierteljahrhundert hatten sich über 140 potentielle Investoren für das wasserumspülte Kulturdenkmal interessiert. Entweder wegen Auflagen der Denkmalschützer oder aus Geldmangel waren sie abgesprungen.

«Das Ding ist toll», schwärmt Rechtsanwalt Rüdiger Diez aus Tübingen. Der Gesellschafter der Baubetreuungs- und Verwaltungsgesellschaft Schloß Bühl mbH will den Dornröschen-Schlaf von Presteneck beenden. Für die projektierten Wohnungen suchte er per Inserat bereits Interessenten: «Das Echo ist enorm.» Das Angebot der Wohnungen im historischen Gemäuer reicht vom 26 Quadratmeter kleinen, kreisrunden Appartement im Turm für 122 000 Mark bis zur 162 Quadratmeter großen Prachtwohnung für 777 000 Mark.

Finanzstaatssekretär Wolfgang Rückert (CDU) bat jetzt um die Zustimmung des Landtags zum Verkauf des Schlosses, das «für das Land entbehrlich» sei. Der Kaufpreis wurde für Gebäude und Gelände auf 1,7 Millionen Mark festgesetzt. Das Wasserschloß selber mißt 15 500 Quadratmeter, wofür rund 930 000 Mark verlangt werden. Die Stadt Neuenstadt kauft mehr als 6100 Quadratmeter des angrenzenden Areals für Grünflächen und den Bau von Wohnungen, was etwa 800 000 Mark kostet.

Der Tübinger Anwalt Diez hat bereits reichlich Erfahrung mit der Nutzung alter Baudenkmäler. Vor 15 Jahren nahm er sich des Schlosses Bühl (zwischen Tübingen und Rottenburg) an; es folgte ein halbes Dutzend anderer denkmalgeschützter Häuser.

Das Land bekam das Wasserschloß Presteneck Anfang der siebziger Jahre geschenkt, nachdem der vorherige Besitzer pleite gegangen war. Die «Internationalen Jugendgemeinschaftsdienste» hatten den Prachtbau

dem Haus Gemmingen abgekauft, um mit Hilfe eines Zuschusses von 450 000 Mark daraus eine Begegnungsstätte zu machen. Das Vorhaben scheiterte.

Die dreiflügelige Renaissance-Anlage ließ ein Freiherr von Gemmingen von 1579 bis 1583 erbauen. Zum Anwesen gehören ein Torhaus und ein großes Ökonomiegebäude. Im 30jährigen Krieg richteten Plünderer immense Schäden an. Das Land ließ den Bau von Grund auf wieder herrichten.

«Öchsle-Bahn» fährt wieder auf schmaler Spur

(dpa/lsw) Die «Öchsle-Bahn» fährt wieder. Die historische oberschwäbische Schmalspurbahn schnaufte nach jahrelangem Dornröschenschlaf am 15. Juni erstmals wieder auf der 19 Kilometer langen Strecke zwischen Warthausen und Ochsenhausen. Die 1899 eröffnete Schmalspurbahn, die eine von fünf im Königreich Württemberg war, ist die einzige erhaltene in Baden-Württemberg und galt als schönste Bahn in Oberschwaben. Der Personenbetrieb wurde mangels Rentabilität 1964, der Güterverkehr 1983 eingestellt. Das als Museumsbahn weitergeführte «Öchsle» mußte wegen Sicherheitsmängel vor wenigen Jahren stillgelegt werden.

In einer bisher einmaligen Initiative gründeten der Kreis, die Anliegergemeinden und die Kreissparkasse eine gemeinnützige Öchsle-Bahn-Aktiengesellschaft (ÖBAG), um die auf 1,2 Millionen Mark veranschlagten Sanierungskosten aufzubringen. Die Ende 1995 zum Verkauf angebotenen künstlerisch gestalteten 6000 Aktien – Nennwert 100, Verkaufspreis 125 Mark – waren innerhalb weniger Tage gezeichnet. Die Aktionäre erhalten keine Dividende. Bis Ende Oktober wird das «Öchsle» an jedem Wochenende zu den nachfolgenden Zeiten ab Ochsenhausen verkehren: samstags um 14.00 und 16.40 Uhr, sonntags um 10.00, 14.00 und 16.40 Uhr. Eine Rückfahrkarte kostet 18 Mark.

TWS tun dem Gaskessel den Rost runter

(STN) Arbeitsplätze in schwindelnder Höhe haben derzeit die Technischen Werke der Stadt Stuttgart (TWS) in Gaisburg zu bieten. Nach 32 Jahren muß das Technikdenkmal aus dem Jahr 1950 wieder vom Rost befreit und neu gestrichen werden – im übertragenen Sinn eine zutiefst schwäbische Tätigkeit. «Ich dua dir dr Roscht ra», heißt es hierzulande, wenn heftige Kritik fällig ist. Für die TWS heißt es dagegen, sich auf Kosten von 3,5 Millionen Mark einzurichten, sagt Jörg Burkhardt, Leiter der Hauptabteilung Gasbeschaffung. Burkhardt arbeitet in unmittelbarer Nähe des Gaskessels. Nein, gefährlich sei dies keineswegs, zumal der Kessel derzeit leer ist. Aber auch im gefüllten Zustand (maximal 300000 Kubikmeter Erdgas) brauche niemand in der Umgebung Angst zu haben. Die Konstruktion des Kessels läßt nur einen leichten Überdruck zu. «Im Notfall kann ein kleines Loch sogar mit Kaugummi abgedichtet werden.»

Wer in Stuttgart eine Wette gewinnen will, braucht sich nur die Höhe dieses Gaskessels zu merken: 96 Meter – man sieht sie ihm ebensowenig an wie den stattlichen Durchmesser von 60 Metern. Der erste dicke Turm an dieser Stelle stand schon 1928. Im Kriegsjahr 1944 ist er zerstört worden. In den Jahren 1949 und 1950 wurde er nach altem Vorbild neu aufgebaut. Seinen Zweck erfüllt er bis heute und laut Jörg Burkhardt auch höchst gewinnbringend: Ausgleich für den vormittags üblichen Spitzenverbrauch. Um den täglichen Gasbezug möglichst kleinzuhalten, wird der Kessel nachts gefüllt, um dann an etwa 60 Tagen pro Jahr nur während des Tages wieder geleert zu werden.

Geht alles nach Plan, wird das Bauwerk im Oktober wieder von allen Seiten herzeigbar sein. Dach und zwölf Meter Kesselwand bis zum höchsten Umgang sind bereits grau gestrichen. Der Rest wird nach unten hin in abgestuften Blautönen gestrichen, um nahe dem Boden einen fast violetten Ton zu haben, der an die

Farbe des Heizkraftwerkskessels in Gaisburg erinnert. Zu streichen sind insgesamt etwa 20000 Quadratmeter. Und wie lange haben die TWS dann Ruhe? Burkhardt: «30 Jahre sollte der neue Anstrich schon wieder halten.»

Stuttgart 21: Sind Gleise ein Denkmal?

(STZ) Im Zuge des Bahnprojekts Stuttgart 21 werden unter Denkmalschutz stehende Gleisanlagen und Bauwerke vernichtet. Auf diesen Umstand hat jetzt der städtische Denkmalschützer Wolfgang Mayer im Bezirksbeirat Nord aufmerksam gemacht. Der Stuttgarter Hauptbahnhof mit seinen Gleisanlagen genieße «als Gesamtheit» den Schutz eines technischen Kulturdenkmals, sagte Mayer. Was sei denn ein Bahnhof ohne Gleise, fragte er. Die von 1924 stammende Trassenführung mit ihren verschiedenen Ebenen sei damals «einmalig» gewesen.

Jedoch wird die städtische Denkmalbehörde wegen der Gleise keinen politischen Vorstoß wagen, denn daß die Schienen überbaut werden, ist ja der eigentliche Sinn von Stuttgart 21. Der ursprüngliche Hauptbahnhof von Bonatz – der als «Kulturdenkmal besonderer Bedeutung» gilt – wird von den Bauplänen nicht berührt. «Uns ist sehr wohl bewußt, daß wir die Gleisanlagen nicht erhalten können», sagte Mayer. Schließlich müßten laut Gesetz Denkmäler nur dann erhalten werden, wenn es dem Eigentümer «zumutbar» sei oder wenn öffentliche Interessen es verlangten. Diese Klausel breche dem Denkmalschutz oft das Genick, meinte Mayer. Bei Stuttgart 21 seien die Interessen der Öffentlichkeit, zum Beispiel die Schaffung von Arbeitsplätzen und ein besserer Verkehrsfluß, allerdings unübersehbar.

Dennoch wollen sich die Denkmalschützer nicht von vornherein geschlagen geben. «Wir werden für einzelne Objekte kämpfen», kündigte Mayer an und erhielt dafür allgemeine Zustimmung im Bezirksbeirat Nord. «Bleiben sie hart!» rief ihm Bezirksrat Sebastian Sage zu. Insbeson-

dere will sich die untere Denkmal-schutzbehörde um die Erhaltung der Trasse für die Gäubahn bemühen. Auch einige Architekten «spielten» in Entwürfen mit dieser Idee, freute sich Mayer. Vorstellbar sei, daß auf der alten Schienentrasse ein Rad- oder Spazierweg angelegt werde. Auch die Stützmauern zur Cannstatter Straße sollten seiner Ansicht nach bewahrt werden. «Vehement» will sich Mayer gegen eine beidseitige Bebauung der Cannstatter Straße wehren. Denn auch der Mittlere Schloßgarten steht unter Denkmalschutz. Anhand von Karten erläuterte Mayer, daß große Teile des Planungsgebiets von Stuttgart 21 eigentlich als Kulturgut geschützt sind. Ungeschützt ist immerhin der Zentrale Omnibusbahnhof – daß er verschwindet und wieder dem Schloßgarten zugeschlagen wird, bleibt eine stille Hoffnung der Denkmalschutzbehörde. Wolfgang Mayer schilderte den Bezirksbeiräten die Historie des Eisenbahnwesens in Stuttgart. Dabei präsentierte er einen aus dem Jahre 1901 stammenden Entwurf für einen Durchgangsbahnhof. Hundert Jahre später wird die Idee nun verwirklicht.

Bahngutachten: Aus für Strecke Göppingen–Boll

(dpa/lsw) Die seit Jahren stillliegende Bahnstrecke Göppingen–Boll steht vor dem endgültigen Aus. Die Wiederbelebung des Schienenverkehrs von Göppingen nach Boll ist nach einem Gutachten für ein integriertes Verkehrskonzept im Albvorland nicht zu empfehlen. Das 100000 Mark teure Gutachten hatten der Landkreis Göppingen und die Anliegergemeinden an der Strecke in Auftrag gegeben. Der Boller Bürgermeister Klaus Pavel, der sich für die Wiederbelebung der Bahnstrecke eingesetzt hatte, erklärte am 5. Juli vor dem Boller Gemeinderat, die Reaktivierung der Strecke sei damit erledigt.

Tübingen: Neue Nutzung für «altes Eisen»

(dpa/lsw) Ein historischer Eisensteg aus dem Jahre 1912 ist in Tübingen vor dem Verfall gerettet worden und wieder in Betrieb genommen worden. Die Restaurierung des technischen Kulturdenkmals sei sehr wichtig und bringe auch eine ökologisch sinnvolle Wiederverwendung, sagte der Leiter des Tübinger Denkmalamts, Prof. Hubert Krins.

Zwei genietete Konstruktionen aus dem Jahre 1911 – die Blaue Brücke, 1985, und der Steg an einem Brückenwehr – seien 1985 und 1996 verloren gegangen. Jetzt dokumentiere in der Region nur noch der reaktivierte Steg «die Fähigkeiten der Ingenieure im Stahlbau zu Beginn unseres Jahrhunderts». Er wurde als Überweg von einem Parkhaus in die Stadt dem Passantenverkehr übergeben.

Der Eisensteg hatte bis 1985 das Bahngelände beim Tübinger Bahnbetriebswerk überquert. Das Technikdenkmal wurde damals nicht verschrottet, sondern von der Stadt zur Wiederverwendung erworben. Die gelagerten Teile waren aber Wind und Wetter ausgesetzt, so daß Reaktivierungschancen mit den Jahren zu schwinden drohten.

Die Stadt prüfte dann, ob die am besten erhaltenen Teile sich als Steg vom neuen Parkhaus in der Südstadt über die B 28 zur Innenstadt eigneten. Das Denkmalamt stufte den Steg wegen der Seltenheit der genieteten Stahlfachwerk-Konstruktion als Kulturdenkmal ein und gewährte einen Reparaturzuschuß.

Zwei Teile und damit die Hälfte des 68-Meter-Stegs konnten verwendet werden. Sie wurden als Ganzes repariert, entrostet und gestrichen. Defekte Nieten wurden durch Schrauben ersetzt und durchgerostete Einzelteile in gleicher Form eingepaßt. Am neuen Standort kommt Krins zufolge die Transparenz des Stahlfachwerks in Verbindung mit der Architektur des neuen Parkhauses gut zur Geltung. Passanten biete der Steg zudem «einen reizvollen neuen Blick auf das Tübinger Stadtbild».

Ungewisses Schicksal von Rebmanns Geburtshaus

(epd) Das Geburtshaus des berühmten Afrikaforschers und -missionars Johannes Rebmann (1820 bis 1876) in Gerlingen soll abgerissen und in historisierender Bauweise neu aufgebaut werden.

Das denkmalgeschützte Rebmann-Geburtshaus an der Kirchstraße 18 wurde Ende des 16. Jahrhunderts erbaut und danach mehrfach umgestaltet. Das Gebäude steht seit etwa drei Jahren leer, ist aber nicht einsturzgefährdet.

Gegen die bereits eingereichten Baupläne wehrt sich vor allem der Gerlinger «Verein für Heimatpflege»; er tritt für eine Sanierung des Gebäudes ein, das in seinen Augen ein Gerlinger Kulturdenkmal darstellt. Der Käufer, ein Immobilienmakler, hat sich im Kaufvertrag ein Rücktrittsrecht für den Fall vorbehalten, daß sein Abrißplan nicht genehmigt werde. Die Stadt Gerlingen selbst verfügt wegen umfangreicher Bauvorhaben – Ausbau der Stadtbahn und Neubau einer Stadtbibliothek – nach Angaben aus dem Rathaus derzeit nicht über genügend freie Mittel, um das Rebmann-Geburtshaus zu übernehmen.

Der Bauern- und Weingärtersohn Johannes Rebmann ist in Europa vor allem als Afrika-Erforscher berühmt geworden. Er sah als erster Weißer am 11. Mai 1848 den 5895 Meter hohen Kilimandscharo; sein Bericht über einen schneebedeckten Berg unmittelbar am Äquator wurde von Wissenschaftlern in Europa jahrelang nicht geglaubt. Heute trägt dort einer der Gletscher den Namen Rebmanns, am Fuße des Berges erinnert ein 1933 errichteter Gedenkstein an ihn.

Im heutigen Ostafrika wird Rebmann als Wegbereiter der Missionsarbeit gewürdigt, der 1848 als erster Europäer in jenes Gebiet kam. Unter schwierigsten äußeren Bedingungen eignete er sich die notwendigen Sprachkenntnisse an und erforschte zusammen mit seinem aus Derendingen bei Tübingen stammenden Landsmann Johannes Krapf das damals völlig unbekanntes Landesinnere des Kontinents. Rebmann be-

trieb Sprach- und Kulturforschungen, verfaßte Wörterbücher und Grammatiken über seinerzeit in Europa völlig fremde Sprachen. Durch seine Forschungsarbeiten machte er den 1893 beginnenden Einsatz von Missionaren erst möglich. Heute ist ein Drittel der 24 Millionen Einwohner Tansanias Christen.

In Gerlingen ist eine Straße nach dem Pioniermissionar benannt; es gibt ein Denkmal und im Sitzungssaal des Rathauses steht seine Büste. Das umfangreiche Rebmann-Tagebuch ist im Besitz des Stadtarchivs.

Naturschutzzentrum für die Schopflocher Alb

(swp) Die Sicherung von Natur und Landschaft ist nach den Worten der neuen baden-württembergischen Landwirtschaftsministerin Gerdi Staiblin (CDU) «ein unverzichtbares Ziel der Politik dieser Landesregierung». Bei der Eröffnung des Naturschutzzentrums Schopflocher Alb im Kreis Esslingen verwies sie darauf, daß über 85 Prozent des Landes land- und forstwirtschaftlich genutzt werde. Deshalb bestünden viele Berührungspunkte zwischen Naturschutz, Land- und Forstwirtschaft.

Als für den Naturschutz zuständige Ministerin werde sie sich darum bemühen, die Belange der Natur und der Landwirtschaft stärker miteinander in Einklang zu bringen. Vor allem gehe es dabei um eine bessere Abstimmung mit den betroffenen Bauern, wenn durch Ausweisung weiterer Naturschutzflächen in die Landwirtschaft eingegriffen werde.

Das Naturschutzzentrum Schopflocher Alb ist nach Eriskirch am Bodensee und Bad Wurzach (Kreis Ravensburg) die dritte von sieben geplanten Einrichtungen dieser Art. Das Land und der Kreis Esslingen teilten sich die Kosten von 350 000 Mark: Während der Kreis das Gebäude bereitstellte, finanzierte das Land den Umbau und die Erweiterung. Die laufenden Kosten – in diesem Jahr knapp 500 000 Mark – tragen Land und Kreis im Verhältnis 70 zu 30.

Landespreis für Heimatforschung 1996

(PM) Eine hohe Auszeichnung für Dr. Max Scheifele aus Stuttgart-Botnang: Er erhält den Landespreis für Heimatforschung 1996. Der Preis ist mit 10000 DM dotiert. Die offizielle Verleihung wird im Rahmen eines Festaktes im Herbst stattfinden. Weiterer Preisträger ist Jürgen Wohlfahrt aus Tauberbischofsheim; ferner wurde postum das Werk von Dr. Walter Schmid, Kusterdingen (Kreis Tübingen), gewürdigt.

Der Landespreis für Heimatforschung wird seit 1982 jährlich verliehen und ist eine gemeinsame Stiftung der Landesregierung, der Volksbanken und Raiffeisenbanken in Baden und Württemberg und des Landesausschusses für Heimatpflege. Die Jury aus Vertretern aller Stiftergruppen begutachtete in diesem Jahr 169 Einsendungen.

«Als die Wälder auf Reisen gingen» heißt das von der Jury ausgezeichnete Werk des ehemaligen Landesforstpräsidenten Dr. Max Scheifele. Er schürft nach dem «Grünen Gold» im Enz-Nagold-Gebiet und beschreibt so die Geschichte von Wald, Holz und Flößerei in dieser Schwarzwaldregion. Dr. Scheifele spannt den Bogen von den Römern bis ins Industriezeitalter, das der einst blühenden Flößerei das Aus brachte.

Mit einem zweiteiligen Radtouren-Reiseführer hat sich Jürgen Wohlfahrt auf die Spuren des Bauernkrieges 1525 in der tauberfränkischen Landschaft gemacht. Darin schlagen sich die Erfahrungen aus vielen Radtouren nieder, die Wohlfahrt seit 1980 mit dem Traum-a-Land e.V. konzipiert hat. Über 200 Orte wurden erfaßt, für die Hinweise zum Bauernkrieg vorliegen.

Dr. Walter Schmid hatte die Auswanderung württembergischer Untertanen seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts nach Übersee, Ost- und Südosteuropa am Beispiel der Härtengemeinden Immenhausen, Jettenburg, Kusterdingen, Mähringen und Wankheim verfolgt. Sein Ruhestandswerk macht deutlich, wie sich übergeordnete wirtschaftlich-soziale, religiöse und politische Gründe im

Dorfleben niedergeschlagen haben. Der Sohn Dr. Hans-Jörg Schmid hatte die Arbeit nach dem Tod von Dr. Walter Schmid zusammen mit Frau Rose Schmid veröffentlicht.

Kein Golfplatz im Schutzgebiet

(SWP) Die beiden Gemeinden Waldburg und Amtzell im Kreis Ravensburg dürfen auf ihren Gemeindegebieten vorerst keinen privaten Golfplatz genehmigen. Das entschied das Verwaltungsgericht in Sigmaringen. Bei dem Rechtsstreit zwischen den beiden Gemeinden und dem Landratsamt Ravensburg ging es um die Frage, ob ein geplanter 82 Hektar großer Golfplatz auch im Landschaftsschutzgebiet gebaut werden kann. Das Gericht verneinte dies.

Die Gemeinden hatten dem Bau des Golfplatzes mitten im Landschaftsschutzgebiet «Lankrein» zugestimmt, das Landratsamt hatte dagegen interveniert. So kam es zum Prozeß. Das Landschaftsschutzgesetz verbietet eine gravierende Änderung des Landschaftsbildes und der «landwirtschaftlich genutzten Grünlandfläche». Die strittige Frage vor Gericht war nun, ob der geplante Golfplatz das hügelige Land nachhaltig verändert. Das Gericht schloß sich offensichtlich der Meinung des Landratsamtes an und befand, daß es durch den Golfplatz zu einer Veränderung des Landschaftsbildes komme. Eine genaue Urteilsbegründung liegt noch nicht vor.

Die Gemeinden hatten argumentiert, daß zum Bau des Golfplatzes fast keine Erdbewegungen notwendig würden und der Golfplatz sich harmonisch in die Umgebung einfüge. Auch in den vergangenen 150 Jahren habe sich durch eine andersartige Nutzung der Felder und Wiesen das Aussehen der Landschaft oftmals geändert.

Die Bezirksstelle für Naturschutz argumentierte, gerade die technischen Eigenarten eines Golfplatzes unterschieden ihn fundamental von einer landwirtschaftlich genutzten Fläche. Diese ändere je nach Jahreszeit ihr

Erscheinungsbild. Ein Golfplatz sei dagegen immer grün. Die hohe Schnitthäufigkeit des Sportrasens und die Sandbunker würden das Bild der Landschaft völlig verändern. Der Bürgermeister der Gemeinde Amtzell erklärte, er halte an dem Golfplatzprojekt fest. Ein Gang zur nächsten Instanz, dem Verwaltungsgerichtshof des Landes in Mannheim, sei «wahrscheinlich».

Stadtputzete abgesagt: Sammel-Müll käme zu teuer

(dpa/lsw) Der Eislinger Bürgermeister Günther Frank hat eine für Ende Juni geplante Stadtputzete mit freiwilligen Helfern vorerst abgeblasen, weil nach der Privatisierung des Göppinger Müllheizkraftwerkes für die Abfälle bezahlt werden muß. Eislingen müßte mit etwa 6000 Mark rechnen. Bisher war die vergleichsweise geringe Abfallmenge aus Putzeten ohne Rechnung geblieben, aber seit der Privatisierung zum Jahresbeginn muß jetzt jede Fuhre gewogen und bezahlt werden. Außerdem wird von den Helfern verlangt, daß sie die Abfälle nach Glas, Dosen und Reststoffen sortieren.

Der Eislinger Bürgermeister sagte, es sei für die Stadt, für Schulen und Vereine nicht motivierend, wenn für ehrenamtliches Engagement solche Vorgaben gemacht und dazu noch Gebühren verlangt würden.

Neues Zeppelinmuseum in Friedrichshafen

(dpa/lsw) Genau 96 Jahre nach dem ersten Flug eines Zeppelins über den Bodensee ist in Friedrichshafen am 1. Juli das neue Zeppelinmuseum eröffnet worden. Es zeigt nach den Worten von Museumsdirektor Wolfgang Meighörner auf 4000 Quadratmetern die international größte Schau der Luftschiffahrt. Gleichzeitig wurde in einem Hangar der Zeppelin NT (Neuer Technologie) vorgestellt, der 1997 fertiggestellt sein und die Tradition des Luftschiffbaus am Bo-

densee wieder aufnehmen soll. Damit sei Friedrichshafen wieder zum Mekka der Zeppelin-Freunde und Luftschiff-Enthusiasten aus aller Welt geworden, sagten Vertreter der Stadt, in der Ferdinand Graf von Zeppelin am 1. Juli 1900 seinen ersten Zeppelin hatte aufsteigen lassen.

Spektakulärer Blickfang des 76 Millionen Mark teuren Museums ist die knapp 40 Meter lange Rekonstruktion eines Teils des legendären Zeppelins LZ 129 «Hindenburg». Originalgetreu wurden der Rauchsalon, zwei Gästekabinen und Toilettenräume der «Hindenburg» nachgebildet, in die die Besucher wie in den 30er Jahren über ein Fallreep gelangen können. In teilweise aufwendiger Handarbeit wurden Details wie die Aluminium-Uhr des Salons, das Mobiliar bis hin zu den Wasserhähnen in den Schlafkabinen aus Leichtmetall nachgebaut. Die Rekonstruktion kostete sechs Millionen Mark.

Sichtlich fasziniert nahm am Montag der 86jährige Eugen Bentele in einem der ihm vertrauten Aluminiumsessel Platz. Er war Maschinist auf dem Zeppelin «Hindenburg» gewesen, der 1937 bei der Landung im amerikanischen Lakehurst verbrannt war. Immer wieder schilderte er, wie er sich aus dem in Sekundenschnelle ausbrennenden Wrack hatte retten können. Das Ende der «Hindenburg» hatte auch das Aus für die zivile Luftschiffahrt bedeutet.

Friedrichshafens Oberbürgermeister Bernd Wiedmann nannte das neue Museum ein Denkmal für Graf Zeppelin (1838–1917), dem die Stadt viel zu verdanken habe. Nach dem Krieg war die Zeppelin-Stiftung, zu der unter anderem der weltweite Automobilzulieferer ZF und die Zeppelin-Metallwerke gehören, an die Stadt übergegangen. Sie konnte dadurch Projekte wie ein Kongreß-Zentrum, viele soziale Einrichtungen und nun auch das neue Museum finanzieren. Wiedmann rechnet bei jährlich rund 200 000 Besuchern mit einem städtischen Zuschußbedarf von etwa 2,3 Millionen Mark pro Jahr für das Zeppelin-Museum. Das Land Baden-Württemberg hat rund neun Millionen Mark zum Museum beigetragen. Ausgehend von der Rekonstruktion

als Mittelpunkt erwarten die Besucher in dem Museum verschiedene Themeninseln, in denen Graf Zeppelins Lebenswerk und die Geschichte der Luftschiffe unter technischen, militärischen und sozialen Aspekten behandelt werden.

Keine Sondermarke für «Badische Revolution»

(STN) Der Brief aus Bonn war kurz, aber eindeutig: «... müssen wir Ihnen mitteilen, daß eine Sondermarke zum Thema «Forderungen des Volkes in Baden» im Programm 1997 leider nicht berücksichtigt werden» kann. Ton und Stil des Schreibens aus dem Hause von Postminister Wolfgang Bötsch (CSU) trieb den Offenburgern Zornesröte ins Gesicht. Geht es doch um ihr Heiligstes: die badische Revolution.

Im kommenden Jahr soll die 150. Wiederkehr des Ereignisses groß gefeiert werden. 22 Kommunen zwischen Mannheim und Freiburg sowie die badischen Universitäten wollen mit finanzieller Unterstützung des Landes (9,3 Millionen Mark waren zugesagt, sind aber eingefroren) diese erste und einzige Revolution von unten auf deutschem Boden «angemessen aufarbeiten».

Wo doch die «Forderungen des Volkes in Baden», im Jahre 1847 von liberalen Geistern zu Papier gebracht, die Grundlage unserer heutigen Verfassung bilden. Uneingeschränkte Pressefreiheit ist dort ebenso gefordert worden wie der Ausgleich des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit. In diesem Sinne wäre eine Sonder-Briefmarke «150 Jahre Deutsche Revolution» den Badenern die rechte Unterstützung gewesen. Aber: Nichts da! In Bötschs Amtsstuben gibt es andere Prioritäten. Schließlich feiert der Kölner Karneval im kommenden Jahr sein 175jähriges Bestehen – und den lieben die Leute heute noch. Bundesweit. Und: Der Fußball-Philosoph Sepp Herberger («Der Ball ist rund») ist vor 100 Jahren geboren worden. Auch an dieser Briefmarke geht kein Weg vorbei. Mal ehrlich: Wer kennt

dagegen heute noch die Vormärz-Helden Friedrich Hecker oder Gustav von Struve?

Natürlich hat sich der Präsident des Städtetags Baden-Württemberg, Erhard Klotz (SPD), für die Offenburger und ihre Mitstreiter stark gemacht. Und auch der Staatssekretär im Staatsministerium Stuttgart, Lorenz Menz (CDU), hat seinen (schwäbischen) Kollegen im Postministerium, Paul Laufs (CDU), darum gebeten, «die Entscheidung noch einmal zu überdenken». Aber große Hoffnungen macht man sich in Offenburg nicht mehr.

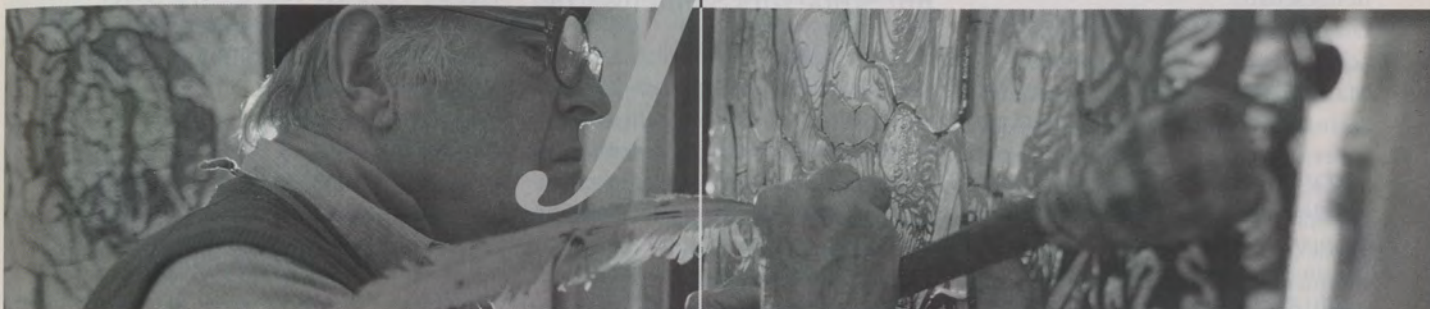
Bayerischer Sprachatlas: Der erste Band liegt vor

(dpa/lsw) Schon seit über zehn Jahren arbeiten Sprachwissenschaftler an fünf bayerischen Universitäten an einem «Bayerischen Sprachatlas». Der erste Band des Gesamtprojekts wurde am 21. Mai in der Augsburger Universität vorgestellt. Er enthält auf 620 Seiten eine repräsentative Auswahl des Wortschatzes der Dialekte aus dem bayerischen Schwaben.

Der allein auf 13 Bände angelegte Sprachatlas über Schwaben dokumentiert die alten Dialekte. Sie wurden an 272 Orten des Regierungsbezirkes und einiger angrenzender Landkreise gesammelt. Geschulte Sprachwissenschaftler hielten sich im Durchschnitt vier bis fünf Tage in den Gemeinden auf, um die ältesten Bewohner zu befragen.

In den Fragenkatalog wurden nicht nur Dinge des alltäglichen Wortschatzes aufgenommen, sondern auch Arbeitsvorgänge aus der Landwirtschaft berücksichtigt. Der Sprachatlas, an dem Wissenschaftler der Universitäten Augsburg, Bayreuth, Erlangen, Passau und Würzburg mitarbeiten, erscheint im Universitätsverlag C. Winter in Heidelberg.

DER FEINE UNTERSCHIED




Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württembergischer Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.
Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo 

Ältestes Haus des Landes wird in Wimpfen saniert

(HSt) Das älteste Haus des Landes, von Fachleuten auf ein Baudatum von 1263 datiert, wird in Bad Wimpfens Altstadt derzeit fachgerecht restauriert und soll mit neuem Leben erfüllt werden. Zwei Wohnungen entstehen und im Erdgeschoß ein Ladengeschäft.

Die Stadt Bad Wimpfen hat als Zwischenerwerber das Gebäude am Marktplatz 6 an eine Bauherrengemeinschaft verkauft. Ein Glücksfall: Einer der Bauherren ist Zimmermeister Karl-Heinz Pflugfelder, und den hat das staufische Fachwerkfieber gepackt. Die mittelalterliche Zimmermannskunst und -technik fasziniert ihn so sehr, daß er ins Schwärmen gerät: «Diese Arbeiten erfordern handwerkliches Können und ein Hineinversetzen in die mittelalterliche Baukunst. Meinen Leuten und mir macht das viel Freude, Kollege Computer hat keine Chance auf der Baustelle.»

So werken die Handwerker akribisch nach den Plänen des Architekten Walter Steinbrenner und in enger Zusammenarbeit mit Landeskonservator Dr. Julius Fekete und dem Statiker Professor Dieter Steinmetz aus Ettlingen daran, neuen Lebensraum zu schaffen und doch alles zu retten, was noch erhalten werden kann, auch wenn es nur fragmentarisch ist und durch Neues ergänzt werden muß. Nicht ohne Grund, denn für Bauhistoriker und die Fachleute vom Denkmalamt ist das Haus ein tolles Forschungsobjekt, in dem auch Karl-Heinz Pflugfelder zahlreiche Feinheiten mittelalterlicher Zimmermannskunst entdeckte. «Wir fanden Ständer mit Zapfen und Schwebeblätter, die Doppelrahme verblattet und verkämmt und die Kopf- und Fußwinkelhölzer mit Weichschwanzblättern, also einseitigen Schwalbenschwanzblättern versehen», erzählt Pflugfelder von Begriffen, die in der technisierten Zimmerei kaum noch gesprochen werden und zollt der Leistung der vor 730 Jahren wirkenden Kollegen «hohen Respekt».

Seinen wahren historischen Wert hatte das Gebäude indes bis vor we-

nigen Jahren hartnäckig verschwiegen. Immer wieder zogen ihm seine Besitzer ein unscheinbares Mäntelchen an, bauten um und bauten an, ließen die späteren Experten mal auf Barock, mal auf Klassizismus tippen.

Stadtmuseum Ebersbach mit Stube fürs Sonnenwirtle

(STZ) In Vaihingen an der Enz wurde der Sohn des Ebersbacher Sonnenwirts am 30. Juli 1760 von seinem Henker als ein Räuber von der wildesten Sorte zu Tode gerädert. In seiner Heimatstadt Ebersbach an der Fils haben spendable Stadtväter dem «Sonnenwirtle» jetzt in einem schmucken Fachwerkhaus ein gemütliches Zimmer eingerichtet. Immerhin ist der Friedrich Schwan bis heute der wohl berühmteste Sohn des Städtchens. Friedrich Schiller hat ihm mit seiner Kriminalnovelle vom «Verbrecher aus verlorener Ehre» ein literarisches Denkmal gesetzt, Hermann Kurz hat ihn in seiner «Volks-geschichte» als einen schwäbischen Kohlhaas verewigt. Doch ist der Ehrenraum für das «Sonnenwirtle» nur eine Stube im neuen Ebersbacher Stadtmuseum, das von Bürgermeister Martin Schurr offiziell eröffnet wurde.

Auch das Lebenspanorama des Schriftstellers Fritz Alexander Kauffmann ist dort zu betrachten, der als verfemter Kunstpädagoge im Dritten Reich Unterschlupf bei seinen Verwandten in Ebersbach fand und dort neben kunsttheoretischen Aufsätzen auch den Roman seiner ersten zwölf Lebensjahre schrieb. «Leonhard» hat er seinen modernen Bildungsroman genannt, der in seiner subtilen Wahrnehmungstechnik an die Stilistik Marcel Prousts gemahnt. Unterm Dach der Senffabrik Kauffmann ist dieser Entwicklungsroman entstanden, der im Jahre 1956, elf Jahre nach dem Unfalltod des Autors, erschien. Wie die Stube des «Sonnenwirtles» wurde auch der Kauffmann-Raum von der Marbacher Arbeitsstelle für literarische Museen mit eingerichtet, und Museumsleiter Peter Schaller hatte mit dem Leiter der Marbacher

Arbeitsstelle, Thomas Scheuffelen, dazu den kompetenten Partner. Erinnerung wird im Stadtmuseum überdies auch an Leben und Werk des erfolgreichen Lithographen Johannes Woelffle und an den Ebersbacher Pfarrer und Theologen Hermann Diem, der zu den kompromißlosen protestantischen Gegnern des Nationalsozialismus gehörte und sich nach 1956 als Tübinger Theologieprofessor nachhaltig für die Demokratisierung der Kirche einsetzte. Nicht nur das Leben der lokalen Prominenz, auch der Alltag der Ebersbacher Handwerker, Industriearbeiter und Bürger ist in der «Alten Post» nun ausgiebig zu betrachten.

Hanfstroh wird bald in Malsch gedroschen

(dpa/lsw) In Malsch bei Karlsruhe soll noch in diesem Jahr eine sogenannte Faseraufschlußanlage für Hanfstroh entstehen. Die Badische Faseraufbereitung (BaFa) teilte mit, es handle sich um die bundesweit einzige derartige Anlage. Sie könne bei voller Auslastung jährlich rund 10 000 Tonnen Hanfstroh in Fasern und Schäben trennen. Für die ersten zwölf Monate peile man zunächst die Verarbeitung von 4000 bis 5000 Tonnen Hanfstroh an.

Nach Angaben von BaFa-Geschäftsführer Bernd Frank wurden bereits mit rund 40 Landwirten im Umkreis von rund 30 Kilometern Abnahmeverträge über den Ertrag von insgesamt 112 Hektar geschlossen. Als Abnehmer für die Hanf-Kurzfasern stünden bereits eine badische Automobilzulieferfirma, ein Unternehmen im Raum Dresden und eine Firma aus Schifferstadt fest. Zur Erschließung weiterer Absatzmärkte unterstütze die BaFa ein Hanfprodukt-Linienprojekt der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. Erste praxisorientierte Ergebnisse der Studie werden im Herbst erwartet.

Golfplatz-Studie in der Region Neckar-Alb

(STZ) Der Begriff «ökologischer Golfplatz», den manche Planer solcher Anlagen benutzen, ist für Pia Sommer ein Widerspruch in sich. «Wenn Golfplätze auf Freiflächen gebaut werden, so bedeutet dies einen Eingriff in den Naturhaushalt und Auswirkungen auf die Fauna», stellt die angehende Geographin fest. Gerät ein Standort für einen Golfplatz in die Diskussion, werden diese Auswirkungen in der Regel untersucht. Pia Sommer beschriftet im Auftrag des Regionalverbands Neckar-Alb einen neuen Weg. Sie suchte im Rahmen einer Diplomarbeit auf dem Gebiet des Regionalverbands ganz unabhängig von konkreten Planungen nach potentiellen Standorten für Golfplätze, die möglichst geringe Auswirkungen auf die Natur haben. 73 Standorte blieben letztlich übrig, die mehr oder weniger geeignet scheinen. Aus einer großflächigen Karte im Maßstab 1:50 000 geht hervor, daß Pia Sommer vor allem in der Nähe der dichtbesiedelten Gebiete gut geeignete Standorte für diese ausgedehnten Sportanlagen gefunden hat. So zwischen Reutlingen und Tübingen auf den Härten. Aber auch manche Flächen im Gäu könnten zum Zuge kommen. Dort bestehen ausgedehnte Ackerflächen ohne wertvolle Biotope oder Streuobstwiesen.

In der Studie werden ökologische Aspekte berücksichtigt, mit einbezogen werden rechtliche und gesetzliche Rahmenbedingungen, die eine Golfplatzplanung in bestimmten Bereichen nicht zulassen oder erschweren. Nicht mit eingeflossen sind allerdings Faktoren wie die Wirtschaftlichkeit oder die Auswirkungen auf den Fremdenverkehr. Die Untersuchung ersetzt auch keine Umweltverträglichkeitsstudie, sagt die Autorin selbst. Und sie soll andererseits auch kein Freibrief für Investoren sein. «Sie kann aber durchaus zur Grundlage für erste Standortüberlegungen für alle politischen und verwaltungstechnischen Gremien der Landkreise Tübingen, Reutlingen und den Zollernalbkreis werden», schätzt Pia Sommer die Arbeit ein.

Vor Ort ist von einem Golfboom nicht allzu viel zu spüren. Drei Clubs betreiben in der Region bereits Golfplätze für ihre Mitglieder, der einzige fürs breite Publikum offene Platz ist in Hayingen im Kreis Reutlingen mit guten Aussichten mitten im Genehmigungsverfahren. Ausgerechnet dieser Standort fällt bei Pia Sommer glatt durch. Die ihrer Arbeit zugrunde gelegten Karten notieren hier einen wertvollen Biotopbereich, zudem sei der Platz zu weit entfernt von den Golfspielern. Und eines ihrer Kriterien ist eben, die Fahrten der Golfer zu den Plätzen möglichst gering zu halten. Die Hayingener Golfreue setzten dagegen, daß die Gäste der nahegelegenen Ferienanlage Lauterdörfle auch zum Golfschläger greifen werden. Zum Stichwort Biotop argumentieren Landwirte vor Ort, daß davon nur in veralteten Karten die Rede sei. Genutzt würde die Fläche heute als Pferdekoppel oder gar zur Entsorgung von Heu- oder Mistrückständen. «Im übrigen planen wir in Hayingen alles andere als eine modellierte Disneylandschaft», sagt Marion Sippel von Eco-Plan. Der Platz soll sich so weit als möglich in die Natur einfügen.

Pia Sommer ging in ihrer detaillierten Arbeit nach dem Ausschlußprinzip vor. Sie markierte alle Gebiete, auf denen aus triftigen ökologischen Gründen kein Golfplatz gebaut werden sollte, sie untersuchte Flächen auf ihre klimatische Eignung, chancenlos blieben Areale, wo viel Erde vor der Anlegung eines Golfplatzes bewegt werden muß. Naturschutzgebiete und besonders geschützte Biotope sind somit grundsätzlich ungeeignet. Hinzu kommen Streuobstwiesen, alle Waldflächen und bestimmte Wasserschutzgebiete. Allerdings ist für die Geographin nicht bewiesen, daß Golfplätze wegen eventuell verwendeter Insektenschutzmittel oder Dünger tatsächlich eine Gefahr für das Grundwasser darstellen. Aber sie sieht durch den Betrieb auf einem Golfplatz erhebliche Beeinträchtigungen der Tier- und Pflanzenwelt voraus. Und zwar nicht nur auf den Greens selbst, sondern auch drumherum, auch weil viele Golfer «querbeet durchs Gelände tappen», um

verlorengegangene Bälle zu suchen. Was der ehemaligen Praktikantin des Regionalverbandes Neckar-Alb fehlt, sind Untersuchungen über das Vorher und Nachher. «Nirgendwo habe ich Material darüber gefunden, welche Auswirkungen auf Tiere und Pflanzen sich ganz konkret nach dem Bau eines Golfplatzes ergeben haben», berichtet sie.

Zu wenig Nistplätze für Kulturfolger

(dpa/lsw) Der Landestierschutzverband hat Kirchen und Gemeinden dazu aufgerufen, Greifvögel wieder in Türmen oder Dachstühlen nisten zu lassen. Als sogenannte Kulturfolger haben sich Turmfalken oder Schleiereulen zwar den durch menschliche Besiedlung veränderten Lebensräumen angepaßt, teilte die Organisation in Karlsruhe mit. In den vergangenen dreißig Jahren seien jedoch immer mehr geeignete Gebäude wie Kirchtürme aus Angst vor Tauben versiegelt worden. Dadurch wurden Wohn- und Nistmöglichkeiten vernichtet. Viele Arten wie der Wanderfalke sind immer noch vom Aussterben bedroht.

Bereits geringfügige Maßnahmen könnten Abhilfe schaffen. So genüge es, in Dachstühlen, Kirchtürmen oder frostsicheren Kellern Flugöffnungen anzubieten, hieß es. In Scheundächern sollten Lüftungsziegel vorhanden sein. Damit die Tiere sich wohl fühlen, müssen die Nistgelegenheiten, sei es in der Form von Kästen oder Gebäudeöffnungen, dunkel und relativ ungestört liegen.

Die Scheu vor Tauben ist für die Anlage von Nistplätzen nach Ansicht des Tierschutzbundes kein Hinderungsgrund, da ein Falke eine Taube im Streit um den Nistplatz immer verdrängt. «Es handelt sich da schon eher um eine natürliche Form der Taubenbekämpfung», versichert Mitarbeiterin und Diplom-Biologin Martina Klausmann. Informationen über den Bau von Nistkästen erteilt der Landestierschutzverband in Karlsruhe oder der Naturschutzbund.

«Deutsche Limesstraße» folgt antiker Grenze

(dpa/lsw) Rund 220 Kilometer wird zukünftig die «Deutsche Limesstraße» entlang der einstigen römischen Grenzbefestigung quer durch Baden-Württemberg führen. Die Ausweisung dieser touristischen Route gab anfangs Juli der Stuttgarter stellvertretende Regierungspräsident Horst Rapp bekannt.

Die «Limesstraße» folgt dem sogenannten äußeren Limes, der mit Wall, Graben und Palisade oder – im bayerischen Raum – mit einer Steinmauer auf insgesamt 548 Kilometer Länge das römische Imperium zwischen dem Niederrhein und Regensburg vom freien Germanien abgrenzte. In Baden-Württemberg beginnt die «Limesstraße» an der Landesgrenze zu Bayern nahe Miltenberg und führt dann durch die Landkreise Neckar-Odenwald, Hohenlohe, Schwäbisch Hall, Rems-Murr und Ostalb wieder zur bayerischen Grenze. Auf weiten Strecken ist die Befestigung als schnurgerader Graben im Gelände sichtbar.

Der Limes ist nach Angaben des Regierungspräsidiums heute eines der am meisten besuchten archäologischen Denkmale des Landes. «Durch die Ausweisung dieser neuen Touristikstraße wollen wir die Popularität des Limes noch zusätzlich steigern», kündigte Regierungsvizepräsident Rapp an.

Nach einem näher zum Rhein hin gelegenen Vorgänger wurde der äußere Limes unter Kaiser Antonius Pius (138–161 n. Chr.) auf die Linie Miltenberg – Lorch vorgeschoben und mit Wachttürmen und Kastellen gesichert. Blühende Ansiedelungen entwickelten sich hinter dem Limes unter dem Schutz der Legionen: in Baden-Württemberg beispielsweise Ladenburg (Lopodunum) oder Rottweil (Arae Flaviae). Dem germanischen Druck konnte die Grenzbefestigung jedoch nicht standhalten: Bereits 233 n. Chr. durchbrachen die Alamannen erstmals den Limes. In der Folgezeit wurde die Grenze des Römerreiches an Rhein, Iller und Donau zurückgenommen.

Burgruine Flochberg vor dem Zerfall gerettet

(STZ) Mehr als eine halbe Million Mark aus Steuergeldern wurden im Ostalbkreis in die Erhaltung zerfallender Mauerreste investiert. Die Burgruine Flochberg gegenüber dem Ipf gilt aber auch als Wahrzeichen der Stadt Bopfingen. Die Stauferburg wurde schon im Dreißigjährigen Krieg zerstört. Besitzer der malerischen Ruine ist Fürst Moritz zu Öttingen-Wallerstein. Zur Geschichte der Burg Flochberg gehört untrennbar auch die Geschichte des Schloßbergs unterhalb der Burg, ein Kuriosum in Baden-Württemberg. Hier hatte das Haus Öttingen-Wallerstein im 18. Jahrhundert fahrendes Volk aus dem ganzen Land angesiedelt. Den bitterarmen Bewohnern diente die zerstörte Burg über Jahre hinweg als Steinbruch. Das große Engagement der Bopfinger Bevölkerung für die Erhaltung der Ruine hat zum Teil auch mit dieser Geschichte zu tun.

Ulmer Münsterurm von Gerüsten befreit

(dpa/lsw) Der Ulmer Münsterurm, mit 161,6 Metern der höchste Kirchturm der Welt, präsentiert sich seit 5. Juli erstmals seit 40 Jahren ohne Gerüste. Die nächsten 100 Jahre werde der Turm voraussichtlich kein «Korsett» brauchen, sagte Münsterbaumeister Gerhard Lorenz. «Steinmetze arbeiten für lange Zeiträume.» Es sei allerdings entscheidend, «wie wir mit unserer Umwelt umgehen», fügte Lorenz hinzu. Früher habe ein neu eingebauter Stein 250 bis 300 Jahre gehalten; aber jetzt seien es nur noch 80 bis 100 Jahre. «Stickoxide und Schwefel, die wir in die Luft entlassen, machen die Steine kaputt», betonte der Münsterbaumeister. Während der 40jährigen Turmeinrüstung in der Donaustadt gab es nur 1985 für einige Monate eine «gerüstfreie Zeit». Als Assistent des damaligen Baumeisters hatte Lorenz 1956 die Gerüste mit aufgebaut. Am 1. September geht er in den Ruhe-

stand. Die Ulmer werten die Befreiung des Turmes von Gerüsten als «Abschiedsgeschenk» des Baumeisters. Dazu meinte Lorenz: «Ich habe versucht, mit den Arbeiten fertig zu sein, bevor ich gehe.»

Der Nachfolgerin des Meisters, der 44jährigen Heidelberger Architektin Ingrid Rommel, geht jedoch die Arbeit nicht aus. Derzeit ist der Chor an der Ostseite eingerüstet. Mit Ingrid Rommel wird erstmals eine Frau Chefin der Münsterbauhütte. Hüttenmeisterin ist die 32jährige Claudia Pohl – die einzige Frau in dieser Funktion in Deutschland. Die Münsterbauhütte beschäftigt acht Steinmetze, zwei Maurer und einen Schreiner.

Braucht der Südwesten neue Kraftwerke?

(dpa/lsw) Der Landesverband der baden-württembergischen Industrie (LVI) hält weitere Kraftwerke im Südwesten für unverzichtbar. Vom Jahr 2005 an bestehe Ersatzbedarf bei Kern- und Kohlekraftwerken, sagte Josef Bugl, der Vorsitzende des LVI-Arbeitsausschusses Energie, in Stuttgart.

Bei einer jährlichen Zunahme des Stromverbrauchs um 2,4 Prozent sei die Energieversorgung in Baden-Württemberg mittelfristig gesichert. Dazu müsse allerdings der derzeitige Anteil der Kernenergie an der Erzeugung erhalten bleiben. Es schade dem Standort, daß Industriekunden im benachbarten Frankreich um bis zu 30 Prozent niedrigere Strompreise zu bezahlen hätten.

Der LVI kritisierte den neuen Umweltminister Hermann Schaufler (CDU), weil er sich gegen neue Kernkraftwerke im Land ausgesprochen habe. «Die überzogenen Sicherheitsstandards bei Kernkraftwerken müssen europaweit harmonisiert werden», forderte Bugl.

Röntgengerät entlarvt mittelalterliche Reuse

(dpa/lsw) Erstmals in Baden-Württemberg ist jetzt ein mobiles Röntgengerät bei der Rekonstruktion eines archäologischen Fundes eingesetzt worden. Im Keller des Archäologischen Landesmuseums in Konstanz wird zur Zeit eine Fischreuse aus dem 14. oder 15. Jahrhundert geröntgt, die 1992 bei Grabungen auf dem Gelände eines Karmeliterklosters aus dem 13. Jahrhundert in Esslingen entdeckt worden war. Hier hatte sich früher ein Seitenarm des Neckar befunden, der aber schon in der Zeit der Karmeliter verlandete.

«Nur durch Zufall stieß ein Techniker beim ersten Spatenstich auf die vielen nebeneinanderliegenden kleinen Hölzer», berichtete Hartmut Schäfer vom baden-württembergischen Landesdenkmalamt in Konstanz. Reusen aus dieser Zeit sind bislang im Land noch nicht gefunden worden. «Sie gehen uns einfach durch die Lappen, weil man an den einzelnen Holzstückchen meist nicht erkennen kann, worum es sich handelt.» Zwar war die Oberflächenstruktur der Reuse recht gut zu rekonstruieren, doch was im Erdreich darunter lag, konnte nicht geborgen werden, ohne es zu zerstören.

Also wurde die eigentlich auf die Untersuchung von Kunstwerken spezialisierte Münchener Firma Artray beauftragt, ihr transportables Röntgengerät nach Konstanz zu bringen. Das etwa ein Meter lange runde Gerät ist viel stärker als ein medizinisches Röntgengerät und hat deutlich weichere Strahlen als ein normaler Apparat, was für die Abbildung archäologischer Funde wichtig ist. In einer 140 mal 70 Zentimeter großen Holzverschalung wurde das gesamte, rund 24 Zentimeter hohe Erdreich mit den Reusenresten geborgen und nach Konstanz gefahren.

Nach ersten Probedildern, die schon schwache Konturen erkennen ließen, wurde von zwei jungen Archäologinnen soviel Erdreich wie möglich abgetragen. Nun sollen neue Bilder aus der jetzt viel dünneren Erdschicht Aufschluß darüber bringen, wie man die Reuse am besten rekonstruieren

kann. Entweder, so Schäfer, wird sie ganz freigelegt oder wie ein archäologisches Präparat behandelt. Dies bedeutet, daß an der Ober- und Unterseite Teile der Reuse freigelegt werden, die man auch besichtigen kann, aber die Hölzer aus der mittleren Erdschicht in einem Kasten bleiben.

Stadt Ulm erhält Nachlaß des Graphikers Otl Aicher

(dpa/lsw) Die Stadt Ulm erhält den Nachlaß des im September 1991 gestorbenen Graphikers und Mitbegründers der ehemaligen Ulmer Hochschule für Gestaltung (HfG), Otl Aicher. Der Nachlaß umfaßt Unterlagen, Gegenstände und Graphiken aus dem Werknachlaß. Er gilt als einer der bedeutendsten Graphiker-Nachlässe. Der Vertrag zur Übergabe an das Ulmer Museum wurde von Otl Aichers Witwe, Inge Aicher-Scholl, und Ulms Oberbürgermeister Ivo Gönner unterzeichnet, teilte die Stadt mit.

Der Nachlaß soll in dem zum Ulmer Museum gehörenden HfG-Archiv als eigener Bestand deponiert und für Forschungszwecke und Präsentationen aufgearbeitet werden. Aichers Lebenswerk ist eng mit der HfG verbunden und dokumentiert die gestalterischen Ansätze, die an dieser Schule unter dem Stichwort «Die Moral der Dinge» entwickelt wurden. Für 1997, dem Jahr, in dem Otl Aicher 75 Jahre alt geworden wäre, ist eine Ausstellung mit Teilen des Nachlasses geplant.

Tunnelpläne für B 29 in Schwäbisch Gmünd

(dpa/lsw) Die Stadt Schwäbisch Gmünd hat die Pläne für einen Tunnel für die Bundesstraße B 29 gebilligt. Der Gemeinderat nahm Kenntnis von dem am 21. März verkündeten Planfeststellungsbeschluß. Danach soll für geschätzte Kosten von 200 Millionen Mark auf Höhe der Innenstadt die Bundesstraße auf einer

Länge von 4,1 Kilometer erneuert und in einen 2,2 Kilometer langen Tunnel verlegt werden. Der Stuttgarter Regierungspräsident Udo Andriof rechnet mit dem ersten Spatenstich im Sommer 1997.

Durch die Fertigstellung der Ortsumgehung Schorndorf (Rems-Murr-Kreis) erwartet Schwäbisch Gmünd einen weiter anwachsenden Verkehr, da die B 29 die Region Stuttgart mit der Region Ost-Württemberg verbindet und Zubringer zur Bundesautobahn A 7 Ulm – Würzburg ist. Die Stadtverwaltung rechnet mit 19600 Fahrzeugen pro Tag im Jahre 2010 in dem zweispurig befahrbaren Tunnel. Der Ausbau der B 29 wurde 1992 im Bundesverkehrswegeplan in die Kategorie «vordringlicher Bedarf» eingestuft.

Missionsmuseum in Bad Liebenzell neu gestaltet

(epd) Mit neuem Gesicht zeigt sich das vor fast 60 Jahren eingeweihte Museum der Liebenzeller Mission in Bad Liebenzell. In dem neu gestalteten Museumssaal wurden die noch aus der Gründerzeit stammenden Vitrinen durch eigene Ausstellungsbecken wie «China-Zimmer», «Japan-Haus» oder «Afrika-Ecke» ersetzt.

Eine nachgebildete afrikanische Dorfhütte, Original-Trachten aus Taiwan und eine echte bengalische Rikscha sollen einen besseren Einblick in die Lebensbedingungen in der Dritten Welt geben. Ergänzt werden die rund 800 Ausstellungsstücke durch Beschreibungen von den Arbeitsfeldern des 1899 als deutscher Zweig der englischen China-Inland-Mission in Hamburg gegründeten Missionswerkes. Es war 1902 in den Schwarzwald umgezogen und hatte dort 1906 den Namen «Liebenzeller Mission» erhalten.

Mit 215 Mitarbeitern in 20 Ländern Asiens, Afrikas, Amerikas und Europas ist die Liebenzeller Mission heute eines der größten deutschen Missionswerke. Geöffnet ist das Liebenzeller Missionsmuseum mittwochs und sonntags jeweils von 14.30 bis 16.30 Uhr.

Heilbronner Salzstock nimmt auch Sondermüll auf

(STZ) Entgegen früheren Beteuerungen soll in Heilbronn jetzt doch die größte unterirdische Müllkippe Baden-Württembergs eingerichtet werden. Die Südwestdeutschen Salzwerke (SWS) wollen mindestens zwölf Millionen Kubikmeter Hohlräume in ihrem alten Bergwerk während der nächsten Jahrzehnte mit Müll aller Art füllen. Mit den entsprechenden Genehmigungsanträgen haben die Stadt Heilbronn und das Land Baden-Württemberg als Besitzer des Unternehmens die bisher gepflogene Zurückhaltung endgültig aufgegeben. Nur noch radioaktive, gasförmige und brennbare Abfälle sollen auch künftig nicht in der einzigen Untertagedeponie dieser Art im Land verscharrt werden.

«Unser Anfangsziel hat sich verändert», gesteht inzwischen der SWS-Direktor Heinz Heckmann. Nur ungern erinnert sich der einstige Stuttgarter Finanz-Staatssekretär an die Zeiten, als das Heilbronner Salzbergwerk allenfalls für Rückstände aus einigen wenigen Müllverbrennungsanlagen geöffnet werden sollte. Noch vor zehn Jahren wollte der Heilbronner Gemeinderat den Kreis der Sondermüllkundschaft auf Baden-Württemberg beschränken und die Anlieferung spätestens im Jahr 2000 stoppen. Davon ist heute keine Rede mehr. Mittlerweile sind mehr als 300 000 Tonnen giftiger Filterstäube aus halb Europa unter der Großstadt gelandet und bescheren dem Unternehmen jährlich 40 Millionen Mark Umsatz. Schon 1990 bezeichnete der damalige Umweltminister Erwin Vetter die wachsende Deponie in den insgesamt 30 Millionen Kubikmeter großen Salzkavernen als einen «wichtigen Baustein im Sonderabfallkonzept des Landes». Ausgesprochenen Giftmüll freilich, so versprach der Minister seinerzeit den besorgten Untertägern, werde es in dem Bergwerk «nie geben».

Eine öffentlich-rechtliche Vereinbarung mit der Stadt Heilbronn hat den Salzwerken jedoch schon vor zwei Jahren die Möglichkeit eröffnet, in Zukunft einen «breiten Stoffkatalog»

auf dem heiß umkämpften Müllmarkt anzubieten. Inzwischen hat die Firma ein abfallrechtliches Genehmigungsverfahren eingeleitet, das in spätestens zwei Jahren die Einlagerung zahlreicher, Sonderabfälle gestatten soll. Dazu zählen neben Aschen und Stäuben aus Müllverbrennungsanlagen auch metallurgische Schlacken, Gießereischutt, Galvanikschlämme, Stahlabfälle, Shredderrückstände und PCB-verseuchte Stoffe. Ausgeschlossen sollen lediglich jene Arten von Müll bleiben, die das Salzgestein angreifen könnten.

Daß sich das Geschäft lohnen wird, bezweifelt der SWS-Direktor Heckmann nicht. Wenn das mehrere Millionen Mark teure Genehmigungsverfahren abgeschlossen ist, können mindestens sechs Millionen Tonnen Sondermüll unter Heilbronn begraben werden. Die dafür notwendige Technik ist größtenteils schon vorhanden. Dazu zählt auch eine zehn Millionen Mark teure Anlage in der benachbarten Zeche Kochendorf, in der schon seit drei Jahren Rauchgasrückstände für die unterirdische Lagerung aufbereitet werden. In dem stillgelegten SWS-Bergwerk sind bisher ebenfalls mehr als 50 000 Tonnen Filterstäube eingemauert worden, und in Kürze sollen jährlich bis zu 100 000 Tonnen Schlacke hinzukommen. Jetzt verarbeitet die Konditionierungsanlage auch weitere Stoffe, die anschließend in die Heilbronner Stollen transportiert werden. Dafür läuft zur Zeit ein immissionsschutzrechtliches Genehmigungsverfahren, weil die alte Zulassung der Spezialeinrichtung für ihre neuen Aufgaben nicht ausreicht.

Sämtliche Maßnahmen, davon ist Abfallmanager Heinz Heckmann überzeugt, sind «verantwortbar». Widerstand dagegen ist bisher, im Gegensatz zu früheren Jahren, kaum noch zu befürchten. Nur die Junge Union des Unterlands hat unlängst ihre Bestürzung über die Müllpläne kundgetan. Ihre schlimmsten Befürchtungen würden jetzt noch übertroffen, klagten die Nachwuchspolitiker, die Heilbronn inzwischen auf dem Weg zur «Müllregion» des ganzen Landes sehen.

«Der ferne Nächste» Mission im Museum

(epd) Die Haupteпоche der christlichen Mission lag zwischen 1860 und 1920. In dieser Zeit rückten die Menschen in Afrika, der Karibik oder in Indien in den Blickpunkt missionarisch gesinnter christlicher Gruppierungen, vor allem auch der Pietisten in Württemberg. Das Landeskirchliche Museum in der Ludwigsburger Friedenskirche zeigt bis 10. November 1996 die Ausstellung zur Missionsgeschichte Württembergs unter dem Titel «Der ferne Nächste – Bilder der Mission – Mission der Bilder».

Mit ihren Berichten lösten die Missionare in den Kirchengemeinden eine Welle der Opferbereitschaft aus. Fachleute vertreten die Ansicht, daß die württembergischen Pietisten im 19. Jahrhundert durch die regelmäßigen Missionsnachrichten die am besten informierten Leute gewesen seien. Die Ausstellung wurde von Landesbischof Eberhardt Renz, selber ein Missionsexperte, am 24. Mai eröffnet.

Denkmalgeschütztes WC wird «Haus des Weines»

(BNN) Die einzige in Deutschland unter Denkmalschutz stehende öffentliche Toilette wird zum Schaufenster des badischen Weines: Der Freiburger Gemeinderat beschloß, die 1733 erbaute «Alte Wache» am Freiburger Münsterplatz bis zum Weinfest 1997 in ein «Haus des Badischen Weines» umbauen zu lassen.

16 Winzergenossenschaften und Weingüter vom Markgräflerland, Kaiserstuhl und Tuniberg werden zusammen mit der Freiburg Wirtschaft und Touristik (FWT) und der Freiburger Stiftungsverwaltung 1,3 Millionen Mark investieren und der Stadt Freiburg eine jährliche Pacht von 50 000 Mark zahlen. Die jetzige Toilette wird auf Kosten der Stadt für 300 000 Mark in die gegenüberliegende Stadtbibliothek verlagert.



Dieses Baby hat 7 PLUS KID.
Eine Zukunftsvorsorge, die
jetzt schon daran denkt, daß
auch die Ansprüche später
mal etwas größer werden.

Noch nicht bis drei zählen können, aber schon
ordentlich Geld kassieren. Mit 7 PLUS KID.

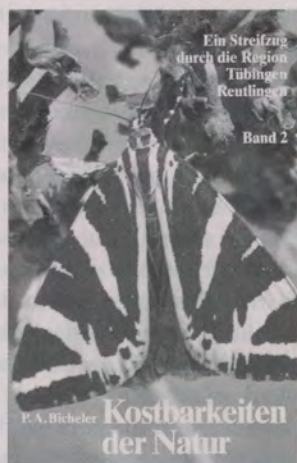


Dresdner Bank

P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen / Reutlingen
Band 2



Die wunderbare Vielfalt unserer heimischen Natur wird auch in diesem Band in 100 erstaunlichen Farbfotos dargestellt. Der knappe, wissenschaftlich fundierte Text gibt zusätzlich Informationen, die eine präzise Bestimmung erleichtern. Hier wird uns wieder deutlich vor Augen geführt in welcher Fülle von Kostbarkeiten wir leben dürfen, aber auch welche Verpflichtung uns daraus erwächst. Eine sinnvolle Lektüre und ein außergewöhnliches Geschenk.

Broschur mit farbigem
Kartonumschlag.
Format 12,5 x 18,5 cm.
Umfang 208 Seiten.
Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel,
beim Verlag Tübinger Chronik,
August-Bebel-Str. 9,
72072 Tübingen,
und beim Bürger- und
Verkehrsverein Tübingen,
an der Neckarbrücke.



Verlag
Tübinger
Chronik

Neu bei Theiss

Armin Lang
**Pferde & Äffle
Kalender
1997**

13 farbige
Blätter mit
Kalendarium
und Spiral-
bindung.
DM 29,80.
Mit den gelieb-
ten Werbe-
Viechern
durchs Jahr:
damit jeden
Tag was zum
Lacha hosch.



»Wir werden das Jahr schon schaukeln!«



Helmut Englisch
**Ein Mönch fliegt
übers Schwabenland**
Ergötzliche Geschichten
von gescheiterten
und gescheiterten
Schwabern.
200 S. DM 34,-.
Brillant geschriebene
Geschichten über un-
verwechselbare Origina-
le, Hurgler, Bruddler,
absonderliche Käuze
und andere rare Vögel
aus dem Schwaben-
land.

Rolf Kamradek
**Die Sau im
Kirschbaum**
und andere schwäbische
Lausbubengeschichten.
150 S. DM 29,80.
Ort der Handlung ist
ein schwäbisches Dorf
in den fünfziger Jahren.
Dort besteht der Lausbub
zusammen mit seinen
Freunden so man-
ches Abenteuer, sei es
beim Beobachten
badender Nonnen, in
der Kolibri-Bar oder in
der Tanzstunde.



40 Jahre
THEISS

Im Buchhandel erhältlich

Bodensee ist weiterhin ökologisch nicht stabil

(lsw) Die Wasserqualität von Rhein und Bodensee wird weiterhin durch Pestizide aus der Landwirtschaft, Salz aus französischen Kaliminen und Phosphat-Ersatzstoffen der Industrie beeinträchtigt. Darauf verwies die Arbeitsgemeinschaft der Wasserwerke Bodensee-Rhein (AWBR) auf ihrer Mitgliederversammlung in Karlsruhe.

Kopferbrechen bereiten Experten vor allem verschiedene Phosphat-Ersatzstoffe. Die sogenannten Komplexbildner, die in Waschmitteln vorkommen und von der Papierindustrie zum Entfetten eingesetzt werden, sind biologisch kaum abbaubar. Der Industrie wurde vorgeworfen, ihr Versprechen, bis 1996 die Menge an Komplexbildnern um die Hälfte zu verringern, kaum einzuhalten.

Wie auf der Versammlung weiter bekannt wurde, befindet sich der Bodensee trotz aller Sanierungsschritte noch nicht im «ökologisch stabilen Zustand». Nach Angaben von AWBR-Präsident Max Gutzwiller (St. Gallen) sank 1995 zwar die Phosphatkonzentration im Obersee weiter, wobei die Belastung in diesem Frühjahr bei 22 Milligramm je Kubikmeter lag. Dagegen habe der Gehalt an anorganischen Stickstoffverbindungen – vor allem Nitrat – gering zugenommen. Nach Ansicht Gutzwillers müssen Bemühungen, die Seebelastung – vor allem diffuse Einleitungen aus der Landwirtschaft – weiter zu verringern, unvermindert fortgesetzt werden.

Als positiv wertet die Arbeitsgemeinschaft die Ankündigung der Betreiber der Öl-Pipeline von Genua nach Ingolstadt, die Fernleitung Anfang 1997 schließen zu wollen. «Dieser Schritt liegt im Interesse der vielen Millionen Menschen, die ihr Trinkwasser aus dem Bodensee beziehen», sagte Gutzwiller. Solange die Pipeline aber noch nicht außer Betrieb genommen sei, halte die AWBR an ihrer Klage gegen die Betreiber fest. Die Arbeitsgemeinschaft hatte wegen der Risiken für die Trinkwasserversorgung Klage beim Verwaltungsgericht Augsburg sowie

einen Eilantrag auf sofortige Stilllegung eingereicht. Ein juristischer Rückzug komme erst in Frage, wenn die Behörden die Betriebs- und Bestandsgenehmigung offiziell zurückgenommen hätten. Zur AWBR gehören derzeit 68 Wasserwerke in der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Österreich und Frankreich.

Herrenberger Bauhütte betreut «Glucke vom Gäu»

(epd) An der als «Glucke vom Gäu» bekannten Herrenberger Stiftskirche, der ältesten Hallenkirche Schwabens, ist die jüngste Bauhütte im Bereich der württembergischen Landeskirche entstanden. Jeden Mittwoch kommen in Herrenberg Männer zusammen, um abends zwischen 18 und 22 Uhr rund um die Stiftskirche zu arbeiten. Sie haben in dem besonders massigen Kirchturm schon den Glockenstuhl umgebaut, Glocken hochgezogen und in das Läutwerk eingefügt.

Zur Zeit befassen sich die Helfer mit dem Ausbau des Glockenmuseums: eine geräumige Zuschauer- und Zuhörergalerie soll dort errichtet werden. Wenn sie fertig ist, wird es den unentgeltlich tätigen Helfern aber noch lange nicht an Arbeit fehlen. Auf ihrem Programm stehen schon das Anlegen eines befestigten und entwässerten Parkplatzes vor der Kirche und das Verlagern umweltgeschädigter Epitaphien ins Kircheninnere. Bei Bedarf will man auch einfache Erhaltungs- und Umbauarbeiten an einzelnen kirchlichen Gebäuden in Herrenberg anpacken.

Entstanden ist die Herrenberger Bauhütte nach den Worten ihres Leiters Fritz Hanßmann (57) «eigentlich ganz von selbst». Als 1993/94 in der Gäustadt das Evangelische Gemeindehaus umgebaut und erneuert wurde, fanden sich samstags freiwillige Helfer ein, um der Kirchengemeinde mit einfacheren Arbeiten Baukosten einzusparen. Sie blieben – einem Vorschlag Hanßmanns folgend – auch nachher zusammen. Seitdem geht die derzeit zwölf Mitglieder zählende Mannschaft – Be-

rufstätige und Vorruehändler – regelmäßig ans Werk. Unter den Männern befinden sich ein Schlosser, ein Elektriker, ein Zimmermann, zwei Kaufleute und ein Steuerberater. Sie alle können in der Bauhütte ihre Fähigkeiten und Kenntnisse sinnvoll einbringen. Angeleitet werden sie von Fritz Hanßmann, hauptberuflich Technischer Leiter am Kreiskrankenhaus in Herrenberg. Neben seiner Mitarbeit bei der Bauhütte ist der frühere Landessynodale noch in weiteren kirchlichen Bereichen engagiert.

Eine solche Bauhütte wird in Herrenberg allerdings auch gebraucht. Im Turm der Stiftskirche ist das von Dekan Dieter Eisenhardt initiierte «Südwestdeutsche Glockenmuseum» im Entstehen. Zu den derzeit 21 Glocken sollen noch weitere fünf oder sechs kommen; sie müssen teilweise aus beträchtlicher Entfernung von ihrem jetzigen Standort nach Herrenberg gebracht werden. Das bereits jetzt umfangreichste Geläute im Bereich der württembergischen Landeskirche soll künftig nicht nur zu regelmäßigen Glockenkonzerten zu hören sein, gedacht ist auch daran, die zur Zeit vierzehn läutbar aufgehängten Glocken zu Teilgeläuten zusammenzustellen.

In der Bauhütte sind alle mit Begeisterung bei der Sache. Die Arbeit macht ihnen «einfach Spaß»; und die Männer arbeiten zur Freude des Kirchenpflegers völlig unentgeltlich.

Mit ihrer Arbeit identifizieren sie sich völlig: als vor Weihnachten 1995 die Zeit für den Ausbau der Glockenstube und den Aufzug der 3,5 Tonnen schweren «Gloriosa» knapp zu werden schien, nahmen die Berufstätigen unter den Bauhütten-Leuten ganz selbstverständlich von ihrem Jahresurlaub, damit die Arbeiten fristgerecht abgeschlossen werden konnten. So ist es ihnen mit zu danken, daß in Herrenberg das Weihnachtsfest 1995 mit 14 Glocken eingeläutet werden konnte.

Auch dadurch sind die persönlichen Verbindungen unter den Männern gewachsen. Dieses Jahr werden sie erstmals einen gemeinsamen «Betriebsausflug» unternehmen – zu einer anderen Bauhütte natürlich.

Heimischer Dachsbestand ist akut gefährdet

(dpa/lsw) Ein Schutzprogramm zur landesweiten Sicherung des Dachsbestandes hat der Deutsche Tierschutzbund gefordert. Nach Mitteilung des Landestierschutzverbandes zählt der Europäische Dachs (meles meles) mittlerweile zu den akut bedrohten Tieren im Lande. Besondere Kritik übt Verbandschef Gerhard Käfer an den Vergasungsaktionen. Bei derartigen Einsätzen gegen Füchse werde auch der Dachs automatisch mitgetötet. Kaum ein Jäger mache sich dabei die Mühe, im Einzelfall zu prüfen, ob ein Bau von Dachs oder Fuchs oder gar von beiden bewohnt sei, hieß es. Nach Angaben der Tierschützer braucht eine durch Baubegasung dezimierte Dachspopulation Jahrzehnte, bis sie sich wieder erholt hat.

Rheinstaaten lassen sich Rheinlachs viel kosten

(STZ) «Der Lachs ist das Symbol für sauberes Rheinwasser», sagt Jean-Jacques Klein. Klein ist Präsident der Vereinigung zur Wiedereinführung der Lachse «Saumon-Rhin» in Straßburg. Ein großer Erfolg seiner langjährigen Bemühungen war die erstmalige Entdeckung von Laichplätzen in der Bruche, einem Nebenfluß der Ill.

«Wir haben die Laichplätze von drei Rheinlachsen bei Hubschrauber-Flügen gefunden und die Eier untersuchen lassen. Es waren eindeutig Lachseier.» Die Laichplätze stammen wahrscheinlich von den Fischen, die im vergangenen Jahr bei der Rückkehr von der Nordsee an der Staustufe Iffezheim gefangen und oberhalb der Staustufe wieder in den Rhein freigelassen wurden.

Lachs-Laichplätze sind als helle Stellen auf dem Flußbett vom Hubschrauber aus gut sichtbar. Die Fische wühlen zur Einrichtung ihrer «Nester» das Kiesbett auf einer Fläche von acht mal zwei Metern auf. Das größte Lachs-Hindernis bei der Rückkehr vom Meer in die elsässi-

schen Nebenflüsse des Rheins ist die Staustufe Iffezheim bei Baden-Baden. Dort wollen bis 1998 Deutsche und Franzosen eine 14 Millionen Mark teure «Lachstreppe» bauen, damit die Fische aus eigener Kraft dieses Hindernis überwinden können. Die Leiter besteht aus 30 beckenförmigen «Stufen» von zwei Meter Breite.

Die Wiedereinführung der Rheinlachs ist ein teures Geschäft, das viel Geduld erfordert. Die Schweiz, Frankreich, Deutschland, Luxemburg und die Niederlande beteiligen sich seit etwa zehn Jahren an dem Programm, das auch von der Europäischen Union finanziell unterstützt wird. Allein im Elsaß werden jedes Jahr Hunderttausende Junglachs in die Nebenflüsse des Rheins ausgesetzt, 1995 waren es sogar 515 000.

Die vier bis fünf Zentimeter langen Fische bleiben zwei Jahre in den Flüssen, bis sie sich auf den Weg ins Meer machen. «In diesem Jahr kommen vielleicht 50 zurück», schätzt Klein. Um das Wanderverhalten der Lachse besser kennenzulernen, werden die Schuppen der Fische untersucht. Wie bei Baumstämmen sind in den Fischschuppen Jahresringe zu erkennen, an denen man das Alter der Fische ablesen kann.

Was die Qualität des Rheinwassers anbelangt, so ist sie seit 1970 «kontinuierlich besser geworden», betont Klein. Ein besonders teurer Aspekt des Wiedereinführungsprogramms ist die «Renaturalisierung» von Seitenkanälen und toten Rheinarmen, um den Lachsen Laichplätze anbieten zu können. Bis 1998 haben die regionalen Behörden bereits 18 Millionen Mark investiert.

Klein erwartet, daß in 20 Jahren etwa 1000 Lachse den Rhein bevölkern werden. Aus dem Strom war der Fisch 30 Jahre lang verschwunden. Die Zeiten der Jahrhundertwende, als man pro Jahr 100 000 Lachse im Rhein fing, sind allerdings endgültig vorbei. «Lachsfischerei wird immer nur ein Vergnügen für Sportangler bleiben», sagt Klein.

Bald 6 Spuren zwischen Walldorf und Weinsberg

(dpa/lsw) Das baden-württembergische Landesamt für Straßenwesen wird in Kürze beim Karlsruher Regierungspräsidium die Einleitung eines Planfeststellungsverfahrens für den sechsspurigen Ausbau der Autobahn A 6 in Sinsheim beantragen. Dies teilte die Behörde in Karlsruhe mit. Der knapp zehn Kilometer lange Abschnitt zwischen den Autobahnkreuzen Walldorf und Weinsberg ist wegen seines hohen Verkehrsaufkommens in die Stufe «vordringlicher Bedarf» im Bundesbedarfsplan aufgenommen worden.

Derzeit passieren rund 70 000 Fahrzeuge die Autobahn bei Sinsheim. Schätzungen gehen von bis zu 95 000 Fahrzeugen bis zum Jahr 2010 aus. Der vorgesehene Ausbaubereich soll mit je drei Fahrstreifen und einem Standstreifen ausgestattet sein. Darüber hinaus ist auf einer Länge von zwei Kilometern ein wirksamer Lärmschutz für die Orte Sinsheim und Steinsfurt vorgesehen.

Horber Straße in Berlin

(STZ) Die Große Kreisstadt Horb ist jetzt auch in Berlin präsent. Im Stadtteil Reinickendorf wurde mit einer großen Feier die Straße Nr. 30 in Horber Straße umbenannt. Zu dem Festakt war Michael Theurer, Deutschlands jüngster Oberbürgermeister, mit 300 Horbern und der Stadtkapelle in einem Sonderzug angereist. Die neue Horber Straße liegt im Schwarzwaldviertel im Südwesten Reinickendorfs zwischen Nagolder Pfad, Eutinger Weg, Pforzheimer, Wolfacher, Waldshuter, Schonacher, Schluchsee- und Gutachstraße. Die Benennung einer Horber Straße hatte Theurer auf eine Anregung der Initiative Pro Bahn vorgeschlagen. Die Anfrage fand in Reinickendorf Zustimmung. Zu der Feier hatte Pro Bahn den neuen Touristikzug angemietet. Der «Neckar-Spree-Express» fuhr nachts, um rechtzeitig den Festakt mit den Berlinern zu erreichen.

Weinstadt zahlt für denkmalgeschützte Häuser

(STN) Fachwerkhäuser und andere alte Gebäudeveteranen machten die Weinstadter Ortsteile über die Stadtgrenzen hinaus bekannt. Doch zwischen den renovierten Fassaden zeigen sich noch viele denkmalgeschützte Gebäude in einem schlechten Zustand. Damit es den Besitzern dieser Häuser leichter fällt, die Handwerker zu bestellen, entschloß sich der Gemeinderat, zur staatlichen Förderung auch eine städtische einzuführen. Bei einer ersten Bestandsaufnahme wurden 13 Kulturdenkmale aufgelistet. Wenn sich deren Eigentümer zu einer Sanierung entschließen, kommen mehr als zwei Millionen Mark an Zuschüssen zusammen.

Wegmarkierungen kosten Albverein viel Geld

(dpa/lsw) Rund 80 000 Mark will der Schwäbische Albverein (SAV) in diesem Jahr für die Pflege seines Wegnetzes und dessen konsequente Beschilderung ausgeben. «Nur Wanderer, die sich ihres Weges sicher sind, können sich bei der Wanderung wirklich erholen», teilte SAV-Präsident Peter Stoll in Karlsruhe mit. Zudem werde dadurch praktische Naturschutzarbeit geleistet, da schützenswerte Bereiche auf diese Weise nicht berührt werden. Der SAV-Präsident klagte über mutwillige Zerstörungen und Diebstahl an der 21 000 Kilometer langen Wanderstrecke zwischen Main und Bodensee. Mit 120 000 Mitgliedern ist der SAV die größte Wanderorganisation Europas.

Versuch mit Genmais im «Schnellverfahren»

(dpa/lsw) Gegen die überraschende Aussaat von gentechnisch verändertem Mais will die Alb-Donau-Gemeinde Blaustein gerichtlich vorgehen. Bürgermeister Gerhard Häberle

sagte der dpa am 30. Mai, die Gemeinde sei mit dem Ausbringen des gentechnisch manipulierten Saatgutes auf einem Versuchsfeld im Teilstort Wipplingen durch die Firma AgrFvo völlig übergegangen worden. AgrFvo, eine Tochter der Chemiefirmen Hoechst und Schering, hatte im Mai den Versuch begonnen und erst nach massiven Protesten von Bürgern unterbrochen, als bereits auf rund zwei Dritteln des Feldes der Genmais ausgesät war. Am Tag davor hatte das Robert-Koch-Institut Berlin den Freilandversuch genehmigt.

Häberle sagte, der Gemeinderat habe sich Anfang Februar dieses Jahres mit großer Mehrheit gegen den Versuch ausgesprochen. Von der Aussaat habe AgrFvo die Gemeinde vorab nicht unterrichtet. Die kurze Zeit zwischen Genehmigung und Versuchsbeginn wird nach Häberles Worten mit geltendem europäischen Recht begründet. Nach einem Beschluß der EU-Kommission kann für Versuche, die an anderer Stelle schon ein langwieriges Genehmigungsverfahren durchlaufen haben, das sogenannte einfache Verfahren angewendet werden. AgrFvo kann sich auf ein abgeschlossenes langwieriges Verfahren in Sachsen berufen.

Häberle erklärte, das deutsche Gentechnikgesetz schreibe eine förmliche Anhörung vor. Nach seiner Ansicht fehlt bisher eine Verordnung des Bundestages, um die EU-Bestimmung in Deutschland in Kraft zu setzen.

Die Bürgerinitiative gegen den Wipplinger Versuch hat nach Häberles Worten angekündigt, weiter mit friedlichen Mitteln dagegen zu demonstrieren. Gegen andere Freilandversuche war es in Baden-Württemberg in den vergangenen Monaten teils zu heftigen Protesten gekommen. Vor wenigen Monaten wurde ein Feld mit gentechnisch veränderten Zuckerrüben in Nürtingen (Kreis Esslingen) von Unbekannten zerstört. Im Sommer 1995 wurden die Pflanzen von genmanipuliertem Mais auf einem Versuchsfeld im württembergischen Renningen (Kreis Böblingen) vernichtet.

Naturschutzgebiete privatisieren?

(dpa/lsw) Der baden-württembergische Bund für Umwelt- und Naturschutz (BUND) will weitaus stärker als bisher die Naturschutzgebiete im Südwesten betreuen und dadurch deren Privatisierung ermöglichen. Damit könne nicht zuletzt auch der Landesetat entlastet werden, sagten der BUND-Landesvorsitzende Hans-Jörg Breitinger und der Landesgeschäftsführer Erhard Schulz nach Gesprächen mit den neuen Koalitionspartnern CDU und FDP. Schulz betonte, die noch bestehenden vier Bezirksstellen für Naturschutz müßten aber erhalten bleiben.

Überdies solle eine Landesstiftung für Natur- und Umweltschutz eingerichtet und mit einem Grundkapital von 60 Millionen Mark ausgestattet werden. Das Geld solle aus dem Erlös der Privatisierung von Landesbeteiligungen entnommen werden. Zusätzlich müsse die laufende Arbeit der Stiftung aus Toto-Lotto-Mitteln, aus der Spielbankabgabe sowie aus Bußgeldern finanziert werden.

In der Landwirtschaft plädierte Breitinger dafür, Mittel aus dem Herkunfts- und Qualitätszeichen Baden-Württemberg gezielt zur Förderung von ökologischen Leistungen zu verwenden. Als weiteren umweltpolitischen Schwerpunkt solle das Land die Wärmedämmung im Altbaubestand gerade auch bei öffentlichen Gebäuden verbessern, um Energie einzusparen und den Kohlendioxidausstoß zu senken.

Trotz angespannter Haushaltslage dürfe der Schutz der Natur nicht unter die Räder kommen. Es gelte, die ökologische und die soziale Frage gemeinsam zu lösen. Der BUND habe Konzepte vorgelegt, wie durch Umweltschutzmaßnahmen, Energie- und Wärmespartechiken neue Arbeitsplätze entstehen könnten. Von der FDP erwartet die Organisation, daß sich die Partei für die Einführung der von ihr befürworteten Verbandsklage stark macht.



Wieviel Zeit Sie investieren müssen, bis eine Finanzierung oder die Strategie für Ihre Vermögensanlage „steht“, hängt vom Können Ihrer Bank ab. Damit Sie Ihren finanziellen Zielen Schlag auf Schlag näherkommen, ebnet die Baden-Württembergische Bank Ihnen den Weg. Sie bestimmen die Richtung und stecken gemeinsam mit uns den Kurs ab. Wenn Sie wollen, können Sie den Rest beruhigt uns überlassen. Auch wenn Sie wenig Zeit haben, ist das kein Handicap.

TEUER
IST EINE BANK, DIE SIE UM IHRE
FREIZEIT BRINGT.



Die Baden-Württembergische Bank

Archäologen drängen in die Öffentlichkeit

(STZ) Die Landesarchäologen in der Bundesrepublik wollen aus den Grabungslöchern und Studierstuben mehr ins Licht der Öffentlichkeit – jedenfalls weiter als mancherorts bisher. In diesem Herbst werden die Wissenschaftler auf der in Leipzig stattfindenden Messe «Denkmal 96» mit einem eigenen Informationsstand vertreten sein. Dort sollen die Besucher mit Zielen und Methoden der Landesarchäologie vertraut gemacht werden und erfahren können, was Prähistorie und Mittelalterarchäologie leisten und welche Werte sie für die Gemeinschaft beisteuern. Wie der Vorsitzende der Landesarchäologen in der Bundesrepublik, Dieter Planck, bei der Tagung des Verbandes im sächsischen Bautzen jetzt weiter mitteilte, ist geplant, im Jahre 2002 in Berlin die erste nationale Archäologie-Ausstellung zu zeigen. Sie wird von allen, insbesondere auch den neuen Bundesländern bestückt. Archäologische Glanzlichter aus allen Regionen Deutschlands sollen jedenfalls den hohen Stand dieser populären Wissenschaft demonstrieren. Da Archäologie in der Bundesrepublik Ländersache ist, kann ein Überblick über ein Vierteljahrhundert Forschung in Deutschland nur in einer gemeinsam getragenen Ausstellung in der neuen Bundeshauptstadt realisiert werden.

Grüne befürchten «Ende des Naturschutzes»

(dpa/lsw) Die Grünen befürchten ein «Ende des Naturschutzes» in Baden-Württemberg unter der neuen CDU/FDP-Landesregierung. Die in der Koalitionsvereinbarung vorgesehene personelle Ausdünnung der vier Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege habe «Bestürzung und blankes Entsetzen» ausgelöst, sagte der neugewählte Landtagsabgeordnete Winfried Kretschmann am 17. Mai vor Journalisten in Stuttgart.

Generell gehen die Grünen davon aus, daß der Naturschutz bei der neuen Landwirtschaftsministerin Gerdi Staiblin (CDU) «untergehen» wird. Im Prinzip sei gegen eine Zusammenlegung von Landwirtschaft und Naturschutz nichts einzuwenden, aber das Ministerium müsse von jemandem geleitet werden, «der etwas für Naturschutz übrig hat». Bisher ressortierte der Naturschutz beim Umweltministerium.

Kretschmann betonte, daß bei einer dramatisch zurückgehenden Artenvielfalt ein aktiver Naturschutz unabdingbar sei. Bundesweit seien mittlerweile 60 Prozent der Vogelarten vom Aussterben bedroht. Bei den Großpilzen seien es 32 Prozent. Die Schutzgebiete erfüllten heute ihre Aufgabe nicht, weil die Flächen zu klein seien. Außer einem Schild «Naturschutzgebiet» geschehe häufig nichts zum Schutz der Natur.

Bereits vor Zusammentreten des neuen Landtags legten die Grünen einen umfangreichen parlamentarischen Antrag zum Naturschutz vor, wonach die «wichtigsten Naturschutzfachbehörden», die Bezirksstellen, in ihrer bisherigen personellen Stärke erhalten werden sollen. Nach der Koalitionsvereinbarung zwischen CDU und FDP ist vorgesehen, daß 44 Bedienstete der Bezirksstellen künftig den Stadt- und Landkreisen als hauptamtliche Naturschutzkräfte zugewiesen werden.

Die Grünen fordern, das zusätzliche Personal für Stadt- und Landkreise aus den Flurbereinigungsbehörden abziehen. Starke Bezirksstellen seien für den Naturschutz unabdingbar, weil diese Behörden unabhängig seien, während die Naturschutzfachkräfte bei Stadt- und Landkreisen in die Verwaltung eingebunden seien. Ferner fordert der Antrag, die Naturschutzverbände an Aufbau und Betreuung von Naturschutzzentren wesentlich stärker als bisher zu beteiligen.

Murrbahn ist jetzt elektrifiziert

(dpa/lsw) Die Elektrifizierung der Murrbahn wurde am 31. Mai mit einer Einweihungsfahrt und mit Festen in den Bahnhöfen entlang der Strecke gefeiert.

Mit Abschluß der Elektrifizierungsarbeiten wurde ab 2. Juni das Schienenverkehrsangebot neu geordnet und verdichtet. Alle zwei Stunden fahren jetzt StadtExpress-Züge zwischen Stuttgart und Crailsheim. Seit September 1994 wurde entlang der 79 Kilometer langen Strecke zwischen Marbach (Kreis Ludwigsburg) und Crailsheim (Kreis Schwäbisch Hall) gearbeitet. Die Investitionen für den Bau der Oberleitungsanlagen sowie die Beschaffung zusätzlicher elektrischer Triebfahrzeuge betragen rund 100 Millionen Mark.

Ulmer-Münster-Modell steht in der Pampa

(STZ) Fritz Held (71), einst als «singer Pfarrer von der Alb» bekannt, macht sich in seiner Wahlheimat Argentinien auch als Münsterbauer verdient. Für die «Siedlung Ulm», die Held 1100 Kilometer von der Hauptstadt Buenos Aires entfernt für arbeitslose Baumwollpflücker einrichtet, hat er einen Entwurf des Ulmer Münsters im Maßstab eins zu zwanzig gefertigt. Der Münsterturm ist immerhin acht Meter hoch. Bereits hundert Indiofamilien wohnen in der «Siedlung Ulm». 1988 war Held nach neun Jahren Pfarrdienst im Alb-Donau-Kreis nach Argentinien zurückgekehrt. Dort hatte der gebürtige Ulmer 27 Jahre lang gelebt. Seine Idee war, den arbeits- und heimatlos gewordenen Argentinern auf seiner Farm nicht nur ein Dach über dem Kopf zu verschaffen, sondern ihnen auch ein kleines Stückchen Land zur Bewirtschaftung zu geben. Kirchengemeinden in Ulm und im Alb-Donau-Kreis haben für das Projekt Partnerschaften übernommen.

Aufwendiges Kurprogramm für Oberschwabens Seen

(STZ) Vor 70 Jahren war der Argensee bei Kießlegg noch sauber. Vier Meter tief reichte die Sicht im klaren Wasser. Seit den fünfziger Jahren wurden die Wiesen ringsum stärker gedüngt. Nach und nach sank die Sichttiefe auf etwa zwei Meter in den achtziger Jahren. Denn was das Wachstum in den Wiesen fördert, düngt auch den See, so daß die Algen wachsen, und der See schmutzig erscheint. Zugleich verbrauchen sie den Sauerstoff im Wasser. Faulschlamm setzt sich ab, die Gewässer verlanden. Diese verhängnisvolle Kette läßt sich an fast allen der 2000 oberschwäbischen Seen verfolgen. Doch inzwischen konnte der Prozeß wenigstens an einigen Seen aufgehalten werden.

Die Überdüngung des Wassers mit Phosphorverbindungen wurde gestoppt. Am Beispiel des Bodensees läßt sich aber ablesen, daß die Heilung Jahrzehnte dauert. Nach dem Bau von Kläranlagen hat es noch lange gedauert, bis der größte deutsche See sauberer wurde. In Oberschwaben ist noch eine riesige Aufgabe zu bewältigen, das wurde jüngst bei einem Besuch des Tübinger Regierungspräsidenten Max Gögler am Metzisweiler Weiher deutlich. Der See erscheint als Idylle inmitten von grünen Wiesen. Doch er muß das Abwasser des gegenüberliegenden Weilers Weitprechts und eines Hofes am Westufer schlucken. Sie haben keinen Anschluß an ein Klärwerk. Überdies wurden die Wiesen bis hart ans Ufer gedüngt, und das ist das größere Problem. Es läßt sich nämlich nicht so leicht erfassen, woher Gülle in den See sickert. Mancherorts wird der unerwünschte Dünger kilometerweit über Gräben und Bäche in Teiche und Weiher geschwemmt.

Vor sieben Jahren wurde das Aktionsprogramm zur Sanierung oberschwäbischer Seen aufgestellt. Seit Sommer 1995 arbeiten die Landkreise Ravensburg und Sigmaringen, der Bodenseekreis und 28 Gemeinden zusammen. Drei Agraringenieure und ein Laborant sind mit der

Seensanierung beschäftigt. Inzwischen sind 22 Seen untersucht worden. Für 13 Gewässer wurden Entwicklungspläne ausgearbeitet; mit der Sanierung wurde begonnen. Die Bauern haben sich dazu verpflichtet, einen Teil ihrer Wiesen nicht mehr zu düngen. Für den fehlenden Ertrag erhalten sie Geld, 200 000 Mark pro Jahr gibt das Land dafür aus. Inzwischen sind sogenannte Extensivierungsverträge für 307 Hektar Bauernland unterschrieben, manche laufen zehn Jahre lang. Doppelt so viele könnten geschlossen werden, erläuterte Albrecht Trautmann, bei dem die Fäden des Programms zusammenlaufen. Doch im Augenblick sind alle Aktivitäten blockiert, bis die Neuorganisation der zuständigen Stuttgarter Ministerien erledigt ist. Selbst wenn diese ausstehenden Verträge geschlossen würden, ist nur ein Teil des Zuflusses von 22 Seen beseitigt. Doch mehr als 2000 liegen verstreut zwischen den Hügeln Oberschwabens. Es gibt aber auch Erfolge. Am Schleinsee bei Tettmang ist der Phosphorgehalt seit 1990 von 122 Mikrogramm pro Liter auf 80 Mikrogramm gesunken. Die Sicht reicht jetzt wieder 3,30 Meter tief, vorher waren es gerade noch 80 Zentimeter. Eine andere Methode der Sanierung wird am Argensee verfolgt. Wissenschaftler der Universität Hohenheim führen dem Wasser direkt Sauerstoff zu, das ihm durch Düngung und Abwasserbelastung entzogen wurde. Sie bewirken damit, daß der Phosphor im Schlamm am Seegrund festgehalten wird und nicht mehr zur Düngung beiträgt. Auf diese Weise wurde erreicht, daß selbst das Wasser in der Tiefe nie mehr ganz ohne Sauerstoff ist. Der Phosphorgehalt sank, pflanzliche und tierische Kleinlebewesen, Futter für die Fische, wachsen wieder. Doch die Belüftung ist eine teure «Intensivmedizin», das wissen auch die Forscher. Sie kann nur fortgeführt werden, weil sie von etlichen Firmen unterstützt wird. Die amtlichen Gewässerschützer wollen die Ursache der Verschmutzung in der Umgebung von Seen beseitigen und haben für die Sauerstofftherapie nicht viel übrig.

Ökologisches Gutachten für Donauried in Arbeit

(dpa/lsw) Das gesamtökologische Gutachten Donauried wird nach Ankündigung von Bayerns Umweltminister Thomas Goppel (CSU) voraussichtlich bis 1997 fertig sein. Als Erfolgsrezept bezeichnete er in Dillingen die «offene Planung», bei der Landwirte, Lokalpolitiker und Parlamentarier einbezogen würden. Mit den Schadensberichten für das rund 42 000 Hektar große Gebiet soll das schwäbische Donautal vor der drohenden Austrocknung geschützt werden.

Die weiteren Riedflächen sollen als Großlebensraum für den Weißstorch und den Brachvogel erhalten und die großen Grundwasservorkommen umweltverträglich genutzt werden, sagte Goppel. Das Land Baden-Württemberg habe für die Wasserentnahme aus der Donau einen Ausgleichsbetrag von 20 Millionen Mark gezahlt. Das Geld soll dem Wasser- und Naturhaushalt im schwäbischen Donaumoos zugute kommen.

Pfarrhaus als Gedenkstätte für Romano Guardini

(dpa) Als Gedenkstätte für den katholischen Theologen und Religionsphilosophen Prof. Romano Guardini (1885–1968) ist das Pfarrhaus in Aitrach-Mooshausen im Allgäu eingeweiht worden. Das barocke Gebäude war in der NS-Zeit Zufluchtsort Guardinis und Zentrum des eng mit ihm zusammenarbeitenden «Mooshausener Kreises». Guardini war ein enger Freund des Gemeindepfarrers Josef Weiger (1883–1966). Guardini hatte – neben seinem theologisch-philosophischen Werk – großen Einfluß auf die katholische Jugendbewegung und die liturgische Erneuerung. 1952 erhielt Guardini den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Der Bischof der Diözese Rottenburg/Stuttgart, Walter Kaspar, erinnerte an die Bedeutung des Kreises: «Von Mooshausen ist eine Fülle von Anregungen ausgegangen.»

Erweiterte Pfahlbauten in Unteruhldingen

(SZ) Deutschlands größtes archäologisches Freilichtmuseum hat in den vergangenen Monaten etwas geschafft, was im ganzen Land als beispielhaft gelten dürfte: Ein 4,5 Millionen Mark teurer Eingangsbau wurde komplett über Eintrittsgelder selbst finanziert. Schätzungsweise 250 000 Besucher werden auch dieses Jahr wieder «Archäologie zum Anfassen» erleben wollen. Museumsdirektor Gunter Schöbel hat als Ziel, «lebendige Archäologie» zu vermitteln. Das gelingt ihm und den 50 Mitarbeitern offenbar ganz gut. Allein 110 000 Schüler – die eigentliche Zielgruppe der Museumsmacher – kommen jedes Jahr hierher. «Solide und auf hohem Qualitätsniveau» will Schöbel innerhalb der erweiterten, rekonstruierten Dorfanlagen informieren. Von dieser Saison an wird in einem stein- und bronzezeitlichen Versuchsgarten das Wagnis unternommen, ein Stück Umweltgeschichte darzustellen. Hier soll gezeigt werden, wie der Mensch einst versucht hat, sich durch Kultivierung Nahrung zu erschließen. «Wir wollen steinzeitliche Kulturflächen darstellen», sagt Schöbel. Bundespräsident Roman Herzog hat das Pfahlbaumuseum in Unteruhldingen am Bodensee als eine Privatinitiative gewürdigt, die ohne staatliche Subventionen seit Jahrzehnten wertvolle Arbeit leiste. Herzog besuchte das Freilichtmuseum anlässlich der Eröffnung eines neuen Museumsgebäudes. Er habe ein Faible für die Archäologie und liebe den Bodensee, so daß dieser Besuch sich förmlich anbiete, sagte der Bundespräsident bei einem Rundgang. Herzog hob die Vermittlung eines lebendigen Geschichtsbildes im Pfahlbaumuseum hervor, wies aber auch auf den Mißbrauch des Museums durch die Nationalsozialisten hin, die für ihre Propagandazwecke gezielt ein falsches Geschichtsbild benutzten.

«Wasserkraftstrom wird diskriminiert»

(dpa/lsw) In Deutschland steuert Wasserkraft etwa fünf Prozent zur gesamten Stromerzeugung bei. Allerdings liegt die Wasserkraft bei den erneuerbaren Energien insgesamt mit einem Anteil von 90 Prozent weit vor Windkraft und Solarenergie. Sie wird von rund 6000 Kraftwerken produziert, von denen etwa die Hälfte im Bundesverband Deutscher Wasserkraftwerke organisiert ist. Der Verband vertritt die Interessen der Betreiber von privaten kleinen und mittelständischen Wasserkraftwerken. Die größten Wasserkraftwerke gehören den Energieversorgern. Den höchsten Anteil am Energieverbrauch hat die Wasserkraft im bergigen Bayern mit 15 Prozent, auf Rang zwei folgt Baden-Württemberg mit zehn Prozent. Europaweit liegt Norwegen bei der Nutzung von Wasserkraft auf Platz eins. Zur weltweiten Stromerzeugung trägt die Wasserkraft insgesamt ein Fünftel bei. Der Bundesverband Deutscher Wasserkraftwerke wehrt sich gegen die «anhaltende Diskriminierung» erneuerbarer Energien. Das Stromeinspeisegesetz müsse uneingeschränkt umgesetzt, die Förderung für Wasserkraftwerke ausgebaut und die Naturschutzgesetzgebung für den Bau neuer Kraftwerke geöffnet werden, forderte der Verband im Mai in Stuttgart. Zudem müßte der Bau von neuen Anlagen schneller als bisher genehmigt und die Bewilligung für Wasserkraftwerke von derzeit maximal 30 auf 60 Jahre heraufgesetzt werden. Laut dem Verband könnten diese Schritte den Anteil der Wasserkraft an der Gesamt-Stromerzeugung in Deutschland von derzeit fünf Prozent um die Hälfte steigern.

Der Verband kritisierte den Boykott des Stromeinspeisegesetzes, das einen Mindestpreis von 15,3 Pfennig pro aus Wasserkraft erzeugter Kilowattstunde Strom vorschreibt, durch das Karlsruher Badenwerk und die Kraftübertragungswerke Rheinfelden in mehreren Fällen. Dadurch würden Neuinvestitionen in die umwelt- und ressourcensparende Energiegewinnung verzögert. Schon der

gesetzlich festgelegte Preis decke die Kosten nicht. «Es gehört auch ein gutes Stück Idealismus dazu, ein Wasserkraftwerk zu betreiben», sagte Manfred Lüttke, Betreiber zweier Wasserkraftwerke in Lörrach. Nach dem Wunsch des Verbandes müßte die Einspeisevergütung bei 95 Prozent des Durchschnittsstrompreises für den Endverbraucher liegen. Dieser Durchschnittspreis liegt heute bei etwa 19 Pfennig pro Kilowattstunde.

Der Verband rechnet bei «weiterer Hinhaltepolitik» der Stromerzeuger mit einer Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts über die Verfassungsmäßigkeit des Stromeinspeisegesetzes in bis zu fünf Jahren. Das Landgericht Karlsruhe hatte Mitte Mai das Einspeisegesetz als zulässiges Preisgesetz bezeichnet, das die Stromwirtschaft nur unerheblich belastete. Das Badenwerk hatte angekündigt, in Sachen Stromeinspeisung bis vor das Verfassungsgericht gehen zu wollen.

Nach Lüttkes Worten ist nicht Wasserkraft, sondern Kernenergie die unrentabelste Energie. In den Preisen für Atomstrom seien unter anderem die Kosten für die staatliche Förderung der Atomwirtschaft, Beseitigung von Kernkrafttruinen sowie Castor-Transporte nicht enthalten; zusätzlich zu den bekannten Endverbraucherpreisen subventionierten die Steuerzahler die Atomwirtschaft in Milliardenhöhe. «Selbst unter Ausklammerung der Versicherungs- und Endlagerungskosten kostet Atomstrom mindestens 65 Prozent mehr als Wasserkraftstrom», erklärte Lüttke. Das Atomgesetz erlaube den «Strommonopolen» zudem noch steuerfreie Rückstellungen aus dem Gewinn.

Brücken-Reste von 1778 in Plochingen entdeckt

(STN) Die Landesgartenschau 1998 in Plochingen macht schon lange vor der Eröffnung von sich reden. Nicht, daß auf dem Gelände am Neckarknie schon gearbeitet würde, sondern vielmehr durch einen Fund. Bau-

arbeiter und Stadtplaner entdeckten Überreste der Neckarbrücke aus dem Jahr 1778. Bei einer Begehung des Areals hatten die Planer der Landesgartenschau einige Holzbalken im Uferschlamm entdeckt. Jetzt bestätigte sich, daß es sich um die hölzernen Widerlager der alten Neckarbrücke handelt, die bis 1905 insgesamt 127 Jahre lang Plochingens wichtigste Verbindung über den Neckar war.

Die besondere Bauweise der Brücke hielt den zunehmenden Belastungen zum Anfang dieses Jahrhunderts nicht mehr stand. Es handelte sich um eine freitragende, geschlossene Konstruktion, die den an dieser Stelle fast 70 Meter breiten Neckar ohne Pfeiler überspannte. In einem Reisebericht von Philipp W. Gereken stand bereits 1783 vermerkt: «Dies Brücke ruhet auf nichts in der Mitte, wenn also hier ein starker Frachtkarren rüberfährt, wie ich selbst gesehen, so schwankt die Brücke gewaltig auf und nieder, weil sie auf gar nichts ruhet und das Hängewerk im ganzen schwach ist.»

Christian Adam Etzel, Landesbaumeister in Diensten des württembergischen Herzogs Carl Eugen, hatte die feingliedrige Holzkonstruktion der bekannten, allerdings von Pfeilern gestützten Brücke über den Rheinfall bei Schaffhausen abgesehen. Um die Schwankungen, den Schub und das Eigengewicht der hängenden Neckarbrücke abzufangen, verankerte er sie mit zwei massiven Widerlagern einen Meter unter der Erde. Aus statischen Gründen mußten die Pfortenhäuschen an beiden Ufern zusätzliches Gewicht auf die Lager bringen.

Nun beschäftigen sich die Denkmalschützer mit dem Fund. Die Widerlager sind vollständig freigelegt worden. Weil das Holz durch die Feuchtigkeit des Bodens konserviert wurde, wird es, bis es vermessen und fotografiert ist, ständig bewässert. Eine Untersuchung, bei der die Jahresringe der Hölzer vermessen werden, wird das Alter der Balken bestimmen. Es wird vermutet, daß ein Balken noch von einem früheren Brückenbau aus dem Jahre 1733 stammt und hier wiederverwendet

worden ist. Dieser alte Balken soll symbolisch bei der Landesgartenschau ausgestellt werden. Auch Funde aus der Bronzezeit, die 1903 beim Bau der Otto-Konz-Brücke, der Nachfolgerin der alten Holzbrücke, gemacht wurden, können dann beachtet werden. Außerdem werden Findlinge und Kies die Stellen, an denen sich die Widerlager befinden, markieren.

Landrat ist für Stadtbahn Pforzheim-Bietigheim

(dpa/lsw) Der Ludwigsburger Landrat Rainer Haas hat sich für eine baldige Einführung einer Stadtbahnverbindung zwischen Pforzheim und Bietigheim-Bissingen ausgesprochen. In einem veröffentlichten Schreiben an die Bürgermeister der Städte Bietigheim-Bissingen, Sachsenheim und Vaihingen sowie die Gemeinde Sersheim (Kreis Ludwigsburg) hebt er ein neues Fachgutachten hervor. Danach ist der Stadtbahnbetrieb kostengünstiger als der derzeitige Schienenpersonennahverkehr der Deutschen Bahn AG. Mit den Einsparungen sollen nach den Vorstellungen des Landrats Fahrplanverbesserungen finanziert werden.

Archäologisches Kataster für Ravensburg liegt vor

(STN) Normalerweise sind sie nicht gut aufeinander zu sprechen: Bauherren, die in historischen Stadtkernen bauen wollen, und die Archäologen des Landesdenkmalamts. Denn immer dann, wenn gebaut werden soll in den 306 Gemeinden im Land mit mittelalterlichen Zentren, könnte ein historischer Fund den ganzen Zeitplan durcheinander bringen. Die Denkmalschützer wollen solche Kollisionen künftig mit «Archäologischen Stadtkatastern» vermeiden helfen.

In diesen Verzeichnissen ist genau festgehalten, an welchen Stellen die Archäologen damit rechnen können, Zeugnisse der Vergangenheit im Bo-

den zu finden. Seit 1988 arbeitet das Landesdenkmalamt an der Fleißarbeit. Ravensburg ist die erste größere Stadt, die aus den Händen des Präsidenten des Landesdenkmalamtes, Dieter Planck, ein archäologisches Stadtkataster überreicht bekam. Zuvor hatte Isny im Allgäu als erste Stadt eine solche archäologische Aufarbeitung der Gemarkungsfläche überreicht bekommen. Weitere sollen folgen.

Dabei wird ein solches Kataster nicht nur für Städte erstellt, in denen die mittelalterlichen Kerne noch erhalten sind. Auch in Städten wie Friedrichshafen, Ulm oder Heilbronn vermutet das Landesdenkmalamt unter der Oberfläche noch viele archäologische Fundstellen. «Die archäologische Relevanz beginnt wenige Zentimeter unter der Erdoberfläche», sagt Planck, selbst gelernter Archäologe. Das Problem seiner Zunft sei, daß sie über Baumaßnahmen oft viel zu spät informiert werde. Unter Zeitdruck müsse dann oft entschieden werden, ob die Baumaßnahme weiter gehen darf, oder ob erst archäologische Notgrabungen an einer Baustelle vorgenommen werden müßten.

Für die Bauherren bedeutet das Stadtkataster mehr Planungssicherheit. Grundstück für Grundstück ist in Ravensburg jetzt in dem Verzeichnis bewertet worden. Große gelbe Flächen zeigen an, daß hier archäologisch nichts mehr zu erwarten ist. An den rot markierten Stellen rechnen die Archäologen noch mit historischen Funden. Der große Feind der Archäologen ist immer noch der innerstädtische Tiefgaragenbau. So klaffen auch in Ravensburg – am Marienplatz oder am sogenannten Gänsbühl – inzwischen große Lücken. Vor allem das Gänsbühl-Areal wurde völlig ausgeräumt. «Das ist, als ob Sie ein Stadtarchiv anzünden würden», meinte Planck zu den Sünden, die auch in Ravensburg in den vergangenen 20 Jahren in archäologischer Hinsicht begangen wurden. Ravensburgs Oberbürgermeister Hermann Vogler versprach denn auch, das Kataster im Sinne eines «archäologischen Gewissens» für die Stadt zu nutzen.

250 Jahre Deutschordens-Schloß auf der Mainau

(STZ) Die Insel Mainau im Bodensee gilt als eine besondere Kostbarkeit, so haben sie die Menschen zu allen Zeiten empfunden. «Die lustig Insel Maynow» wurde sie bereits vor 450 Jahren genannt. Der Komtur des Deutschen Ordens sprach hundert Jahre später vom «Kleinod meiner Ballei», das war ein Gebiet, das bis ins Elsaß und nach Burgund reichte. Einst stand auf der Mainau eine turmbewehrte Feste mit Wall und Graben, mit Schanzen am Ufer. Doch bereits am Ende des Dreißigjährigen Kriegs zeigte es sich, daß die Bollwerke gegen weitreichende Kanonen keinen Schutz mehr boten. Die Mainau wurde 1647 vom schwedischen General Wrangel erobert und blieb zwei Jahre besetzt. Ein Jahrhundert später wurde das alte Bollwerk abgebrochen, und die Herren vom Deutschen Orden ließen ein zeitgemäßes Schloß bauen. Dessen Mittelteil wurde 1746 vollendet, ist also heuer 250 Jahre alt.

Das ist der Grund dafür, auf der Insel wieder mal zu feiern. Schließlich lebt die Blumeninsel davon, daß sich viele Menschen Feier-Tage leisten können, an denen sie zwischen Blumenrabatten und unter alten Bäumen auf der Mainau flanieren. Zwar ist der Besucherstrom etwas abgeebbt, doch im vergangenen Jahr sind immer noch 1,6 Millionen Gäste gekommen.

Den dreiflügeligen Bau mit seinem Ehrenhof hat Giovanni Gaspare Bagnato entworfen, ein Baumeister, der in Oberschwaben vielerorts tätig war. Für den Deutschen Orden hat er nicht nur auf der Insel, sondern auch in Altshausen und auf Schloß Hohenfels gearbeitet. Bagnato ist wahrscheinlich in der Gruft der von ihm gebauten Barockkapelle neben dem Mainau-Schloß begraben. Die Besucher nehmen die Insel wohl vornehmlich als einen Park mit üppiger Blumenpracht wahr. Das barocke Kleinod von Schloß und Kirche wird eher als selbstverständliche Zutat empfunden. Doch in der Tat gilt bis heute, was der Kunsthistoriker Adolf Schahl vor 40 Jahren in seinem Bo-

denseebrevier geschrieben hat: «Alles, was die Insel hervor- und darbringt, wird durch diesen Bau zur fest regierten, glücklichen Wohlgestalt.»

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ging die 500jährige, milde Herrschaft des Deutschen Ordens zu Ende. Der Besitz gelangte in weltliche Hände, nämlich an das Haus Baden. Es folgte im Verlauf eines Jahrhunderts mehrfacher Besitzerwechsel. 1932 übernahm Lennart Bernadotte, der aus dem schwedischen Königshaus stammt, die Insel von seiner Großmutter, einer Badenerin. Vom Schloß

können die Besucher zumeist eine Flucht von Zimmern und Sälen im Erdgeschoß sehen.

Stets offen ist die Kirche neben dem Schloß, und dort hat nicht nur Bagnato gewirkt. Stuck und Skulpturen stammen von Josef Anton Feuchtmayer, dessen 300. Geburtstag ebenfalls in diesem Jahr begangen wird. Der Blick geht hinüber zum anderen Ufer zur weitaus bekannteren Wallfahrtskirche Birnau, die Feuchtmayer ebenfalls ausgestattet hat, unter anderem mit dem berühmten Honigschlecker, aber in der Mainau-Kirche sind Feuchtmayers Heilige näher.

Persönliches



Elfriede Fritz verstorben

Die am 22. April 1996 im Alter von 79 Jahren verstorbene Elfriede Fritz aus Stuttgart war dem Heimatbund seit fast 45 Jahren verbunden. Seit mehr als 10 Jahren war sie eine unschätzbare ehrenamtliche Kraft in vielen Bereichen der Geschäftsstelle, vor allem in der Buchhaltung. Bei dieser Tätigkeit kam ihr die 50jährige Berufserfahrung im kaufmännischen Bereich zugute.

Geboren in Tübingen, und teilweise bei den dort lebenden Großeltern

aufgewachsen, machte Frau Fritz nach dem Besuch der Handelsschule in Stuttgart eine kaufmännische Lehre bei einer Werkzeugmaschinenfabrik, der sie ihr ganzes Berufsleben und darüber hinaus treu blieb.

Der frühe Tod des Vaters, sie war noch nicht einmal 18 Jahre alt, machte sie zum alleinigen Verdiener in der Familie. Der einzige Bruder blieb im Krieg und sie mußte ihre Mutter jahrelang pflegen. All diese persönlichen Beschwerden ließen bei ihr keine Bitterkeit aufkommen, ihr Ausgleich war das große Interesse an der Kunst- und Baugeschichte, der Literatur und Musik. Im Heimatbund fand sie eine Heimat und viele Gleichgesinnte, und so oft sie konnte, nahm sie an den Studienreisen und Exkursionen teil.

Geschäftsführer Dieter Dziellak sprach bei der Beerdigung am 26. April 1996 auf dem Steigfriedhof in Bad Cannstatt den Nachruf, bei dem er den Dank für ihre jahrelange ehrenamtliche Arbeit in den Vordergrund stellte, aber auch ihren Humor und Fröhlichkeit nicht unerwähnt ließ. Sinnbildlich für ihren angestammten Platz in der ersten Reihe des Busses, sprach er die Hoffnung aus, daß ihr dieser Platz auch im Himmel gesichert sein möge. Elfriede Fritz hat den Schwäbischen Heimatbund nicht nur zu Lebzeiten mit finanziellen Zuwendungen bedacht, sondern auch in ihrem Testament.